

COLLOQUIUM HISTORICUM WIRSBERGENSE

GESCHICHTE AM OBERMAIN

Band 4

Jahresausgabe 1966/67

Druck und Verlag: Meister-Druck, Lichtenfels

#### Bild des Umschlages

Im Kaiserdom zu Bamberg, Rückseite der nördlichen Chorschränken des Georgenchores, zwischen Blendarkaden die Reliefe der paarweise sich zugewandten Prophetengestalten im Diskussionsgespräch — Sinnbild echten Colloquiums.

Eine der Hauptleistungen der Bamberger Steinmetzwerkstätte um 1220—1230: „Es sprüht wie Funken zwischen den Augen, von den Fingerspitzen gehen elektrische Ströme aus“ . . . man meint, „die Intensität des Gespräches . . . geradezu leibhaftig am eigenen Körper zu spüren . . ., fast unerträglich, so daß man den endlichen Ausbruch der verhaltenen Leidenschaft herbeisehnt.“ (Fritz Baumgarten)

#### I N H A L T

	Zum Geleit . . . . .	6
Emil Singer:	Der Buntsandstein am Obermain in wirtschaftlich-geschichtlicher Sicht . . . . .	13
Wilhelm Frantzen:	Neolithische Funde aus der Umgebung von Kronach — Ein Vergleich mit Idolen der Megalithleute von Südspanien . . . . .	21
Hans Edelmann:	Der Turmhügel bei Wirsberg . . . . .	25
Helmut Meißner:	Der Fund eines alten Grabsteines in Himmelkron	37
Reinhard Maria Libor:	Die Katharinenkapelle zu Klosterlangheim — Ein Denkmal zisterziensischer Bauhüttenkunst	49
Johann Baptist Müller:	Zur Frage der Landsgemeinden am oberen Main mit besonderer Berücksichtigung des Landkreises Lichtenfels . . . . .	73
Rudolf Herd:	Ein fränkischer Ritterspiegel aus dem Jahre 1507	87
Hans Max von und zu Aufseß:	Der eherne Ritter von Lichtenfels . . . . .	101
Ernst Sticht:	Die Belehnung der Stadt Kronach mit zwei Rittergütern . . . . .	105
Martin Kuhn:	Der Main-Werra-Kanal. Ein vergessenes Projekt aus dem 17. Jahrhundert in Ostfranken . . . . .	111
Johann Vitzthum:	Fischkrieg der Wiesener mit der Fürstbischöflichen Hofkammer in Bamberg . . . . .	121
Willi Schreiber:	Ein altes Gemeindehaus — Sage und Wahrheit	127
Heinrich Meyer:	Die Entwicklung der Korbflechterei und des Korbhandels am Obermain . . . . .	131
Max Heid:	Josef Viktor von Scheffels Sommeraufenthalt in Banz 1859 . . . . .	153
Andreas Dück:	Rudolf von Laban auf Schloß Banz 1937 . . . . .	167
Jakob Lehmann:	Der Wandel des Heimatbegriffes . . . . .	173
	CHW-Bibliographie . . . . .	191
	Anmerkungen . . . . .	199

## Zum Geleit

Zum vierten Male legt das COLLOQUIUM HISTORICUM WIRSBERGENSE eine Jahresgabe vor. Der Abschluß ihres Manuskriptes fiel mit dem ersten Jahrestag des Todes unseres Begründers, langjährigen Ersten und Ehrenvorsitzenden,

HERRN Dr. EDUARD MARGERIE

aus Wirsberg, zusammen. Ihm, der bis in die letzten Tage seines begnadeten Alters dem CHW, diesem „seinem liebsten Kinde“, wie er es formulierte, seine ganze Aufmerksamkeit und alles Interesse widmete, sei dieser Band in dankbarer Erinnerung gewidmet.

\*

Die Beiträge zur Jahresgabe 1966/67 reichen wiederum von der Vor- und Frühgeschichte bis in die Auseinandersetzungen der Gegenwart und spiegeln damit die ganze Spannweite der forschenden und berichtenden Tätigkeit unserer Vereinigung.

Dr. Emil Singer, Mineraloge bei den Siemens-Werken in Redwitz, eröffnet die Reihe der Aufsätze mit einer wirtschaftsgeschichtlichen Betrachtung über den Buntsandstein am Obermain. Dr. Wilhelm Frantz en berichtet aus seiner langjährigen Forschungsarbeit und stellt seine neolithischen Funde in eine interessante Beziehung zu Idolen der südspanischen Megalithleute.

Hans Edelmann knüpft in seiner Untersuchung des Turmhügels bei Wirsberg an Fragen an, die Dr. Margerie zur Heimatgeschichte führten und deren Beantwortung somit mehr bedeutet als eine dankbare Geste gegenüber den historischen Stätten, die den Namen unserer Vereinigung mitbestimmten. Aus der Nachbarschaft berichtet Helmut Meißner über den Fund eines alten Grabsteins bei der 1965/66 dankenswerterweise durchgeführten Renovierung der Ritterkapelle im alten Kloster zu Him-

melkron, als dessen wissenschaftlicher Custos er sich seit Jahren in zahlreichen Veröffentlichungen und Führungen einen Namen gemacht hat.

Unser Freund Reinhard Libor, Kaufbeuren, anerkannter Zisterzienser-Historiker und Experte für mittelalterliche Buchmalerei und Ordensarchitektur, erhielt im September 1966 vom Generalabt des Zisterzienser-Ordens in Rom die ehrenvolle Anerkennung als Fachgelehrter für zisterziensische Siedlungs-, Kultur- und Geistesgeschichte. Seine Studie über die Bauhüttenkunst der grauen Mönche an der Katharinenkapelle in Klosterlangheim bleibt den Worten Bernards von Clairvaux verpflichtet: „Was ihr in den Büchern nicht finden werdet, das werden euch die Steine künden“. Sie bildet ein erweitertes Teilstück aus einer umfangreichen Akademiearbeit, die R. M. Libor für das Jahrbuch 1967 der Friedrich-Wilhelm-Universität zu Breslau, Band XII, geschrieben hat. Vielleicht — wir möchten es hoffen! — vermögen seine Ausführungen und Vorschläge einen Anstoß zu geben zu Wiederherstellungsarbeiten an dem großartigen Bau- und Kulturerbe von Langheim, dessen kümmerliche Reste in bedauernswertem Zustand alle Heimatfreunde seit langem schmerzlich berühren.

Johann Baptist Müller behandelt in seinem aufschlußreichen Beitrag die Frage nach den Landgemeinden am oberen Main und berücksichtigt dabei vor allem den Landkreis Lichtenfels.

Einen bunten, kulturhistorisch höchst aufschlußreichen Querschnitt durch einen (leider viel zu wenig bekannten) fränkischen Ritterspiegel aus dem Jahre 1507 liefert Rudolf Herd, Oberstudienrat am Clavius-Gymnasium Bamberg; er spricht damit die Erinnerung an das weit über Schney und das Obermainland hinaus bedeutsam gewordene Geschlecht derer von Schaumberg und ihre hohe Zeit an.

Eng verbunden damit bleibt Hans Max Freiherr von und zu Aufseß mit seiner geistvollen Studie über eines der wertvollsten Kunstwerke der Lichtenfelser Katholischen Pfarrkirche, das Bronze-Epitaph des bischöflichen Amtmanns Wolf von Schaumberg. Mit einer Lesung seiner Monographie „In Franken fangen sich die Winde“ stand Herr von Aufseß im Mittelpunkt einer Veranstaltung im November 1965 im Rahmen unseres Sonderprogramms in Lichtenfels. Sie wurde umrahmt von Darbietungen des Madrigalchores des Meranier-Gymnasiums Lichtenfels sowie von Musik auf historischen Instrumenten und Gesängen des Melchior-Franck-Kreises Coburg unter Leitung von Knut Gramss-Heldtritt.

Den Kronacher Raum berühren der Beitrag von Dr. Ernst Sticht über die langwierige und umständliche Belehnung der Stadt Kronach mit zwei Rittergütern sowie der Aufsatz von Willi Schreiber über das Rankenwerk von Sage und Wahrheit, geschlungen um ein altes Gemeindehaus.

Eingedenk der Mahnung Prof. Dr. Bosls, neben der Erforschung der Führungsschichten des Heimatraumes, also der Vertreter der geistlich-weltlichen Grundherrschaft bzw. Landesherrschaft, auch das gemeinschaftliche und genossenschaftliche Leben, die Wirtschafts- und Sozialgeschichte zu Wort kommen zu lassen, haben die bisherigen Jahressgaben des CHW bereits das Weberhandwerk und die Flößerei zur Darstellung gebracht. Der Korbflechtereier, besonders signifikant für eine Reihe von Orten am Obermain, widmet nun Heinrich Meyer, langjähriger und verdienter ehemaliger Archivpfleger der Stadt Lichtenfels, eine umsichtig und liebevoll angelegte Untersuchung, auf die man seit langem von vielen Seiten wartet. Zu den zahlreichen Gratulanten aus Anlaß seines 80. Geburtstages zählte auch sein dankbares CHW.

In ein verwandtes Forschungsfeld weist die Skizze von P. Martin Kuhn, die mit dem Main-Werra-Kanalprojekt ein Stück Wirtschaftsplanung (oder -Utopie) des 17. Jahrhunderts in Erinnerung bringt und ihr angesichts der nicht weniger umstrittenen Arbeiten am Rhein-Main-Donau-Kanal interessante aktuelle Anreize verschafft.

Ein köstliches Kapitel aus einer leider nur in Maschinenschrift vorliegenden Pfarrchronik stellt „Der Fischkrieg“ aus der Feder von H. H. Geistlichen Rat Johann Vitzthum dar, das eine ähnlich originelle Entsprechung in der Wildschweinbraten-Anekdote, erzählt von Heinrich Meyer in unserer Jahressgabe 1964/65, hat.

Zwei Begegnungen großer Männer mit dem Land am Obermain bei ihren Aufenthalten auf Schloß Banz schildern die sich anschließenden Beiträge. Max Heid, passionierter Heimatforscher mit bedachtsam gepflegter Sprache, zeichnet ein lebendiges Porträt der Banzer Wochen Viktor von Scheffels. Andreas Dück, dessen 75. Geburtstag wir im November 1966 mit einer Lesung aus dem über 70 Erzählungen, Anekdoten und Erinnerungen umfassenden Opus des Heimatdichters im stimmungsvoll geschmückten Hochzeitssaal der Schloßgaststätte Banz begehen durften, erzählt aus seinen gemeinsamen Tagen mit Rudolf Laban in dunkelverhangener Zeit.

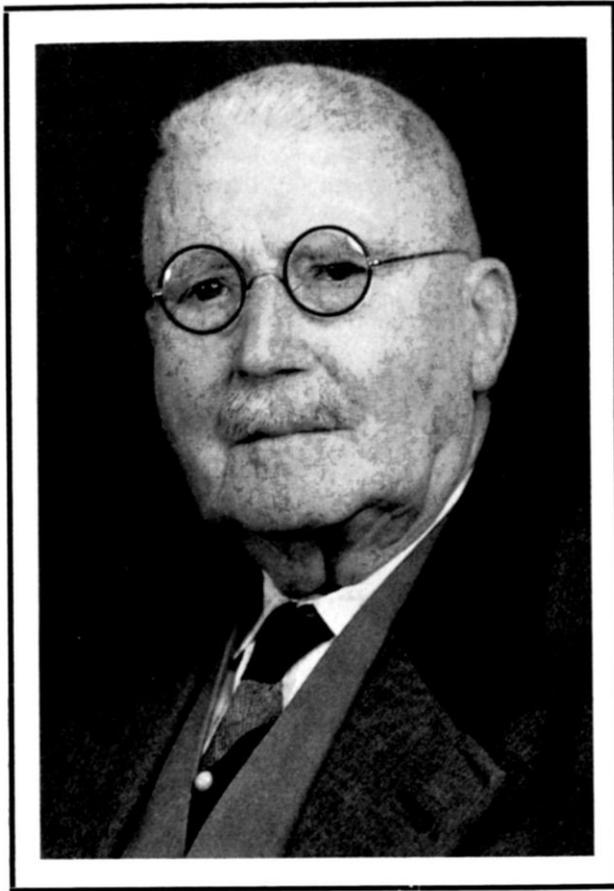
Den Abschluß unserer Jahressgabe bildet mein Referat, das ich als Einleitung zu unserer Podiumsdiskussion (am 12. November 1966 in Lichtenfels) über einen zeitgemäßen Heimatbegriff gehalten habe. Es steht hier auf Wunsch zahlreicher Teil-

nehmer an dieser außerordentlich gut besuchten und in der Öffentlichkeit stark beachteten Veranstaltung sowie einer Reihe von Freunden, die an der Teilnahme verhindert waren und den Originaltext kennenlernen möchten. Den am Podiumsgespräch aktiv beteiligten Herren, Dip.Ing. Herbert Fischer, Architekt in Schwürbitz, Johannes Gandela, Studiendirektor am Dietzenhofer-Gymnasium Bamberg, Walter Höchstädter, Pfarrer in Schney, Lektor P. Martin Kuhn, Banz, Johann Baptist Müller, Realschuldirektor in Burgkunstadt, Dr. Franz Pietsch, Oberstudienrat i. R. in Kulmbach, Konrad Radunz, Lehrer in Schney, sowie dem Leiter der Diskussion, Dr. Ernst Sticht, Oberstudienrat in Kronach, sei hier nochmals der Dank des CHW gesagt. Wir alle hoffen, daß das damit begonnene Gespräch nicht nur dem Selbstverständnis unseres CHW und seiner der Heimatgeschichte gewidmeten Arbeit, sondern auch einer geistigen Standortbestimmung all jener diene, denen es um einen wachen Sinn für die Forderungen der Zeit und die Erfüllung geschichtlicher Vermächtnisse ehrlich zu tun ist.

Möge in diesem Sinne auch die neue Jahressgabe insgesamt allen Mitgliedern und Freunden des Colloquium Historicum Wirsbergense — nach den Worten von Hans Rothfels — eine Hilfe sein, dem „Gegenwärtigen in der Geschichte und dem Geschichtlichen in der Gegenwart“ aufgeschlossen und wohlgerüstet zu begegnen.

Lichtenfels, am Neujahrstag 1967

Dr. Jakob Lehmann



#### IN MEMORIAM Dr. EDUARD MARGERIE

Jean Paul, der Dichter der Waldgebirge Ostfrankens, der einst auch in der Goldenen Adlerhütte im Kossertal bei Wirsberg einkehrte, appellierte an das Herz seiner Wäldler: „Jeder hat Vergangenheit genug in sich, um eine reine Zukunft auszubilden!“ War dies nicht der Geist, das Verlangen nach „reiner Zukunft“ aus dem Blick in Vergangenes, der am 29. Juli 1924 zehn Männer um einen Tisch zusammensitzen und ein Colloquium historicum begründen ließ? Wie ein Frankenwaldbaum war dies Werk in Wirsberg gepflanzt worden, und während es in das fünfte Jahrzehnt hinein über das ganze Obermaingebiet wuchs und wächst, stand einer nach

IO

dem anderen der ersten Gesinnungsfreunde dort vom Gründertisch auf, um für immer Abschied zu nehmen. Nun ist als letzter der Mann in der Frankenwaldtracht mit roter Weste, schwarzer Hose und im schweren Tritt des Bundschuhs hinausgegangen. Noch einmal hatte er mit seinem kräftigen Händedruck uns Zurückbleibende auf die Treue zur Heimat und ihre zukunftsweisende Vergangenheit verpflichtet und jeden angesprochen: „Liebe Leut, bleibt mir nur immer Optimisten!“ Für den 1879 in Elberfeld geborenen Dr. Eduard Margerie war die Goldene Adlerhütte am Südrand des Frankenwaldes zur engeren Heimat geworden. Hier hatte er 1912 ein privates Waldsanatorium zur Heilung von Nervenleiden begründet, dem er bis 1953 als Chefarzt vorstand. Die Welt seiner hugenottischen Ahnen, die aus Frankreich nach Deutschland ausgewandert waren, beschäftigte ihn immer wieder, bis er sich endlich mit 78 Jahren auf die Suche nach dem von den Ureltern verlassenen Ort an der Rhone machte. Mit Hilfe von Rektor M. Kuhn, Seelsorger in Südf frankreich, sollte er dann auch den alten Herrnsitz der de Margerie bei Montélimar finden, in dessen efeumrankter, zerbrochener Kapelle der namengebenden Patronin des Geschlechtes, Sainte Marguerite, er lange und tiefbewegt stand. Was dies hugenottische Geschlecht bei seiner Vertreibung damals verlor, fand es neu im Erlebnis der zweiten Heimat und vererbte es von Generation zu Generation, bis in Doktor Margerie – wie es später ähnlich unter vielen Flüchtlingen aus Ost-Heimatlandschaften geschah – ein tiefer schauender Kündler dafür erstand: Die Heimat ist nicht nur eine Summe von Dingen, sondern hinter diesen steht ein Bild, dessen Erforschung und Deutung ein Leben zu leben wert ist.

So hat Dr. Margerie um dieses ewig schönen Bildes ‚Heimat‘ willen, aus tiefer Seele gedrängt, Gemeinschaften ins Leben gerufen und immer von neuem angesprochen: als Vorsitzender im Colloquium 1924–1964, als Vorstand im Frankenwaldverein 1947–1952 und in zahlreichen anderen Gesellschaften. So begegnete man ihm auf Sitzungen und Exkursionen, bei Tagungen und Ausgrabungen. Aus seiner Feder stammen: „Die Margerie, eine Geschlechterfolge“, Aufsätze und Anregungen in den von ihm 1944 begründeten „Wirsberger Blättern“ und die Regesten: „Die Herren von Wirsberg – ein Ministerialengeschlecht“.

Mit der silbernen Ehrennadel vom „Verband deutscher Gebirgs- und Wandervereine“, der Ehrenbürgerschaft von Wirsberg, der Ehrenmitgliedschaft im Frankenwaldverein, dem Ehrenvorsitz im Colloquium, dem Bundesverdienstkreuz und der Medaille bene merenti der Bayerischen Akademie der Wissenschaften zeichneten ihn seine Mitbürger, Heimatfreunde und die Regierung aus.

Am 11. Dezember 1965 verschied der Arzt, Wanderer und Forscher, unser Gründer. Am 15. Dezember 1965 nahm eine Delegation des CHW auf dem hochgelegenen Friedhof von Hof/Saale an einem glasklaren Wintertag, der ihm seine heimatlichen Berge diesseits und jenseits der Zonengrenze zu einer letzten dankbaren Totenwache nahe an den Sarg gerückt hatte, mit einem Kranz und dankenden Gedenkworten Abschied. Die Urne des Verehrten wurde später in den Felsen über der Goldenen Adlerhütte überführt.

Aus dem geistigen Erbe und Testament aber wird der von seiner Hand unterzeichnete Satz für die künftige Tradition des Colloquiums eine stete und helle Mahnung des Unvergeßlichen bleiben: „Geschichte – Kultur – Religion: dieser Dreiklang in unserer Landschaft ist in unseren Gesprächen klingend geworden, möge er im Colloquium nie verstummen!“

II

*Emil Singer, Redwitz:*

## DER BUNTSANDSTEIN AM OBERMAIN IN WIRTSCHAFTLICHER SICHT ÜBERBLICK

Vor allem durch die technische Entwicklung wird ein fortlaufender Wandel im Bedarf von heimischen Gesteinen verursacht, der für historische Betrachtungen von Bedeutung ist. An dem Wechsel im Abbau von nutzbaren Gesteinen der markanten Schichtenfolge Buntsandstein wird dies eingehender erläutert. Vor etwa 200 Millionen Jahren wurde in unserem Raum durch Wind und Flüsse vorwiegend sandiges und toniges Material abgelagert, Verwitterungsschutt von Gebirgen im Osten und Südosten. In fast unvorstellbar langsamer Anhäufung von Zehntelmillimetern pro Jahr, aber durch große Stetigkeit, die mit einem allmählichen Absinken des Ablagerungsraumes verbunden war, wurden erhebliche Mächtigkeiten erreicht. Trotz nachträglicher Verfestigung durch darüber abgelagertes jüngerer Gestein und dem dadurch verursachten Druck können wir heute eine Schichtenfolge von etwa 300 m nachweisen. Aber erst durch die Aufhebung des Frankenwaldes wurden diese Gesteine entlang der Kulmbacher Störungzone zugänglich.

In den vergangenen Jahrhunderten war die Gewinnung von Bausteinen aus diesen Schichten von großer Bedeutung. Im Stadtbild von Kronach und Kulmbach und vor allem auf der Plassenburg ist dies noch heute ersichtlich. In jüngerer Zeit sind neben den Vorkommen von Bausanden in erster Linie die wichtigen Rohstofflager für die heimische Porzellanindustrie interessant geworden, die eingehender erläutert werden.

### DIE ENTSTEHUNG DES BUNTSANDSTEINS

Im Verlaufe der Erdgeschichte kam es in unserem Raum des öfteren zu einem langperiodischen Wechsel zwischen trockenem Festland und Überflutungen. Unmittelbar vor dem Buntsandstein, während der Zechstein-Zeit, war vom Norden her eine Meeresüberdeckung vorhanden, deren Ufer nördlich von Kulmbach etwa bei Kronach zu erkennen ist, z. B. an den Riffbildungen durch Bryozoen am Bürgleß, 10 km nordwestlich von Kronach, mit *Fenestella retiformis*.

Während der anschließenden Buntsandstein-Zeit herrschte dagegen ein trockenes Wüstenklima vor, das gelegentliche Überflutungen zwar nicht ausschließt, aber im allgemeinen arid war. Deshalb überwiegen sandige Ablagerungen.

Der Name Buntsandstein kennzeichnet zwar die charakteristischen Gesteine, ist jedoch zunächst ein Zeitbegriff für eine lang andauernde Periode von 10 Millionen Jahren, die vor etwa 180 bis 200 Millionen Jahren begann. Solche Zahlenwerte können allerdings, trotz der Fortschritte in der Altersbestimmung von Mineralien, nur Anhaltspunkte sein.

Gegen Ende dieses Zeitraumes wurde das Klima feuchter, d. h. humid. Damit nehmen die tonigen Sedimente, z. B. in den Röt-Schichten bei Kronach, wieder zu. Das sind die Vorboten eines erneuten Wechsels, denn nach dem Buntsandstein erfolgte wieder eine Meeresüberdeckung. Wir nennen diesen Zeitabschnitt Muschelkalk, damit sind wiederum die typischen Gesteine dieser Periode gekennzeichnet.

Während der Buntsandstein-Zeit befand sich im Osten — etwa in der Gegend des heutigen Fichtelgebirges beginnend — ein Gebirge, das meist die Böhmisches Masse, aber auch das Böhmisches Massiv genannt wird. Im Südosten schloß sich die Vindelizische Schwelle daran an. Der Untergrund bestand bei uns aus den Resten des Variskischen Gebirges, das zu dieser Zeit schon abgetragen und teilweise wieder mit neuem Sedimentmaterial bedeckt war. Wir wissen das von den Rotliegend- und Zechsteinschichten im Bereich Stockheim-Burggrub-Neuhaus. Zum Verständnis derartiger Vorgänge sei erwähnt, daß alpine Gebirge in der Größenordnung von 10 Millionen Jahren, d. h. zwischen 10 und 100 Millionen Jahren, abgetragen werden können<sup>1)</sup>. Der Verwitterungsschutt der Böhmisches Masse wurde allmählich in winzigen Schichten von Zehntelmillimetern pro Jahr in unserem Raum abgelagert. Mit zunehmender Belastung ergab sich ein stetiges Absinken der Untergrundes, so daß weiteres Material sedimentiert werden konnte. Eine eingehende Beschreibung liegt in einer Veröffentlichung von E. Kautzsch vor, die den Einfluß der Böhmisches Masse auf die Entwicklung des Buntsandsteins an ihrem Nordwestrand behandelt<sup>2)</sup>.

Die Buntsandstein-Schichten wurden später durch Ablagerungen der nachfolgenden geologischen Formationen bedeckt und durch den dadurch bedingten Druck, sowie durch Bindemittel, die aus Wasser auskristallisierten, verfestigt. Bei tonigen Sedimenten bleibt dabei mitunter nur ein Zwanzigstel der ursprünglichen Schichtstärke erhalten.

Da sich das Obermaingebiet am Rande des Buntsandstein-Troges befindet, beträgt die gesamte Schichtstärke bei uns nur 300 m, in Richtung Südosten sogar noch weniger. Zwischen Kulmbach und Kronach sind zum Beispiel im Röt, den oberen Schichten, erhebliche Unterschiede zu erkennen<sup>3)</sup>. In Richtung Thüringen nimmt die Schicht-



stärke des Buntsandsteines sehr schnell auf etwa 1200 m zu. Das gilt auch in Richtung Südwesten. So finden wir bei Würzburg 500 m Buntsandstein.

Durch gebirgsbildende (tektonische) Vorgänge im Zusammenhang mit der Auffaltung der Alpen entstand ein System von Verwerfungen parallel zum Verlauf des Thüringer und Frankenwaldes; denn der durch die Reste des Varistischen Gebirges starre Untergrund ließ eine Faltung nicht zu. Die gewaltigen Kräfte, die dabei wirksam waren, machten sich durch Hebungen und Senkungen einzelner Schollen bemerkbar. Mit der Aufhebung des Frankenwaldes verbunden, kamen, zwischen der Fränkischen Linie (Ludwigschorgast-Stadtsteinach-Zeyern) und der Kulmbacher Störungszone (Kulmbach-Kirchleus-Theisenort), die Gesteine der Trias mit dem Bundtsandstein nach oben. Daher sind uns heute, nach einer stetigen Abtragung seit dem Tertiär, zwischen Kulmbach und Kronach und weiter über Eisfeld weit nach Thüringen hinein diese Schichten zur Nutzung zugänglich. In Lichtenfels befindet sich der Buntsandstein in etwa 500 bis 800 m Tiefe.

#### DIE SCHICHTEN DES BUNTSANDSTEINES

Auf eine eingehende Beschreibung kann wohl unter Hinweis auf die vorhandene Fachliteratur von H. Edelman<sup>4)</sup>, H. Gudden<sup>3)</sup> und H. Steinlein (b. 3 o. 4) verzichtet werden. Einige Hinweise allgemeiner Art mögen deshalb genügen.

Bunte Farben kennzeichnen die Sandsteine mit einem Wechsel von roten, violetten, gelblichen und weißen Farbtönen. Die Verfestigung wird durch tonige, karbonatische oder auch kieselige Bindemittel bewirkt, kann jedoch auch zurücktreten, so daß lockere Sande vorliegen. Bei den häufigen Lettenzwischenlagen, den Tongallen und -schmitzen, herrschen ebenfalls die bunten Farbtöne vor.

Der untere Buntsandstein ist nur an wenigen Stellen, wie bei Kulmbach und Kronach, leicht zugänglich. Es handelt sich überwiegend um Sandsteine, teilweise mit Gerölllagen. In anderen Gegenden hat er größere Bedeutung erlangt. Für Bauzwecke ist der Heigenbrücker Sandstein bekannt geworden. In Heidelberg wurde aus diesem Bereich ein besonders guter und wetterbeständiger Sandstein gewonnen. Davon zeugen die Fassaden des Otto-Heinrichs- und Friedrichs-Baues. Im Eyachtal, südwestlich von Tübingen, wird infolge einer starken Verkieselung sogar Schotter abgebaut, während im Schwarzwald an einigen Stellen lockere Sande anstehen<sup>5)</sup>.

Von größerer Bedeutung für unsere Betrachtung ist der mittlere Buntsandstein mit dem Kulmbacher Konglomerat (sm 1) und dem höheren Hauptbuntsandstein (sm 2), die als Porzellansande und Bausande brauchbar sind. Einzelne Bänke eignen sich auch

bei uns als Bausandsteine. Viel bekannter ist dafür jedoch der rote Mainsandstein bei Miltenberg.

Der obere Buntsandstein mit dem Grenzkarneolhorizont, den Plattensandsteinen, dem Fränkischen Chirotheriumhorizont und etwa ab Weißenbrunn in Richtung Norden mit den Pseudomorphosenschichten und den Röttonen war früher für Bau- und Werksandstein von erheblicher Bedeutung und wird nochmals im Zusammenhang mit seiner Nutzung erwähnt werden. Im Bereich Weißenbrunn und Kronach sind im oberen Buntsandstein tonige Schichten viel stärker ausgeprägt als bei Kulmbach. Diese Röttonen sind in Thüringen und Unterfranken ein wichtiger Rohstoff für die Zementindustrie, wofür sie zusammen mit den darüberliegenden Muschelkalkgesteinen verarbeitet werden.

#### DIE NUTZUNG

Auch in vergangenen Zeiten haben die am Obermain ansässigen Menschen versucht, die vorgefundenen Gesteine zu nutzen. Die dafür getroffene Wahl wurde natürlich wesentlich von der technischen Entwicklung beeinflusst, sowohl bezüglich des Bedarfes als auch der Abbaumethoden. Die Hilfsmittel zum Heben großer Steinblöcke für den Burgenbau in Franken zeigen uns, daß schon vor Jahrhunderten in Rahmen der Möglichkeiten „Rationalisierungsbestrebungen“ im Gange waren, um die Gewinnung und Verwertung schwerer Steinblöcke zu erleichtern. Jedoch der Transport bereitete weit größere Schwierigkeiten als heute, was zur Folge hatte, daß die Steinbrüche bevorzugt auf Bergen oder an Berghängen angelegt wurden. Inzwischen sind gut ausgebaute Straßen eine Vorbedingung für die Wirtschaftlichkeit und abseits gelegene Hanglagen mußten meist aufgelassen werden.

Die Verwendung der Gesteine des Buntsandsteines dürfte mit dem Bau von steinernen Befestigungen und später auch von Wohnhäusern begonnen haben. Das fränkische Sandsteinhaus ist geradezu ein fester Begriff geworden.

#### BAUSANDSTEINE

Für die Plassenburg und die Veste Rosenberg wurden ebenso wie für Häuser und Stadtmauern in Kulmbach und Kronach überwiegend Sandsteine des Buntsandsteines verwendet. Viele Bauwerke und viele Orte könnten in einer vollständigen Aufzählung genannt werden. Mit dem Eisenbahnbau hat es mit der Verwendung von Bausteinen für Bahnhofsgebäude und Brücken einen letzten Höhepunkt gegeben. Nun sind die meisten Abbaugebiete fast vergessen.

In vielen verlassenen Steinbrüche kann man noch interessante Funde machen, so z. B. Fährtenabdrücke des Sauriers Chirotherium, die zeigen, daß es große Lebewesen in dieser Wüstenlandschaft zur Zeit der Ablagerungen gegeben hat. Außerdem lassen Lettenzwischenlagen, Trockenleisten, Rippelmarken und Steinsalzseudomorphosen erkennen, daß gelegentlich auch wasserreiche Jahre zu Überflutungen und Ablagerung feinsten Tongesteine geführt haben.

Die für Bausteine brauchbare Schichten bestehen aus Quarzsand, der durch toniges, schwachkarbonatisches oder silikatisches Bindemittel verfestigt ist. Der Nutzwert ist deshalb unterschiedlich, vor allem im Hinblick auf die Verwitterungsbeständigkeit. Für die Plassenburg sind einige Kasematten und unterirdische Gänge direkt in den anstehenden Buntsandstein hineingehauen worden. Auch Felsenkeller, wie sie früher für die Bierlagerung in Kulmbach unentbehrlich waren, konnten auf diese Weise hergestellt werden.

#### BAUSANDE

Beim Abbau von Sandsteinen ist man auch auf lockere Schichten oder Verwitterungskrusten gestoßen, die für Bausande geeignet waren. Heute werden größere Mengen meistens mit den Porzellansanden abgebaut. Infolge der häufigen Lettenzwischenlagen, die aus Tonmineralien, Glimmer und anderen Mineralien bestehen, sind diese Sande für den Hausbau nur bedingt brauchbar. Die Sande der Buntsandsteinschichten werden aber in riesigen Mengen für den Straßenbau verwendet. Der Bedarf ist allerdings klein im Verhältnis zum Angebot. Daher entstehen große Abraumhalden durch den Abbau von Porzellansanden. Ganz besonders trifft das zu, wenn durch Aufbereitungsanlagen separiert wird.

#### PORZELLANSANDE

Die Porzellansande des mittleren Buntsandsteines im Bereich Kulmbach-Kronach-Neustadt bestehen überwiegend aus:

- 69—75 % Quarz
- 18—25 % Feldspat
- 5— 8 % Tonmineralien.

Solche Gesteine werden auch Arkosen genannt. Die Feldspatkristalle sind durch Verwitterung teilweise kaolinisiert. Vereinzelt findet man Feldspateinsprenglinge von Erbsen- bis Nußgröße, im allgemeinen herrscht eine gleichmäßige Verteilung vor.

Die Schichtstärke der einheitlich aufgebauten Schichten beträgt 1 bis 4 m etwa. Dann folgen meist Lettenzwischenlagen bis zu 0,3 m Stärke. Diese müssen wegen ihrer dunklen Brennfarbe sorgfältig ausgeschieden werden<sup>6)</sup>. Es ist üblich, die geeigneten Schichten im Steinbruch mit einem Brecher zu zerkleinern. Erst danach trifft die Bezeichnung Sand wirklich zu und ist eine Feinzerkleinerung in den Trommelmühlen der Porzellanfabriken möglich.

Die Porzellansande des mittleren Buntsandsteines haben für die historische Entwicklung der Porzellanindustrie in Thüringen und Franken eine große Rolle gespielt. Der thüringische Porzellanerfinder Gotthelf Greiner hat 1772 in Limbach eine Porzellanfabrik gegründet (Sachsen-Meiningen) und er verwendete Porzellan von Steinhild. Bei diesem Vorkommen handelt es sich um eine kleine Scholle des mittleren Buntsandsteines, die geologisch hoch interessant ist. Sie ist ein Nachweis dafür, daß der Thüringer Wald vor seiner Heraushebung mit den Schichten des Buntsandsteines bedeckt gewesen sein muß. Die Vorräte waren gering und sind längst ausgebeutet. In unserem Bereich wurde zuerst das bedeutende Vorkommen von Neuhaus-Schierschnitz durch den Besitzer der Porzellanfabrik in Hüttensteinach, Hofkammerrat Künzel, entdeckt<sup>7)</sup>. Seit dem Jahre 1772 wurden die Fabriken in Hüttensteinach, Limbach, Rauenstein und Tettau beliefert.

In einer beigefügten Kartenskizze ist das für Porzellansandgruben infrage kommende Gebiet zwischen Kulmbacher Störungszone und Fränkischer Linie zu erkennen. Die zur Zeit bedeutungsvollsten Fundpunkte sind besonders markiert. Solche Porzellansande können in Porzellanmassen mit Anteilen bis zu etwa 50 % verwendet werden und sind deshalb eine preisgünstige und gute Rohstoffquelle besonders für die elektrokeramischen Erzeugnisse, bei denen keine allzugroße Anforderung an den Weißgehalt und die Transparenz des Porzellans gestellt werden. Darüber hinaus besteht aber auch die Möglichkeit, durch Aufbereitungsanlagen eine weitgehende Trennung in Quarzsand, Feldspat und Kaolin herbeizuführen.

Das Vorkommen von Neuhaus-Schierschnitz ist heute noch der wichtigste Fundpunkt von Porzellansanden für Thüringen und Sachsen. Für Oberfranken sind die Gruben von Weißenbrunn mit dem Nebenbetrieb in Friedrichsburg, von Haig, Birkach, Muppberg und die zur Zeit nicht in Betrieb stehende von Wellmersdorf zu nennen. Eine Reihe von kleineren Gruben im Landkreis Kronach liefern vor allem Bausand.

Vereinzelt gibt es auch nördlich des Thüringer Waldes in Buntsandsteinschichten Lagerstätten, die wichtige Industrie Gründungen begünstigten, aber heute kaum noch Be-

deutung haben. So der Porzellansand von Kahla für die dortigen Porzellanfabriken und der kaolinisierte Feldspatsand von Gösen bei Eisenberg in Thüringen für die dortige Feuerfest-Industrie, die Porzellanfabriken und der gewaschene Sand für Glaswerke (Schott in Jena). Der bayerischen Keramikindustrie stehen bedeutende Vorkommen in der Oberpfalz zwischen Weiden und Hirschau zur Verfügung. Diese näher am Beckenrand gelegenen kaolinisierten Arkosen des Buntsandsteines sind durch moderne Aufbereitungsanlagen eine wichtige Rohstoffquelle für Sande, Kaoline und Feldspatsande.

Die Schichten des Buntsandsteines sind für die bayerische und thüringische Porzellanindustrie, sowohl für die historische Entwicklung, als auch für den derzeitigen großen Bedarf von vielen tausend Tonnen pro Jahr von großer Bedeutung.

#### WASSER

Auch das Wasser aus den Buntsandsteinschichten ist von guter Qualität. Es soll sich besonders zum Bierbrauen eignen und früher zum guten Ruf des Kulmbacher Bieres beigetragen haben. Durch moderne Wasseraufbereitungsmethoden ist man heute von der Zusammensetzung und den periodischen Schwankungen des natürlichen Wassers allerdings unabhängiger geworden.

#### SCHLUSSBETRACHTUNG

Der Buntsandstein umfaßt nur einen Teil der nutzbaren geologischen Schichtenfolgen, von denen in unserer Heimat vor allem noch Muschelkalk, Keuper, Jura, und auch das Dilluvium zu nennen wären. Und doch läßt dieser kleine Ausschnitt die vielfältigen Beziehungen zwischen den geologischen Gegebenheiten und der historischen sowie der wirtschaftlichen Entwicklung der Bevölkerung erkennen.

- 1) K. H. Wedepohl, Die Geochemie der Gewässer. Naturwissenschaften 53. Jg., Heft 14, S. 352, 1966.
- 2) E. Kautzsch, Der Einfluß der Böhmisches Masse auf die Entwicklung des Buntsandsteines an ihrem Nordwestrand. N. Jbuch f. Min. Geo. u. Pal. B. 70, S. 29, 1933.
- 3) H. Gudden, Erläuterungen zur Geol. Karte von Bayern, Blatt Nr. 5834 Kulmbach. München 1955.
- 4) H. Edelmann, Versteinerte Rippelmarken und Wellenfurchen. Bayer. Rundschau, Beilage Nr. 4, Mai 1966.
- 5) Dienemann und Burre, Die Nutzbaren Gesteine Deutschlands. Stuttgart 1929.
- 6) E. Singer, Der Porzellansand von Haig. Ber. d. DKG, Bd. 37, H. 12, S. 517, 1960.
- 7) F. Hofmann, Die Staatliche Grube für Porzellansand in Neuhaus-Schierschnitz. Kulturspiegel f. d. Kreis Sonneberg und Neuhaus (Rwg.), Juli/August 1957.

*Wilhelm Frantzen, Kronach:*

#### NEOLITHISCHE IDOLE AUS DER UMGEBUNG VON KRONACH EIN VERGLEICH MIT IDOLEN DER MEGALITHLEUTE VON SÜDSPANIEN

Seit der Verfasser die Terrassen der Kronach und der Rodach nach vorgeschichtlichen Überresten absucht — das geschieht 15 Jahre lang — fallen ihm platten- und stabförmige Geschiebe aus dunkelgrauem, quarzitischem Schiefer auf, die einige Abschlüge und auch Schliffe zeigen.

Professor Dr. Chr. P e s c h e c k, der Leiter des Amtes für Bodendenkmalpflege, Zweigstelle Würzburg, berichtete über einen solchen Fund 1962 in der Zeitschrift „Frankenland“, und zwar in seiner Abhandlung „Die ersten Felssteingeräte in Franken“. Der Fund (Fig. 5) fällt durch sanduhrförmige Einkerbungen und durch eine geschliffene Schneide auf.

Später wurden noch drei ebenfalls sanduhrförmig gekerbte Funde gemacht. Das veranlaßte den Verfasser, alle Funde aus diesem Material mit ähnlichen Bearbeitungsspuren, auch wenn sie nicht sanduhrförmig gekerbt sind, zusammenzustellen und schließlich das Fundinventar auch durch Funde aus anderem Material, aber mit gleichen Bearbeitungsspuren zu ergänzen. Es stellte sich aber heraus, daß die meisten Funde aus dem grauen, quarzitischem Schiefer bestehen, so daß von einer neolithischen Schieferkultur gesprochen werden kann. In dieser fallen jene Funde zunächst auf, die in der Form an Flachbeile erinnern. Diese Form ist oft durch die Natur vorgegeben; sie ist oft auch erst durch seitlichen Schliff erreicht worden. Die Querseite zeigt eine Schneide, die durch Retuschen oder durch Schliff entstanden ist. Die meisten unter ihnen sind so dünnplattig, so schwach, daß sie zum Schlagen nicht in Frage kamen. Es waren Schleifgeräte. Nur wenige sind kräftig und zeigen oft an dem spitzen Nacken Beschädigungen, die sie als echte Flachbeile ausweisen, die aus Geschieben durch nur geringe Bearbeitung entstanden sind. Selbstverständlich wurden vom Verfasser auch gut geschliffene Flachbeile auf den Terrassen gefunden, die aber von den Fachleuten als atypisch bezeichnet werden, d. h. keine zeitliche Einreihung erlauben. Ihre Einreihung in diesen Fundkomplex muß noch geprüft werden. Unter den Schiefergeräten fallen besonders längliche Geschiebe, Schieferstäbe, auf, mit rechteckigem, ja quadratischem und mit ovalem, ja rundem Querschnitt, die an einem Ende zu besonderen Geräten bearbeitet sind.

Der Verfasser will sich nur auf die vier sanduhrförmig gekerbten Funde beschränken. Konservator Dr. R. A. M a i e r vom Amt für Bodendenkmalpflege in München, dem

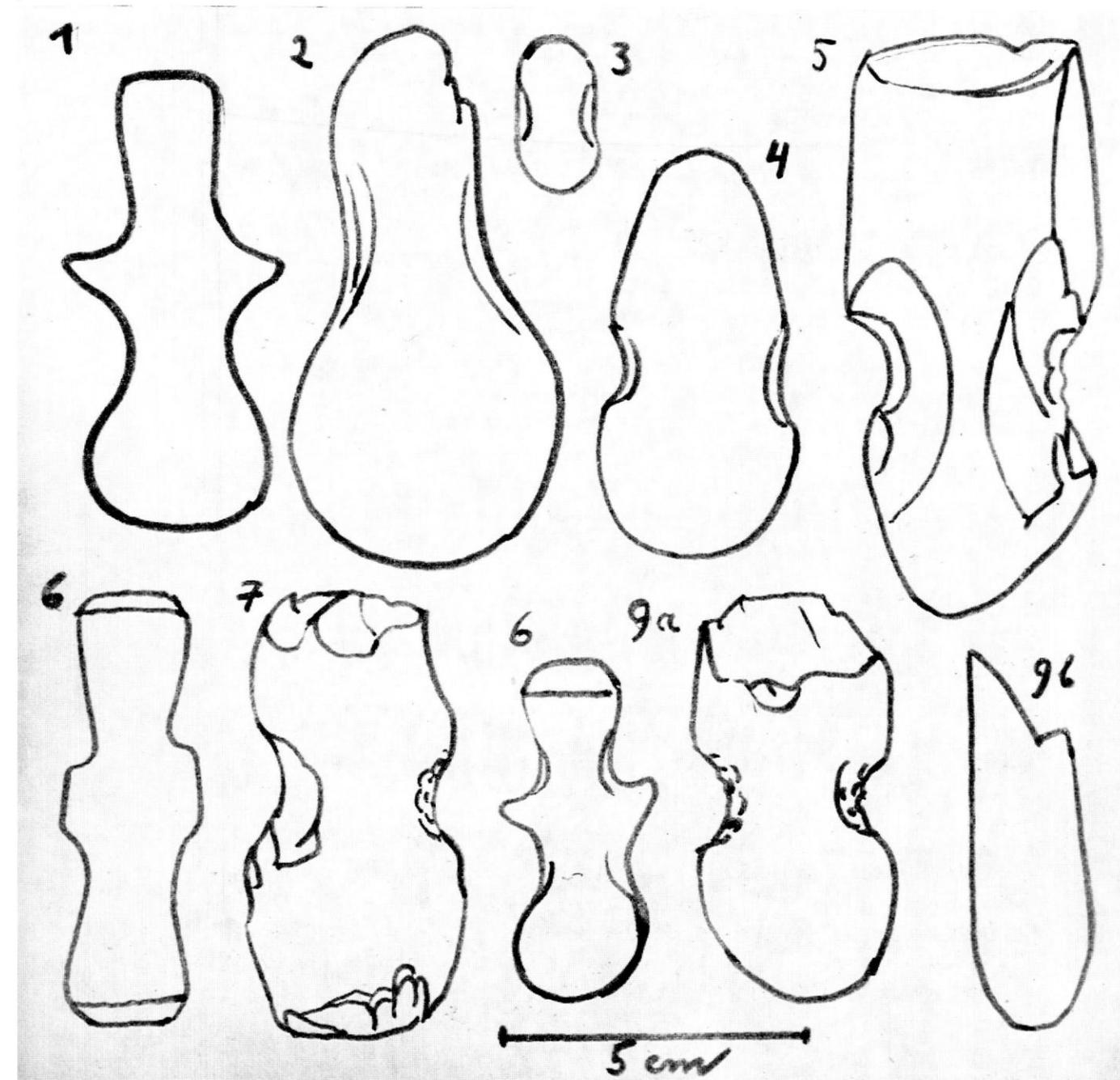
der Verfasser diese mit den Schleif-, Beilgeräten u. a. unterbreitete, äußerte sich über diese vier Funde, daß ähnliche schon wiederholt im Schrifttum (wenn auch nicht unter bayerischen Funden) behandelt wurden, und bezüglich des Fundkomplexes, daß bei einer Rettungsgrabung der spätneolithischen Uferstation Polling bei Weilheim (Oberbayern) ebenfalls erst kürzlich Schleifstäbe zutage kamen. Besondere Beachtung verdient aber seine Feststellung, daß die Pollinger Kultur und die hier in groben Umrissen gezeigte Kultur von Kronach an gewisse Grabbeilagen der Megalithleute in Spanien erinnern. Für alle diese Hinweise weiß sich der Verfasser zu besonderem Dank verpflichtet.

Anhand des umfassenden Werkes von Georg und Vera L e i s n e r über die Megalithgräber der Iberischen Halbinsel (1. Teil, Der Süden), das unter den „Römisch-Germanischen Forschungen“ 1943 erschienen ist, soll versucht werden, den Zusammenhang der vier Funde von Kronach mit denen in Südspanien klarzustellen.

Auch die beiden Verfasser verwenden für Funde, zu denen, wie gezeigt werden wird, auch die sanduhrförmig gekerbten von Kronach gehören, die Bezeichnung „Idol“.

Die Verfasser unterscheiden bei den 50 Funden nicht weniger als 5 Formgruppen mit mehreren Untergruppen in ihrer Abhandlung über Steinidole (Flachidole, S. 414 bis 421). In der Formengruppe 2 zeigen sie eine Idolform (Fig. 1), die abgewandelt die weiteren, also die Formengruppe 1 ausgenommen, ergibt. Diese Idolform weicht von unseren Funden dadurch wesentlich ab, daß sie an jeder Seite zwei Einkerbungen aufweist, so daß ein Mittelstück mit „Armen“ entstanden ist. Unsere Funde mit nur einer Kerbe auf jeder Seite entsprechen Flachidolen der Formengruppe 1 (Fig. 2 u. 3), bei denen durch seitliche Einbuchtungen die Form „einer Sandale oder Geige“ erzielt worden ist. Im Gegensatz zu den meisten Flachidolen von Südspanien sind diese aus Schiefer. Siret hat 1887—1903 mehrere Arbeiten über die Idole Spaniens veröffentlicht und diese Formen als die ältesten bezeichnet. (Das wäre hier die Zeit unmittelbar vor und anfangs der Glockenbecherkultur.) Beachtenswert ist, daß dieser Typ zu den wenigen gehört, die meist aus Siedlungen stammen, während es sich sonst meist um Grabbeilagen handelt. Die wichtigste Siedlung ist hier El Garcel südlich des Unterlaufs des Almazora. Allerdings darf nicht unbemerkt bleiben, daß nur einer unserer Funde eine geschliffene Schneide hat und daß dessen Kerben (Fig. 5) und die der übrigen deutlich Retuschen zeigen.

Es wurde schon erwähnt, daß die Form der Gruppe 2 (Fig. 1) Abwandlungen zeigt (Fig. 6 u. 8), die zur Zusammensetzung von Idolfunden in weitere Formgruppen führten. Auch unsere Funde, die sanduhrförmig gekerbt und damit geigen- und sandalenförmig



sind und Gegenstücke unter den südspanischen in der Gruppe 1 haben, zeigen Abwandlungen, die denen der Gruppe 2 in Südspanien entsprechen.

So ist unter den vier Funden einer, dessen Unterteil dem Oberteil gleich ist (Fig. 7), was als „Doppelbeilsymbol“ (Fig. 6) bezeichnet wird. Auf Fund Fig. 7 finden sich oben und unten auf den Querseiten Retuschen; bei dem Fund zu Fig. 6 ist oben und unten eine Querschneide geschliffen (S. 415).

Bei einem anderen Fund (Fig. 9a und 9b = Seitenansicht) ist das Unterteil rund, kugelig. Es hat die gleiche Abwandlung wie die der Formengruppe 3 (Fig. 8). Hier heißt es ferner, daß das Kopfstück die Hackenschneide betont, d. h. so geschliffen ist, daß es nach oben schräg abfällt (S. 418). In unserem Gebiet werden besonders Meissel gefunden, die eine Hackenschneide besitzen, die aber nicht durch Schleifen, sondern durch Abschlag erzielt wurde. Der Fund zu 9a und 9b von Kronach zeigt den gleichen Abschlag beim Kopfstück.

Es darf auch nicht unbemerkt bleiben, daß die Verfasser im Zusammenhang mit der Angabe der Fundorte der sandalen- und geigenförmigen Idole auch das Vorkommen von Hohlmeisseln erwähnen, was auch für unser Gebiet gilt.

Natürlich läßt sich bezüglich der zeitlichen Eingliederung der hiesigen Schieferkultur noch nicht viel sagen, auch wenn die Funde urtümlicher als die von Südspanien aussehen, auch wenn sie in der Grundform mit den ältesten Idolen übereinstimmen.

Da auch bei unseren Funden eine eigenartige Verknüpfung der Form mit verschiedenen Werkzeugtypen nicht abgestritten werden kann, liegt die Behauptung, daß hier Idole vorliegen, näher als die, daß es sich um Netzenker handeln könnte, wie manche Forscher annehmen zu müssen glauben. Es darf auch nicht übersehen werden, daß gewisse spanische Formen auch in der Felsmalerei Südspaniens anzutreffen sind. Ferner besteht die Möglichkeit, daß solche Funde bemalt waren, wenn auch die Verfasser nur einen Fund angeben können, auf dem Farbreste festgestellt werden konnten. Natürlich wäre es außerordentlich aufschlußreich zu erfahren, wie diese Symbole zu deuten sind. Es ist aber bekannt, daß die Form des Flachbeils Symbolcharakter hatte und Amulette in dieser Form getragen wurden. Die zeitliche Eingliederung unserer Funde wäre leichter, wenn unser Fundgebiet Keramik zur Schieferkultur geliefert hätte. Wie R. A. M a i e r feststellte, gibt es bis jetzt nur einige vorgeschichtliche Scherbenstücke aus der jüngeren Metallzeit.

(Die Funde aus Spanien, Fig. 1, 2, 3, 6 und 8, sind im gleichen Maßstab wie die von Kronach, Fig. 4, 5, 7 und 9a, 9b gezeichnet.)

## DER TURMHÜGEL BEI WIRSBERG

### DIE LANDSCHAFT UM WIRSBERG

Der Markt Wirsberg, der nach einem Vorschlag unseres verstorbenen Dr. Eduard Margerie als „S ü d p f o r t e d e s F r a n k e n w a l d e s“ bezeichnet wurde, liegt dort, wo die Schorgast das Gebirge verläßt. Die Berge rings um den Ort steigen rund zweihundert Meter an. Stellenweise sind ihre Abhänge so steil, daß man sie nur kletternd überwinden kann. Das rührt davon her, daß sie zum Teil aus vulkanischem Hartgestein aufgebaut sind, zum Beispiel aus Diabas. Wenn man sich von Süden her, von Neuenmarkt oder von der Schnellstraße 303, dem Luftkurort Wirsberg nähert, erblickt man links des Taleinschnittes eine steil aufragende Felswand mit einem Pavillon. Etwas weiter taleinwärts grüßt von der Höhe das mit dem Bildnis Kaiser Wilhelms I. geschmückte Kriegerdenkmal für 1870/71. Es steht auf einem Felsvorsprung, dessen Fortsetzung unten den sogenannten Schloßberg bildet. Dieser Felsen versperrt einem rechten Zufluß der Schorgast, der von Marienweiher kommenden Kossier, den Weg und zwingt sie zu einer auffallenden Richtungsänderung. (Siehe Karte!). Sie muß ein Stück weit in entgegengesetzter Richtung fließen und kann sich erst hinter dem Schloßberg mit ihr vereinigen.

Der Ursprung der Schorgast befindet sich 5 km ost-südöstlich von Wirsberg bei Markt-schorgast, das in rund 500 m Höhe liegt. Von Wirsberg aus wendet sich der Bach nordwestwärts zu dem 4 km entfernten Ludwigschorgast. Manche Forscher vermuteten, daß sich zwischen den beiden nach der Schorgast benannten Orten ein Mittelschorgast befunden habe, aus dem Wirsberg hervorgegangen sei. Diese Anschauung ist irrig, wie sich bei einer Untersuchung der Besiedelungsverhältnisse jener Gegend zeigen wird.

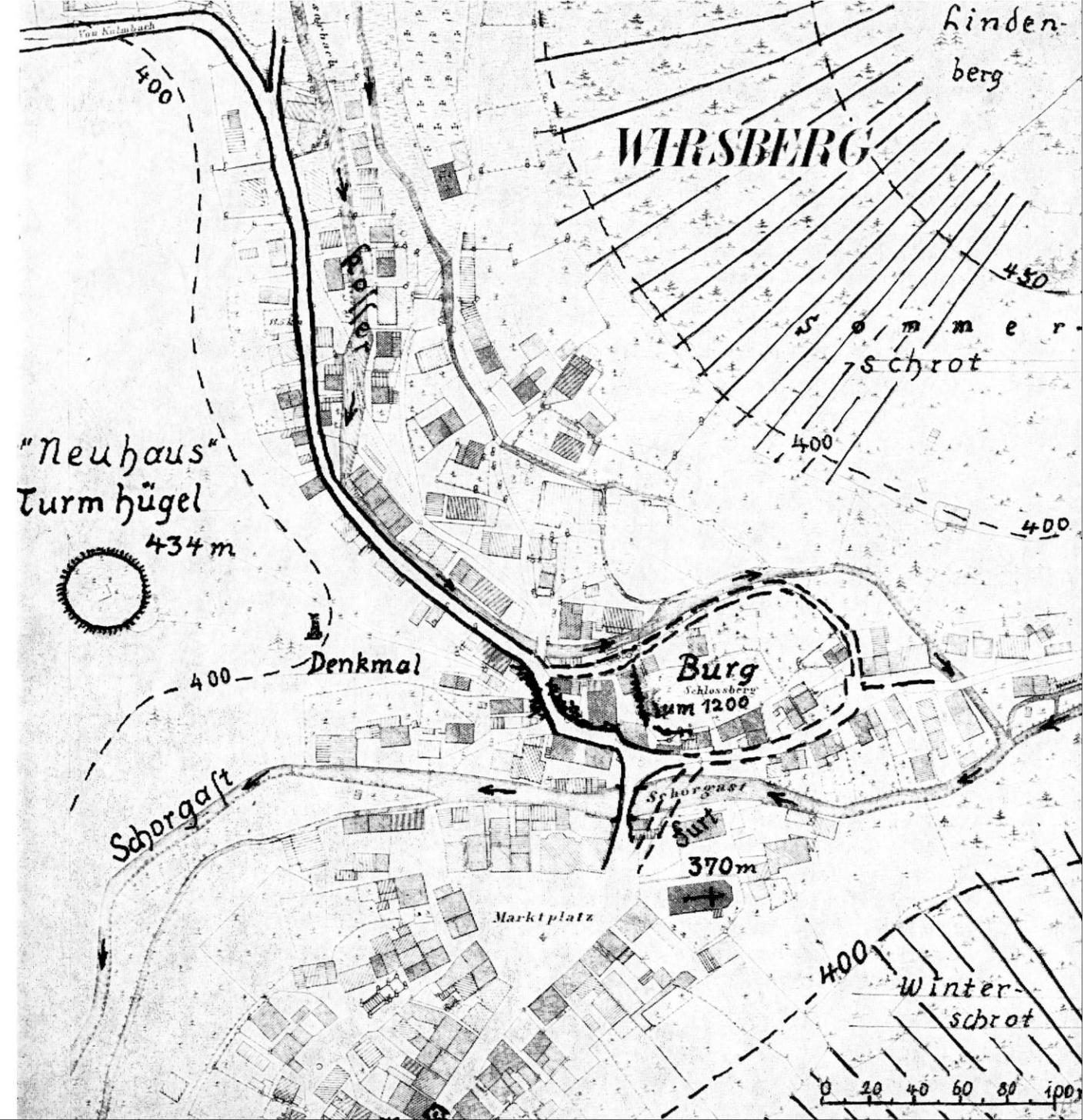
### DIE MENSCHEN DIESER LANDSCHAFT IN ALTER ZEIT

Aus dem eigentlichen Frankenwald konnte man nur einige wenige vorgeschichtliche Funde bergen, ein paar steinerne Waffen, die Zeugnis davon ablegen, daß Menschen der Steinzeit das Gebirge zur Jagd aufsuchten oder es durchwanderten. Der mit dem Gebirgsrand gleichlaufende etwa 450 m hohe Muschelkalkkrücken vor dem Frankenwald war schon in der Jungsteinzeit besiedelt, was Bodenfunde beweisen. In früh-

geschichtlicher Zeit werden an seinen Rändern die ersten Ortschaften entstanden sein, denn der warme, leicht zu bearbeitende Kalkboden mit seinem lichten Wald eignete sich nicht nur zu Weideland, sondern auch für den Ackerbau. Die Dörfer, deren Namen mit -dorf gebildet wurden: Lanzendorf, Rugendorf, Seibelsdorf, und jene, die auf -ach endigen: Steinach, Kronach, Rodach, glaubt man den Franken zuschreiben zu können. Ob der Name Langenroth, Gemeinde Neuenmarkt, auf die Thüringer zurückgeht, läßt sich nicht beweisen, ist aber nicht ausgeschlossen. Urkundliche Nachrichten über die ganze Gegend aus der Zeit vor dem Jahr 1000 fehlen. Lediglich der Umstand, daß von einzelnen Orten, z. B. von Lanzendorf und von Marktschorgast, der Kirchenzehnt nach Würzburg entrichtet werden mußte, läßt den Schluß zu, daß diese schon vor der Gründung des Bistums Bamberg im Jahre 1007 bestanden haben. Zu diesen Dörfern mit Würzburger Altzehnt gehören auch einige kleinere Siedlungen, deren Namen aus der slawischen Sprache abzuleiten sind: Pöllitz und Pulst. Ob sie schon um die Wende des 6. und 7. Jahrhundert entstanden sind, weiß man nicht, wie überhaupt noch manches über die Slawenfrage ungeklärt ist. Geschichtlich bekannt ist die Niederlage der Franken im Jahre 632 bei der Wogastisburg, die vermutlich in der Nähe der späteren Stadt Eger lag. Schon vorher fanden Kämpfe zwischen den Franken und den Slawen statt, und sie dauerten weiter an, bis durch die Kriege Karls des Großen die östlichen Nachbarn besiegt und unterworfen waren. Die Wege der fränkischen Heere nach Böhmen lassen sich aus geschichtlichen Quellen und durch die Altstraßenforschung erschließen. Einer führte vom Maintal durch den Frankenwald nach Sachsen und wird von Kulmbach aus am nördlichen Mainufer bis Kauerndorf verlaufen sein. Dann überquerte er den Muschelkalkzug, kam am „Burgstall“ vorbei nach Ludwigschorgast, von wo aus der Aufstieg auf den Frankenwald bewältigt werden mußte. Am Fuß des Gebirges bei einem Fronhof war nochmals Gelegenheit zum Rasten, bevor man den beschwerlichen Weg auf die Höhe antrat, über Steinbach, ebenfalls alter Fronhof, in die Gegend von Münchberg und Hof nach Sachsen. Im Mittelalter baute man bei Ludwigschorgast eine Burg, die Mittelpunkt eines eigenen bambergischen Amtes war, das auch bestehen blieb, nachdem im Bauernkrieg 1525 die Burg zerstört worden war.

#### ZUM TURMHÜGEL VON WIRSBERG

Als näheren Weg vom Maintal nach Eger benutzte man später unter anderem eine Straße durch das Fichtelgebirge. Sie zweigte in Ludwigschorgast von der Hofer Straße ab und zog zu einem Übergang über die Schorgast, der sich dort befand, wo jetzt



Wirsberg liegt. Der zwischen Kossier- und Schorgasttal vorspringende Felsen ermöglichte einen Einblick in beide Täler. Auf ihm wurde in 434 m Höhe eine Befestigung angelegt. Ein halbrunder Abschnittsgraben von 9—15 m Breite und 2,40 m Tiefe riegelte den vorderen Teil des Berges ab, wodurch ein allseits steil abfallender Hügel gebildet wurde. Die Plattform dieses Kernhügels mißt 33 : 32 m. (Alle Maßangaben nach Klaus Schwarz, Die vor- und frühgeschichtlichen Bodendenkmäler Oberfrankens.) Auf dem Hügel errichtete man einen Turm und umgab ihn mit einem festen Holzzaun. Seit der Mitte unseres Jahrhunderts nennt man derartige Wehranlagen „Turmhügel“. Der bei Wirsberg trägt auf dem Kataster den Namen „Neuhaus“. Dieser findet sich schon in dem Landbuch des Amtes Wirsberg aus dem Jahre 1533. Leider ist ein älteres Landbuch aus der Zeit um 1400 nicht mehr vorhanden.

Zur Versorgung dieses einstigen Stützpunktes an der Schorgast, modern ausgedrückt, des Etappenortes, ließ man auf der bis zu 500 m ansteigenden Hochfläche einen Teil des Waldes roden und das so gewonnene Kulturland einfrieden, einzäunen, einfangen. Ein dort entstehendes Dorf nannte man „Einfang“, später „Neufang“, mundartlich jetzt noch „Eifing“. Seine Rainung und Markung begann nach der Beschreibung im Landbuch von 1533 bei dem „Neuhaus“ und zog sich neben der von Wirsberg Gericht, also neben dem Galgenberg, zum Roten Hügel, wo roter Keuperton den Untergrund bildet. Dann ging es weiter der jetzigen Neufanger Flurgrenze entsprechend zunächst zum Buchleitenbach, der einstigen Grenze des Bistums Bamberg und der Markgrafschaft Kulmbach-Bayreuth.

Den Wirsbergern gehörte die südlich vom Neuhaus gelegene Bergkuppe, oberhalb des jetzigen Pavillons, auf der sie ihren (übrigens nie benutzten) Galgen aufstellten. Er bildete das Hoheitszeichen des im 14. Jahrhundert errichteten burggräflichen Amtes Wirsberg, das die Hohenzollern von Nürnberg als Nachfolger der Herzöge von Meranien und der Grafen von Orlamünde übernommen hatten. Um das Jahr 1000 war das Land am Obermain im Besitz der Grafen von Schweinfurt, deren einer das Gebiet um Kulmbach an seinen Schwiegersohn, einen bayerischen Grafen von Diessen-Andechs vererbte. Dieser nannte sich 1135 nach seiner neubauten Burg Graf von Blassenberg. Unter den Dienstmannen oder Ministerialen der Grafen von Blassenberg verfügten die Walpoten über reichen Grundbesitz sowohl im Jura bei der Burg Zwernitz (bei Sanspareil) als auch im Fichtelgebirge und Frankenwald. Erich von Guttenberg hält es für möglich, daß die Walpoten auch den Turmhügel bei Wirsberg errichten ließen. Auf keinen Fall gehörte die Umgebung von Wirsberg damals den



Die nach einem Lichtbild gefertigte Zeichnung stellt den Nordwestteil des Turmhügels dar. Wo der tiefe Graben am Abhang ausläuft, hat man einen Außenwall aufgeworfen. Mit dem Grabenaushub schüttete man einen Kernhügel auf, der 1841 eingeebnet wurde. Dabei ließ man oben am Grabenrand eine bis zu 2 Metern breite Verebnung, eine sogenannte Berme stehen, um ein Abrutschen des lockeren Erdreichs in den Graben zu verhüten. — Im Hintergrund erblickt man den vorderen Teil des Lindenberges, der links zum Kossertal, rechts zum Schorgasttal abfällt.

Bischöfen von Bamberg (Schlund 1929), sondern den Meraniern. Deren Dienstmannen, von denen verschiedene auch „von Blassenberg“ hießen, erbauten sich in der Folgezeit mit Erlaubnis ihrer Herren eigene Burgen. Um das Jahr 1200 erhielt auch der von Schorgast und Kossier umflossene Felsen, jetzt Schloßberg genannt, eine Bekrönung durch ein festes Haus. Besitzer waren Herren von Blassenberg mit dem Beinamen „Wirte“. Deshalb hieß der Berg der Wirtesberg, woraus sich der Name Wirsberg entwickelte.

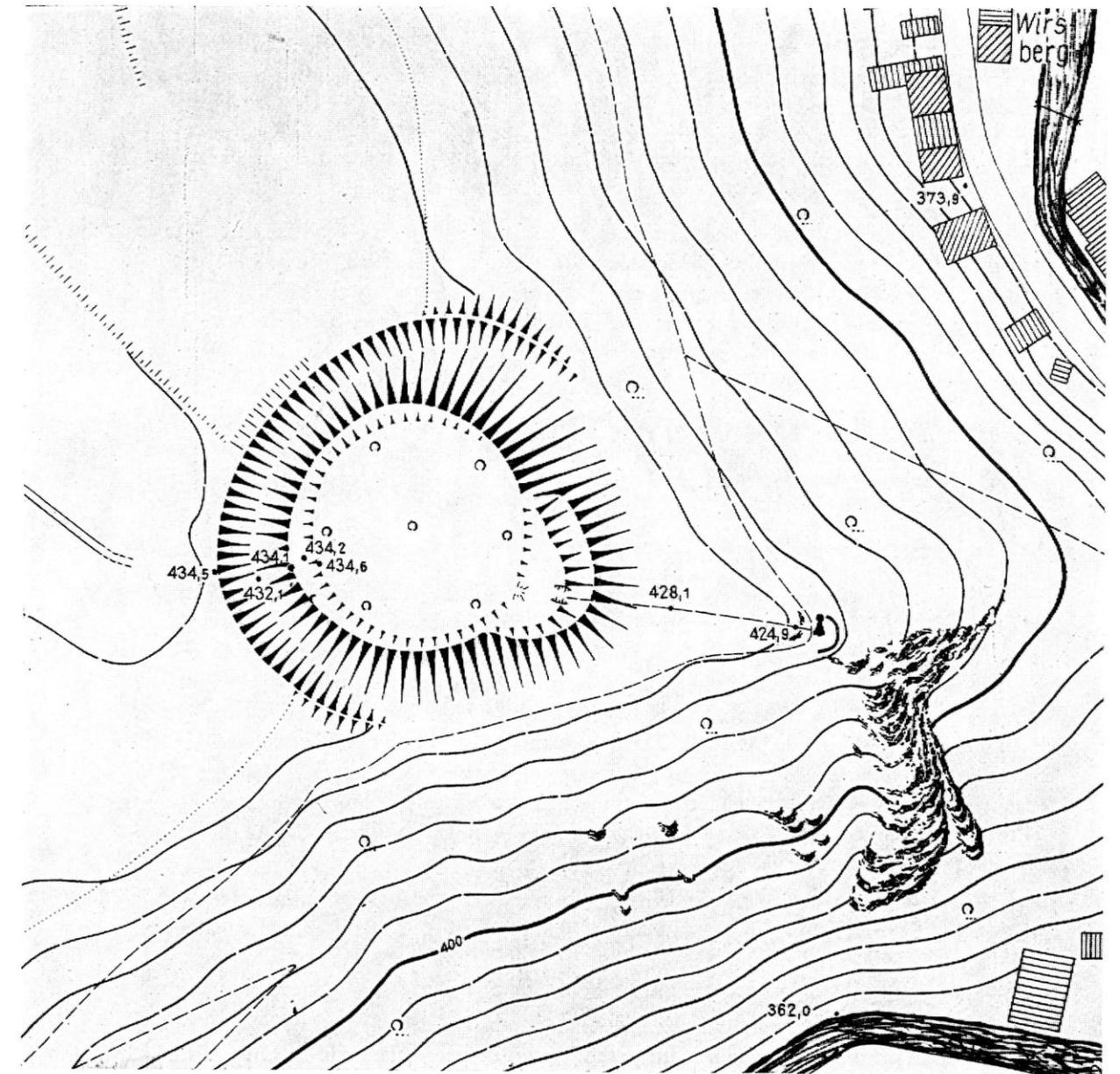
Ein Zusammenhang zwischen dem Turmhügel auf der Höhe und der einige Jahrhunderte jüngeren Talburg dürfte kaum bestehen. Warum der Turmhügel den Namen Neuhaus erhielt, ist nicht klar. „Haus“ bezeichnete im frühen Mittelalter ein festes, meist aus Stein gebautes Haus, eine Burg. Wenn von einem Neuhaus gesprochen wurde, mußte ein altes Haus bestanden haben. Aber wo? Sollte es der befestigte Hof in Ludwigschorgast gewesen sein, an dessen Stelle dann die Burg erbaut wurde? Er ist allerdings 4 km vom Neuhaus entfernt.

Zur Burg der Wirte gehörten nur ein paar Wiesen und einige Wälder. Für eine Ackerflur fehlte in den engen Tälern der Raum, und die weite Aue vor dem Gebirge war früher mehr noch als jetzt durch Überschwemmungen gefährdet. Sie stellte zum größten Teil Odland dar, das auch heute dort noch weiten Raum einnimmt. Was sich von dieser Aue für den Feldbau eignete, war schon bei der um 1100 erfolgten Gründung der Straßensiedlung Neuenmarkt dieser zugeteilt worden. Ihr ursprünglicher, ab und zu bis ins 18. Jahrhundert gebräuchlicher Name lautete Neuenmark, also die neue Flurmark. Ein Markt wie Wirsberg ist sie nie gewesen.

Die Gemarkung von Neuenmarkt reichte bis nahe an den Fuß des Gebirges. Dort finden sich die Flurnamen Roßwiese, Pferdshut und Schellenleite, die auf Pferdezucht hinweisen. (Schell ist vom althochdeutschen scello abgeleitet, das Zuchthengst bedeutet.)

#### DIE ST. LEONHARDSKAPELLE AUF DEM HAG

Es ist bezeichnend, daß eine zwischen dem Neuhaus und Neufang gelegene „Feldkirche“ auf dem „Hag“ dem heiligen Leonhard geweiht wurde, den man als Beschützer der Pferde verehrte. Wann dieses als Wallfahrtsort viel besuchte Gotteshaus erbaut wurde, ist nicht bekannt. Daß es schon sehr alt ist, beweisen die Grundmauern einer romanischen Kapelle, die man im Inneren der späteren gotischen Kirche freilegte. Man könnte auf den Gedanken kommen, daß die „Linhardskapelle“ am Platz einer heidnischen Kultstätte erbaut worden sei. Urkundlich erwähnt wird sie erst 1346 als Zubehör der Taufkapelle St. Johannis in Wirsberg, die wieder zur Pfarrei Marktshorgast gehörte und erst 1433 selbständige Pfarrei wurde. Bis zu dieser Zeit muß sich zu Füßen der Felsenburg der 1403 erstmals erwähnte Markt Wirsberg entwickelt haben, nicht aus einem Bauerndorf entstanden, sondern gegründet als Ansiedlung von Handwerkern, unter denen nach späteren Verzeichnissen Weber und Gerber die wichtigsten waren. Die Bewohner des Marktes mußten ihre Abgaben nicht wie jene von Sessenreuth und von den benachbarten kleineren Orten in Naturalien, sondern in



TURMHÜGEL

Gemeinde Wirsberg, Landkreis Kulmbach, Maßstab 1:1000

Geld entrichten. Sie besaßen ja fast keinen Grundbesitz. Jeder Bürger erhielt nur einen schmalen Waldstreifen von der Höhe bis ins Tal, einen sogenannten Schroth-Teil. Später wurden auch der Garten des Vogtes, der hinter dem Friedhof lag, aufgeteilt und die kleinen am Hang liegenden Stücke, die man Rott-Teile nannte, den Bürgern überlassen. Nach dem Zweiten Weltkrieg entstand auf dem ehemaligen Vogts-garten die Siedlung an der Kosser.

Ein adeliger Amtmann bewohnte die Burg oder das Schloß. Ihm oblag nicht nur dessen Verteidigung, er mußte im Kriegsfall auch den „Ausschuß“ zusammenrufen und ins Feld ziehen, „reisen“, wie man zu sagen pflegte. Zur Verteidigung der Burg waren vor allem die Inhaber der Burggüter verpflichtet, die Herren von Rabenstein, an die jetzt noch das mit einem Wappenstein geschmückte „Schlößlein“ hinter der Kirche erinnert.

Wenn der Markttort auch nicht durch eine Mauer geschützt werden durfte, so besaß er doch einen festen Zaun und am Südausgang, wo sich die Straßen nach Neuenmarkt und nach Marktschorgast trennen, ein Torhaus, das bis zum Ende des 19. Jahrhunderts erhalten blieb.

#### VERÄNDERUNGEN AM TURMHÜGEL IN NEUERER ZEIT

Bei dem hohen Alter des Hügels erscheint es verwunderlich, daß er so neu aussieht, daß seine Oberfläche ziemlich eben und daß die Berme nicht abgeschwemmt worden ist. Die Wehranlage war nicht nur jahrhundertlang den Witterungseinflüssen ausgesetzt, sie muß auch Veränderungen durch Menschenhand erfahren haben. Einige davon können nachgewiesen werden. Der alte Führer von Wirsberg: „Wirsberg und seine Umgebung, geschildert von F. Zettner, Kantor und Lehrer in Wirsberg“, 1895 verfaßt, 1913 vom Verschönerungsverein Wirsberg neu bearbeitet, berichtet, daß 1841 „der Platz beim Neuhaus“ geebnet und ringsum mit Bäumen bepflanzt wurde. Jedenfalls erhielt er damals den Namen „Theresienplatz“, zu Ehren der Königin Theresia, der Gemahlin Ludwigs I.

Im Volksmund war dieser Name wenig gebräuchlich. Man sprach allgemein vom „Baderstüblein“. Zettner glaubte, daß dieser Name von Burgstüblein entstellt sei, was wohl ebensowenig zutrifft wie die Vermutung von Dr. Margerie, daß dort oben der Bergfrit der unten im Tal liegenden Burg gestanden habe.

Die gegenwärtige Gestalt des Hügels, die auf den Zeichnungen in den „Wirsberger Blättern“ Nr. 20 sehr schematisch dargestellt wurde, entspricht nicht in allen Teilen

seiner ursprünglichen Form. Unverändert blieb wohl der Graben, in den höchstens etwas Erdreich eingeschwemmt worden sein konnte. Berechnungen ergaben, daß der Aushub aus dem Graben etwa 1500 cbm betrug. Damit konnte man zunächst den durch den Graben abgegrenzten Raum, der sich nach Südosten neigte, an der unteren Seite auffüllen, bis eine waagrechte Fläche hergestellt war. Das übrige Erdreich hätte ausgereicht, um inmitten des 30 m im Durchmesser aufweisenden Hügels noch einen Kernhügel zu errichten. Dieser hätte die Form eines Kegelstumpfes besessen und folgende Maße aufweisen können: Unterer Durchmesser 20 m, oberer Durchmesser 5 m, Höhe 7,5 m.

Mit etwas Phantasie kann man sich ein Bild von dem einstigen Aussehen der alten Wehranlage machen. Wer in ihr Inneres eindringen wollte, mußte einen festen Zaun überklettern, dann den tiefen, steilwandigen Graben überwinden, um über eine Terrasse zu dem steil aufragenden Kernhügel zu gelangen, auf dem der Turm stand. Dazwischen versperrte immer wieder Pfahlwerk den Weg. Bei der 1841 erfolgten Einebnung des Platzes wurden die Reste des Kernhügels beseitigt und auf dem ganzen Plateau ausgebreitet. Um ein Abrutschen dieses lockeren Erdreichs in den Graben zu vermeiden, ließ man außen einen 1,4 bis 2 m breiten Streifen der Terrasse frei, wodurch die 40 cm unter der oberen Fläche liegende „Berme“ entstand. Sie fehlt dort, wo kein Graben vorhanden ist und der Hügel in einen Steilhang übergeht, also auf der Süd- und Ostseite.

Die letzte Vermessung des Turmhügels wurde 1954 durch das Landesamt für Denkmalpflege vorgenommen und dabei der dem Verzeichnis der vor- und frühgeschichtlichen Geländedenkmäler beigefügte Plan erarbeitet. Auf Seite 31 ist ein Abdruck davon zu sehen.

Auf dem beigegebenen Ortsplan ist an dem runden Turmhügel ein nach Südosten gerichteter Vorsprung eingezeichnet, dessen Bedeutung nicht ersichtlich ist. Wäre hier der Eingang zu der Befestigung, so könnte es sich um einen Zwinger handeln, um den Raum zwischen dem Wall und einem Vorwall, wie man ihn auf dem Turmberg bei Kasendorf beobachten kann oder an der Grünbürg bei Stadtsteinach, wo der Eingang durch einen dreifachen Wall gesichert wurde. Bei einer nochmaligen Inaugenschein-nahme erschien mir dieser Vorsprung des Wirsberger Hügels als der natürliche Höhenrand des Berges, der sich wie die Höhengschichten waagrecht hinzieht. Er blieb bei der Anlage des Hügels unverändert und wurde nicht in die Befestigung einbezogen, weil diese sonst eine länglichrunde, birnförmige Gestalt bekommen hätte, die für die Ver-

teidigung ungünstiger gewesen wäre als die kreisrunde Form. Auch die in den Plan eingezeichnete 400-m-Höhenlinie zeigt eine Ausbuchtung nach Südosten. Das ist darauf zurückzuführen, daß an der „Ecke“ des Berges ein Gang von härterem Gestein durch weichere Schichten streicht.

Wenn man den steilen Weg zwischen Denkmal und Markt benutzt, hat man Gelegenheit, den Aufbau des Berges zu studieren und vor allem die Wechsellagerung von dunklem, hartem Massengestein (Diabas) und hellen Tonschieferschichten zu beobachten. Diese sind allerdings stellenweise auch durch die Berührung mit den aus der Erdtiefe aufgedrungenen heißen Massen gehärtet worden. Schon unten, wo die Straße durch den einstigen Halsgraben der Burg verläuft, sieht man beiderseits der Straße den Wechsel dieser verschiedenen Gesteine, während der Schloßberg fast durchweg aus hartem, ungeschichtetem Massengestein besteht.

Auf neuerliche Veränderungen deutet auch der Name „Baderstübchen“ hin. Im Anfang unseres Jahrhunderts stand in der Mitte der fast kreisrunden Fläche ein kleines, mit Backsteinen ausgemauertes Fachwerkhäuschen. Ob es einmal einem Bader gehört hat, müßte durch lokale Forschung geklärt werden. Auf dem Kataster ist an dieser Stelle ein 6 mal 5 Meter großes Gebäude eingezeichnet. Darin hat man Gerätschaften aufbewahrt, die bei den einigemal abgehaltenen Bergfesten gebraucht wurden.

Nur durch Grabungen könnte festgestellt werden, ob in dem Hügel noch die Grundmauern eines Turmes stecken, was ich persönlich bezweifle. Eine von Dr. Margerie geplante Grabung beim Neuhaus wurde vom Gemeinderat Wirsberg abgelehnt, weil der Platz damals als Spielplatz für die „Kinderschule“ diente, was jetzt nicht mehr der Fall ist.

Einen wichtigen Hinweis auf das hohe Alter des Turmhügels geben einige Tonscherben, die Karl Dietel, früher in Münchberg, auf dem Berg gefunden hat. Sie wurden im Germanischen Nationalmuseum Nürnberg als aus dem 11. Jahrhundert stammend bestimmt und dem Museum in Kulmbach übergeben.

Die nächste Umgebung des Turmhügels erfuhr im vorigen Jahrhundert ebenfalls einige Veränderungen. Der steile Abhang zur Schorgast wurde mit großer Mühe mit Hainbuchen bepflanzt. Zum Schutz dieses aufkommenden Waldes erließ die Gemeindeverwaltung 1876 für den Abhang ein Verbot des Weidens von Schafen und Ziegen, die früher in großer Zahl gehalten wurden. (Molkenkur!) Der steile Ost- und Nordostabhang gegen die Kosser zu und gegen den „Hohen Graben“, durch den die alte

Kulmbacher Straße, an der sogenannten Schattenleite, hinunterführte, wurde vor der Jahrhundertwende mit Fichten aufgeforstet. Durch diese Wälder ist der Ausblick ins Tal stark behindert, während früher der Blick von den kahlen Felswänden weit nach Süden und Südwesten schweifen konnte.

Auf dem nach Südosten vorspringenden Felsen unterhalb des Turmhügels errichtete man in mühevoller Arbeit und mit hohen Kosten ein Denkmal, das mit einem Bild des Kaisers Wilhelm I. geschmückt war und an den Krieg von 1870/71 erinnern sollte. Nach dessen siegreicher Beendigung wurde in Wirsberg ein Verschönerungsverein gegründet, der den Theresienpavillon aufstellte und Wege zu ihm und später zum Denkmal anlegen ließ.

Der Zugang zum Turmhügel muß von der Höhe aus, von Nordwesten aus erfolgt sein und den Graben auf einer Brücke überschritten haben.

Auf dem Scheitelpunkt der alten Kulmbacher Straße in nahezu 450 m Höhe zweigt der Weg nach Neufang von der Straße in nördlicher Richtung ab. Fast an der gleichen Stelle geht auch ein Weg in südöstlicher Richtung ab, der das „Neuhaus“ zum Ziele hatte, die eingehend geschilderte frühgeschichtliche Wehranlage. Als Feldweg ist er fast bis zu dieser zu verfolgen.

Welchem Zweck diene der Turmhügel einst? Seine Besatzung sollte den Übergang über die Schorgast bewachen und schützen.

Auf den weiteren Verlauf der alten Kulmbacher Straße, die von Ludwigschorgast heranführte, sei noch kurz eingegangen. Von ihrem höchsten Punkt aus mußte sie früher, nach links ausbiegend, einen Felsen umgehen. Im vorigen Jahrhundert wurde für sie ein schmaler Durchgang durch den Felsen, eine künstliche Schlucht, geschaffen, und zwar, wie mir Dr. Margerie erzählte, von den letzten Bergleuten der Goldenen Adlerhütte. Am unteren Ende vom „Hohen Graben“ erreichte die Straße das Kosser-tal und verlief in dem schmalen Raum zwischen Berg und Bach bis zum „Schloßberg“. Um ihn herum zog die Straße zur Schorgast, wo einst eine Furt den Durchgang ermöglichte. Als man die Felsenburg im Tal errichtete, schützte man sie auf ihrer Westseite durch tiefe, in den Felsen gemeißelte Gräben. Durch den westlichen dieser „Halsgräben“ konnte die Straße dann auf kürzerem Weg zur Schorgast gelangen und auf einer steinernen Brücke über dieselbe. Die enge, kurvenreiche Durchfahrt muß jetzt

noch jeder benutzen, der von Wirsberg ins Kossertal fahren will. Für den Verkehr zwischen Kulmbach und Wirsberg steht aber die neue Schnellstraße B 303 zur Verfügung, die den Engpaß in Wirsberg vermeidet.

#### Literaturnachweis

F. Zettner, Wirsberg und Umgebung, 1895, neu bearbeitet vom Verschönerungsverein 1913.

Johann Schlund und Wilhelm Bayer, Wirsberg. In: Bamberger Hefte für Kunst und Geschichte, Bamberg 1929.

Erich von Guttenberg, Historisches Ortsnamenbuch von Kulmbach, 1952.

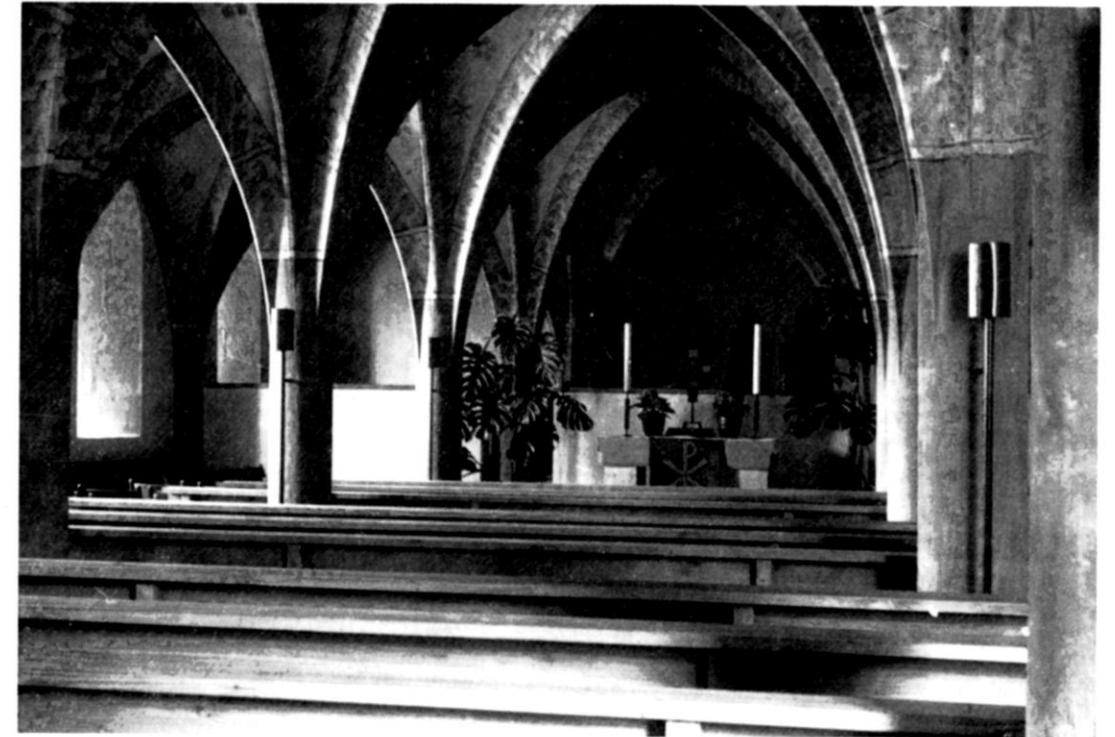
Klaus Schwarz, Vor- und Frühgeschichtliche Geländedenkmäler Oberfrankens, 1955.

*Helmut Meißner, Himmelkron:*

#### DER FUND EINES ALTEN GRABSTEINES IN HIMMELKRON

#### DIE RENOVIERUNG DER RITTERKAPELLE

1965/66 wurde in Himmelkron die Ritterkapelle renoviert. Diese Kapelle gehört zum Kirchenkomplex des einstigen Zisterzienserinnenklosters. Die Kirchenanlage umschließt innerhalb einheitlicher Umfassungsmauern und unter einem Dach zwei durch eine Querwand abgetrennte „Kirchen“, und zwar die Laienkirche (26 Meter Länge) und die sogenannte Nonnenkirche (18 Meter Länge). Die im westlichen Teil gelegene



Blick in die renovierte Kapelle

Nonnenkirche oder „innere Kirche“ gliedert sich in zwei Stockwerke, von denen der obere Raum in Himmelkron mit dem Namen „Nonnensaal“, der Gewölberaum darunter als „Ritterkapelle“ überliefert ist.

Nach jahrhundertelanger Zweckentfremdung in der nachklösterlichen Zeit richteten die Diakonissen von Neuendettelsau 1895 diesen Raum für ihre täglichen Andachten und für Gottesdienste ein. 70 Jahre später konnte nun endlich die dringend erforderlich gewordene Renovierung durchgeführt werden. Es seien im Rahmen dieser Arbeit nur die wesentlichsten Renovierungsmaßnahmen genannt <sup>1)</sup>. Die Zwischenmauer, die 1735 zur Einrichtung einer fürstlichen Gruft für die markgräfliche Familie von Bayreuth quer durch die Kapelle gezogen worden war, wurde herausgebrochen. Der Boden konnte gesenkt, das Gestühl leichter und niedriger gestaltet werden. Die einstigen Hängelampen wurden durch Stehleuchten ersetzt. Das Gewölbe erhielt die Farben, die es in der Klosterzeit getragen hatte.

#### DIE KAPELLE — EINE ALTE BEGRÄBNISSTATTE

Während der Renovierungsarbeiten ergab sich die günstige Gelegenheit, der Frage nachzugehen, welchem Zweck dieser Raum in der Klosterzeit diene. Aus überlieferten Nachrichten von anderen Klöstern her wissen wir, daß in diesem düsteren, nur von schmalen Schlitzfenstern erhellten Raum die Laienschwestern dem Chorgebet beiwohnten, das in der Kirche nebenan gebetet und gesungen wurde. Das Sehen war dem Hören untergeordnet <sup>2)</sup>. Ein Altar stand bis zum Jahre 1735 in der Mitte der östlichen Stirnwand dieses Raumes <sup>3)</sup>. Hier wird die tägliche Missa für die Laien stattgefunden haben.

Für Himmelkron mag die Überlieferung zutreffen, die auch durch den besonderen Namen „Ritterkapelle“ bestätigt wird, daß sich darin die Ritter, die Angehörigen der adeligen Nonnen, zu besonderen Gottesdiensten versammelten, ehe sie durch zwei spitzbogige Türen in das Kirchenschiff der Laienkirche hinaustraten <sup>4)</sup>. Dies würde aber eine Verwendung der Kapelle durch die Laienschwestern — mindestens in einer bestimmten Periode der Klostergeschichte — nicht ausschließen.

Vom gleichen Raum in ähnlichen Frauenklöstern wissen wir, daß er häufig als Grablege benutzt wurde <sup>5)</sup>. In seiner Chronik von Himmelkron schrieb Pfarrer Theodor Zinck: „... (es) fanden sich später allerlei Grabdenkmäler, unter welchen Gräber vermutet wurden. Aber als man etwa 1850 Gelegenheit hatte, eine Untersuchung anzu-

stellen, fand man überall nur sogenannten wilden Boden, was gegen die Vermutung spricht“ <sup>6)</sup>.

Die jüngste Gelegenheit zu solchen Untersuchungen erbrachte ein anderes Ergebnis. Bei Grabungen zeigte es sich, daß der „wilde Boden“ an verschiedenen Stellen erst sehr tief beginnt. Nach der Herausnahme der alten Sandsteinplatten des Bodens konnte man von der Bodenoberfläche bis zu einer Tiefe von 1,30 bis 1,40 Meter auf lockeren Geröllboden stoßen. An verschiedenen Stellen waren in einer Tiefe von etwa 0,70 Meter einzelne Knochenstücke zu finden, und zwar u. a. Unterarmknochen, Rippen- und Wirbelstücke, ein Schlüsselbein, ein Schlüsselbein. Aus einem Oberschenkelgelenkstück schloß ein Arzt <sup>7)</sup>, es müsse sich um einen jungen Menschen, wohl 12 bis 14 Jahre alt, gehandelt haben, der hier beigesetzt wurde. In der südwestlichen Ecke kamen vier Totenschädel und starke Schenkelknochen zum Vorschein. Man grub dort etwa einen Meter in die Tiefe, um von da die Außenmauer zur Durchziehung eines Elektrokabels zu durchbrechen. Bei einem halben Meter Tiefe stießen die Arbeiter auf die an einer Stelle beisammenliegenden Knochen <sup>8)</sup>.

Schon diese wenigen Funde bestätigten die alte Vermutung, die durch frühe Nachrichten gestützt ist, daß auch in Himmelkron wie anderswo dieser Gruftraum als Grablege diene. So berichtete der Kanzler von Feilitzsch 1629: „Ich gedenke auch, . . . daß noch zwei Nonnen allda gewesen. Sind beide in die Kapelle begraben worden zur Lebzeit der weil. Margarethe von Döla . . .“ <sup>9)</sup>. In der ältesten gedruckten Chronik von Himmelkron berichtet der Stammbacher Pfarrer Johann Ernst Teichmann: „Zugeschwiegen, daß die uhralten Adelichen Geschlechter derer von Künspurg, von Blasenberg und Wirßberg, ihr beständiges Erb-Begräbniß zu Himmelcron gehabt, sich nach ihrem Tode dahin bringen, und meistens in dasiger Ritter-Capelle beysetzen lassen“ <sup>10)</sup>.

Von den Guttenbergs wissen wir aus urkundlichen Belegen, daß sie „... ihr Begräbniß im Kloster Langheim hatten in der Kapelle im Kreuzgang, auch im Kloster Himmelkron, beim Eingang in die Kapelle linker Hand vor dem Fenster, wo die Klosterfrauen beichteten . . .“ <sup>11)</sup>.

#### GRABSTEINE IN DER KAPELLE

Auch eine Reihe von Grabsteinen, die sich in der Kapelle befanden, zeugen von der einstigen Sepultur. 1735 hob der Bautrupp des Markgrafen Georg Friedrich Karl unter der Aufsicht des Bauinspektors Johann David Rantz „verschiedene Leichen-

steine“ auf, als die Fürstengruft erstellt wurde<sup>12)</sup>. 1774 untersuchte Archivar Spieß „im höheren Auftrage“ die Grabsteine in der Ritterkapelle und ließ sie durch den Hofmaler Müller abzeichnen. Er fand damals 19 Steine vor, die alle auf dem Boden lagen<sup>13)</sup>. Der Bericht soll sich im Besitz und Archiv des Historischen Vereins von Oberfranken in Bayreuth befinden. Nach langem Suchen konnte jüngst ein Aktendeckel mit der entsprechenden Aufschrift ausfindig gemacht werden — aber die darin enthaltenen Schriftstücke betrafen keineswegs die Himmelkroner Grabsteine, ja hatten gar nichts mit Himmelkron zu tun! — So sind diese Aufzeichnungen vorerst als verschollen anzusehen.

Als Bilabel die Kapelle etwa 100 Jahre später besuchte, fand er die Steindenkmale stehend vor, „längs der Wand herum“<sup>14)</sup>. Pfarrer Zinck entdeckte 1895 keinen Grabstein mehr in der Kapelle. Diese war inzwischen zum gottesdienstlichen Gebrauch eingerichtet worden. Pfarrer Alberti hatte 1774 ebenfalls die acht bedeutendsten Steine benannt; von diesen konnte Zinck noch drei in der Kirche vorfinden, im Chorraum hinter dem Altar, wo sie auch heute noch stehen (zwei Künßbergsteine und ein Wirsberggrabstein)<sup>15)</sup>.

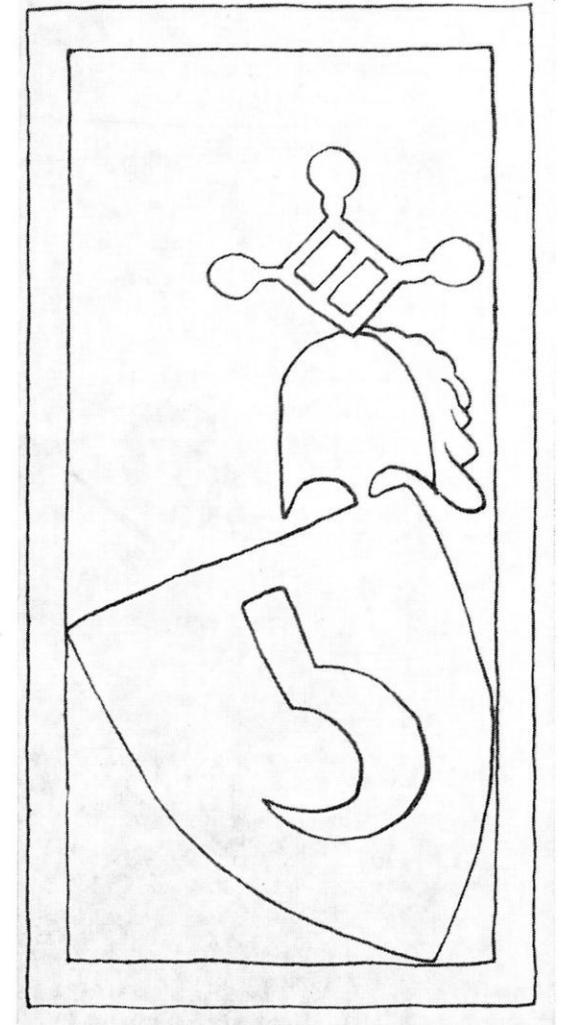
#### NEUER FUND EINES ALTEN STEINES

Dem Fund eines Grabsteines, der anlässlich der Renovierungsarbeiten gemacht wurde, kommt daher besondere Bedeutung zu. — Am 23. Juni 1965 stießen die Bauarbeiter unter der einstigen Fürstengruft im zweiten Joch (vom Osten her) des nördlichen Seitenschiffes unter den Fußbodenplatten auf einen ganz erhaltenen, liegenden großen Stein. Schon nach einer groben Reinigung der Steinoberfläche zeigte sich deutlich eine reliefartige Bearbeitung. Ein Bauarbeiter grub in der Mittagspause aus eigenem Interesse weiter in die Tiefe; er fand dabei Holzreste, dann folgte ein Hohlraum und schließlich entdeckte er ein zusammenhängendes Skelett, das er vom Kopf bis zum Becken freilegte. Die Beine des Skeletts lagen in östlicher Richtung. Unmittelbar nach der Mittagspause wurde die Fundstelle zugeschaufelt und sogleich der ganze Boden an dieser Stelle betoniert.

Der Stein, der keine Inschrift aufweist, ist 191 cm lang, 84 cm breit und 24 cm stark. Das vom Bildhauer nicht sehr plastisch und geschickt herausgearbeitete Wappenrelief zeigt einen leicht nach links geneigten Schild, der oben 65 cm breit und in der Mitte 75 cm hoch ist.

Den Helm, der sich dem Schild — an den rechten Rand der Steinfläche gedrängt — anfügt, wollte der Direktor des Bayerischen Armeemuseums, Dr. Alexander Freiherr von Reitzenstein, München, nicht sogleich einer bestimmten gebräuchlichen Helmform jener Zeit zuordnen. Er bezweifelte zunächst sogar, ob es sich dabei überhaupt um einen Helm handle. Nur mit Vorbehalt möchte er dieses Helmgebilde als Topfhelm bezeichnen<sup>16)</sup>. Auch Konservator Dr. Wulf Schadendorf vom Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg ist unschlüssig, ob es sich um einen Topfhelm oder Kübelhelm handelt<sup>17)</sup>. Ein Ansatz von einer Helmdecke ist ganz rechts festzustellen.

Aus dem Helm wächst als Kleinod eine quadratische, über Eck gestellte Schnalle. An den beiden seitlichen Ecken und am oberen Eck befinden sich ballenförmige Ausbuchtungen, die wohl der üblichen Dreipaßform entsprechen sollen. Der Dorn dürfte nach rechts oben verlaufen. — Die Schnalle ist bekannt als das Wappenbild des Geschlechts derer von Wallenrode<sup>18)</sup>. Auf dem Schild ist als Figur eine liegende, nach rechts gewendete Sichel zu erkennen. Die Tatsache, daß die Sichel nicht aufrechtsteht und daß zwei verschiedene Wappenzeichen — im Schild und Helmkleinod — vorkommen, bereitet einige Schwierigkeiten bei der Festlegung des Geschlechtsnamens des oder der Verstorbenen.



Grabstein mit Streitberg- und Wallenrodewappen

## WAS SAGT UNS DAS WAPPEN?

Dr. von Reitzenstein legt das Schwergewicht auf das Wallenrodezeichen oben im Kleinod und nimmt an, daß es sich um die früheste Form des Wallenrodischen Wappens handeln könnte. Die Sichel, die in aufrechter Form bei den Streitberg im Wappen geführt wird, könnte — wenn auch auf den Kopf gestellt — seiner Meinung nach eine Stammesgleichheit mit den Streitberg ausdrücken. Er hält es für möglich, daß die Figur des Helmkleinods die Schildfigur verdrängt habe <sup>19)</sup>.

Archivrat Dr. Rudolf M. Kloos vom Staatsarchiv Bamberg weist darauf hin, daß nach Oesterreicher (Geschichte des Dorfes und Rittergutes Streitau, Bamberg 1836) die Burg Streitau erst um die Zeit der ersten urkundlichen Erwähnung der Wallenrode in Streitau — um die Mitte des 14. Jahrhunderts — erbaut worden sein soll. Dr. Kloos hält es für möglich, daß es dort vorher bereits Herren von Streitau gegeben habe, von denen die Wallenrode die Burg erbten oder auf andere Art erwarben. Die Vermutung, es könnte einmal Herren von Streitau mit dem Sichelwappen gegeben haben, würde an Boden gewinnen, so meint er, wenn sich nachweisen ließe, daß die Sichel jemals als „Streit“-Waffe gedient hat <sup>20)</sup>.

Das Stadtarchiv Augsburg führt eine Wappenbildkartei; deshalb wurde auch von dort Auskunft eingeholt. Archivdirektor Dr. H. F. Deininger bestätigte ebenfalls die Schwierigkeit, dieses Wappen zu deuten. Es sei nicht auszuschließen, so argumentiert er, daß ein Zweig der Streitberg eine umgekehrte Sichel im Wappen führte oder es besteht die Möglichkeit, daß sich der Bildhauer irrte. Ein Allianzwappen dürfte es seiner Meinung nach kaum sein. Das Oberwappen könnte auch das Wappen der Mutter des Schildträgers gewesen sein <sup>21)</sup>.

Dr. Hellmut Kunstmann, Nürnberg, hält das Wappen des Steines für ein Witwenwappen einer verheirateten von Streitberg, die in erster Ehe mit einem Wallenrode verehelicht war. Mit ihr würde die Linie der Streitberg erlöschen. Dies schließt er aus dem umgestürzten Wappenbild und weist dabei auf einen ähnlichen Fall hin, den er in seinem Werk „Burgen in Oberfranken“ (Band II S. 143 Mistelbach) erwähnt <sup>22)</sup>.

Professor Dr. Ottfried Neubecker, Direktor der Deutschen Heraldischen Gesellschaft des „Wappen-Herold“, Wiesbaden-Mainz, warnt davor, aus der Anordnung der beiden Wappenbilder bestimmte Schlüsse ziehen zu wollen. Er schreibt dem Stein wegen der Abweichung der Helmzier ein „hohes Alter“ zu. Er hält dafür, daß das gestürzte Wappen dem Letzten des Geschlechts — und nicht der Letzten — auf den Grabstein gesetzt bzw. zerbrochen in die Grube geworfen wird. — Er pflichtet

Dr. Kloos bei, daß die Sichel als Streitwaffe gedacht sein könnte. Dafür spreche, daß die Streitberg eine Sichel führen, und er weist auf die persischen Sichelwagen hin.

Dr. Neubecker glaubt nicht, daß es sich um das älteste Wallenroder Wappen handelt. Seine Kombination geht dahin: „Gestorben ist ein Herr von Streitau, dessen Mutter eine Wallenrode war. Da er sonst keine Erben, auch keine Schwestern hatte, ging sein Erbgut an die Verwandten der Mutter über und kam so an die Wallenrode“ <sup>23)</sup>.

Die meisten, die den Stein gesehen und sich mit dem Wappen beschäftigt haben, sind sich darin einig, daß es sich um einen interessanten Fund handelt. Schon Regierungspräsident Dr. Fritz Stahler, der einen Tag nach der Bergung des Steines nach Himmelkron kam, befürwortete seine Erhaltung und Aufstellung.

Dr. Schadendorf vom Germanischen Nationalmuseum schreibt: „Die Form des Schildes und die Helmzier weisen darauf hin, daß es sich um ein sehr frühes Wappen handelt. Wir möchten annehmen Ende 13. Jahrhundert. — Letztgenannte Vermutung gibt auch Anlaß, darauf hinzuweisen, daß die Erhaltung des Grabsteins auf alle Fälle gesichert werden sollte . . . Für die Geschichte der Ritterkapelle scheint mir der Fund von u. U. nicht unwesentlicher Bedeutung“ <sup>24)</sup>.

## WELCHE BEDEUTUNG KOMMT DEM GRABSTEIN ZU?

1. Der Stein samt dem darunter liegenden Skelett dürften die letzten größeren Bodenfunde in der Kapelle sein, die noch an der alten, ursprünglichen Stelle aus der Klosterzeit anzutreffen waren. Die Vermutung, daß es sich hier um eine Begräbnisstätte handelt, ist damit hinlänglich bestätigt.

2. Der Stein ähnelt sehr den anderen alten Grabsteinen in Himmelkron (z. B. Waldenfels/Rabensteiner, Förtsch, Hirschberg). Er hat, wie diese, keine Umschrift, nur einen schmalen erhabenen Rand und — wie die meisten der genannten — einen liegenden Schild, eine noch nicht sehr entwickelte Helmzier und nur spärliche Ansätze einer Helmdecke. Die Zahl dieser alten, ganz erhaltenen und an sichtbarer Stelle angebrachten Steine in Himmelkron ist mit diesem neuen Stein auf zusammen sechs vermehrt.

3. Dieser Grabstein brachte erstmals ein Streitbergwappen in Himmelkron zutage. Eine direkte Beziehung derer von Streitberg zu Himmelkron ist nicht bekannt. Lediglich in einer einzigen bisher bekannten Urkunde, und zwar vom Jahre 1338, treten ein Streitberger und der Ort Himmelkron gemeinsam auf einem Schriftstück auf. Es versprechen darauf die Klöster Langheim und Himmelkron, „4 Jahrtage“

für Graf Otto von Orlamünde und seine Ahnen zu halten im Falle ihnen das Lehen und die Pfarre Rudolstadt übereignet werden. Unter den Zeugen finden wir „Heinrich von Streitberg“<sup>25)</sup>. Die von Wallenrode hatten schon zu jener Zeit — vor Mitte des 14. Jahrhunderts — mehrere Burggüter und Höfe in nächster Umgebung (z. B. 1323 Eigenz bei Marktschorgast, Tiefenreuth, Wasserknoten, 1335 Marktschorgast, 1348 Ziegenburg, Pöllitz/Gemeinde Ziegenburg, Pulst, 1350 Ködnitz)<sup>26)</sup>. Von späterer Zeit sind direkte Beziehungen zu Himmelkron bekannt. 1409 starb die Äbtissin Agnes von Wallenrode in Himmelkron<sup>27)</sup>. Ferner sollen ihre beiden Schwestern Agnes und Anna Klosterfrauen in Himmelkron gewesen sein<sup>28)</sup>. Ein Wappen derer von Wallenrode in Himmelkron war aber bis zum Zeitpunkt dieses Grabsteinfundes ebenfalls nicht bekannt oder mindestens literarisch nicht erfaßt.

4. Eine Nonne dürfte in so früher Zeit wohl nicht an dieser Stelle beigesetzt worden sein; sie hätte auch kaum einen Grabstein erhalten. Eine Äbtissin kommt ebenfalls schwerlich in Frage; sie würde sicher ein entsprechendes Zeichen auf dem Stein mitbekommen haben; außerdem wäre sie wohl in der Kirche beigesetzt worden. — Es ist auch nicht sehr wahrscheinlich, daß der Stein der Frau eines Ritters zugehört, da nicht einmal von bedeutenderen Geschlechtern — wie z. B. den Orlamündern — Steine für die Ehefrauen überliefert sind. — Es soll damit nicht behauptet werden, daß überhaupt keine Frauen in der Kapelle beigesetzt worden seien<sup>29)</sup>.

5. Es bleibt also ein Ritter, der hier die letzte Ruhestätte fand. Es dürfte wohl so sein, daß er der Letzte seiner Linie war — wahrscheinlich einer Streitberger Linie. Könnte das Wallenrodewappen im Kleinod nicht auch dem Wappen seiner Frau, der hinterlassenen Witwe, zugehören? Vielleicht hatte er den Wallenrodebesitz erheiratet und zeitweise zum Eigentum oder sein ererbter Streitbergbesitz fällt nunmehr an die Wallenrode? — Dr. Neubecker meint dazu: „Das will ich nicht ausschließen. Dann müßten die Angehörigen der Frau das Grab bestellt haben. Warum nicht?“<sup>30)</sup>. Und warum sollte auch nicht die Witwe des Ritters von Streitberg, geborene von Wallenrode, die jetzt zwei Erbschaften in Händen hält, die Auftraggeberin für den Grabstein gewesen sein? — Den Namen des Toten zu identifizieren dürfte kaum möglich sein, da für diese Zeit nur spärliche urkundliche Nachrichten vorliegen.

6. Für den Ort Streitau dürfte der Stein auch nicht ohne Bedeutung sein. Es könnten dort — vor den Wallenrode — Streitberger oder gar Streitauer gewesen sein, von denen die Wallenrode seit dem in Himmelkron beigesetzten Geschlechtsletzten den Besitz erhielten und weiter vererbten.

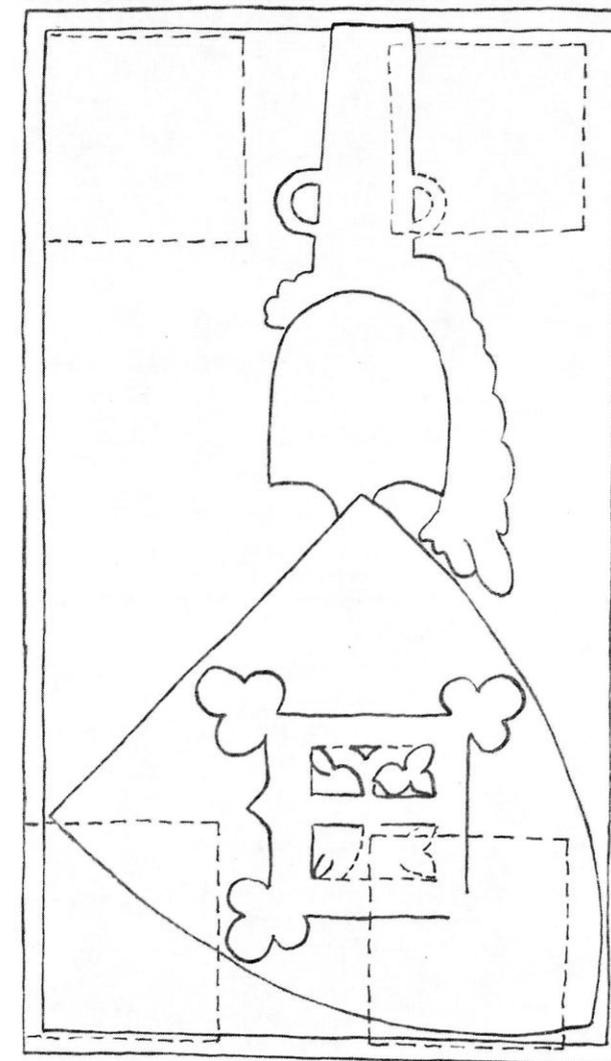
7. Für die Wappenforschung ist der Stein wegen der ausgefallenen Helmzeichnung und des verhältnismäßig frühen Wappenbildes der Wallenrode in unserem Gebiet von Interesse.

#### DAS WALLENRODEWAPPEN IN HIMMELKRON

Nach dem 23. Juni 1965 fanden sich noch drei weitere Wappenbilder derer von Wallenrode in Himmelkron, die vorher nicht leicht zu sehen oder zu identifizieren waren.

1. Noch während der Renovierungsarbeiten kam ein weiterer Grabstein zum Vorschein. — Als man die Steinplatte vom bisherigen Altar in der Ritterkapelle abnahm, stellte man darauf eine reliefartige Darstellung mit farbigen Resten fest. Auf dem Stein, der 147 cm lang, 80 cm breit und 24 cm stark ist, kann man deutlich einen liegenden Wappenschild erkennen. Über dem Schild befindet sich ein in seinen Umrissen nicht deutlich gezeichneter Helm. Dieser setzt sich nach oben bis zum Rand des Steines in einer stumpf endenden Spitze fort. Der Schild hat oben eine Breite von 54 cm und in der Mitte eine Höhe von 52 cm.

Die Platte lag auf vier Fußstützen, die oben eine quadratische Fläche hatten. Die Abdrücke davon zeich-



Stein mit Wallenrodewappen  
im Schild

nen sich auf dem Stein ab und beeinträchtigen die Darstellung auf dem Schild. Trotzdem läßt sich die Schildfigur gut erkennen. Es handelt sich um eine über Eck gestellte Schnalle. Bei zwei Ecken sind dreipaßförmige Auswülbungen erkenntlich. Der Dorn zeigt nach rechts oben. Das Wappenbild gleicht also dem der Herren von Wallenrode auf Streitau.

Der Helm ähnelt einem Topfhelm. Die Helmzier ist ungewöhnlich und schwer zu identifizieren. Durch die Abdrücke der Fußstützen kann man nicht mehr eindeutig feststellen, ob die Helmzier noch ausgedehnter war.

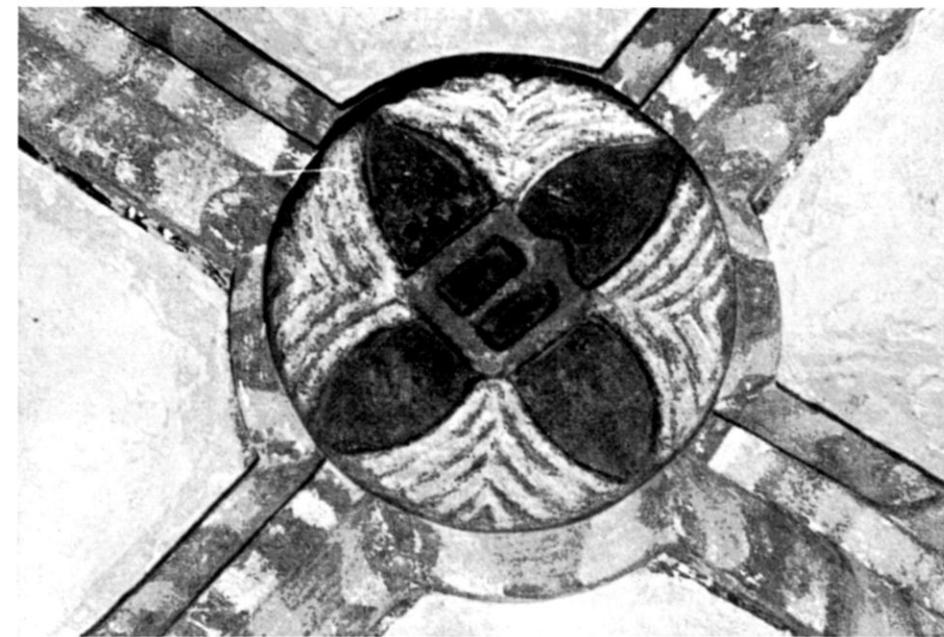
Der Stein wurde wiederum mit der Reliefseite nach unten als Altarplatte für den neuen Altar verwendet. — Dieser Wallenrodestein zeigt große Ähnlichkeit mit dem oben beschriebenen Grabstein, und seine Entstehung wird daher von Fachleuten zeitlich ebenfalls Ende des 13. bis Mitte des 14. Jahrhunderts eingeordnet<sup>31)</sup>.

2. Der Grabstein der Äbtissin Agnes von Wallenrode steht in der Kirche als vierter Stein von rechts an der Südwand des Langhauses. Der Stein wurde bei Bauarbeiten in der Kirche im Jahre 1909 unter den Bänken hervorgeholt und aufgestellt<sup>32)</sup>. Friedrich August Zinck gelang es, die Inschrift zu entziffern, die eindeutig auf die Äbtissin „von ballenrod“ hinweist<sup>33)</sup>. Auf dem liegenden Schild ist merkwürdigerweise das Wappenbild derer von Schaumberg abgebildet. Ein Wallenrodezeichen konnte nirgends entdeckt werden.

Erst eine jüngst angefertigte fotografische Aufnahme dieses Äbtissinnensteines mit starker seitlicher Beleuchtung brachte die Schnalle der Wallenrode zum Vorschein, und zwar in der Helmzier.

3. Bei der farblichen Gestaltung der Schlußsteine in der Ritterkapelle anlässlich der Renovierung zeichnete sich auf einem der Steine im Gewölbe deutlich die Schnalle der Wallenrode ab (südliches Seitenschiff, letztes Joch im Westen). Bisher hatte man dieses von Ornamenten eingerahmte Wappenbild ebenfalls für einen Teil der Ornamentik gehalten. — So fügt sich dieses Wappen den anderen auf Schlußsteinen abgebildeten Wappen aus der Erbauungszeit der Ritterkapelle an (z. B. Blassenberg, Hirschberg, Nürnberg, Orlamünde, Waldenfels, Wirsberg).

Damit dürfte die Beweiskette, daß die Kapelle eine alte Grablege derer von Wallenrode, — und zwar schon vor den Zeiten der Äbtissin dieses Namens — in sich beherbergt, endgültig geschlossen sein.



Wallenrodewappen auf einem Schlußstein der Kapelle

#### Anmerkungen und Literaturnachweis

- 1) Sie sind ausführlicher beschrieben a) in einem vervielfältigten Bericht des Verfassers für das Landbauamt Bayreuth, b) in dem Aufsatz „Die Ritterkapelle in Himmelkron“ (von H. Meißner) in „Heimatbote“ Nr. 8/1964 (Heimatbeilage der „Fränkischen Presse“, Bayreuth), c) in dem Aufsatz von Helmut Meißner „Die Ritterkapelle des Klosters Himmelkron“ in „Franken Heimat“ Nr. 4/1966 (Heimatbeilage des „Bayreuther Tagblatt“, Bayreuth).
- 2) a) Hans Rose, die Baukunst der Cisterzienser, München 1916, S. 70. b) Wilhelm Funk, Das ehemalige Zisterzienserinnenkloster Birkenfeld an der Aisch und die Zisterziensernonnenklöster in Franken, Neustadt/Aisch 1934, S. 3. c) Freundliche Mitteilung von Dr. Wilhelm Funk, Nürnberg, vom 9. 11. 1964.
- 3) Theodor Zinck, Himmelkron — Beschreibung seiner Vergangenheit und Gegenwart, Bayreuth, 1925, S. 74.
- 4) a) Zinck a. a. O. (Anm. 3) S. 79. b) Himmelkron, einst und jetzt; Bericht in mehreren Fortsetzungen in der Beilage „Allerlei“ des „Bayreuther Tagblatt“ 5. Jg. Nr. 4 1909, ohne Verfasserangabe (Pfarrer Herrmann?).

- 5) Georg Dehio, Geschichte der deutschen Kunst Band II, Berlin/Leipzig 1930, S. 27/28. — Funk a. a. O. (Anm. 2 b) S. 12.
- 6) Zinck a. a. O. (Anm. 3) S. 79.
- 7) Dr. Joachim Gärtner, Neuenmarkt.
- 8) Genauere Angaben dazu in dem Bericht a. a. O. (Anm. 1 a).
- 9) Zitiert bei Zinck a. a. O. (Anm. 3) S. 31.
- 10) J. E. T., Historische Beschreibung des alten Frauen-Closters Himmelcron, Bayreuth 1739, S. 66.
- 11) F. K. Frhr. von Guttenberg, Regesten des Geschlechtes von Blassenberg und dessen Nachkommen; Archiv für Geschichte und Altertumskunde von Oberfranken, Bd. 19 Heft 2, Bayreuth 1894, S. 16.
- 12) Eintrag im Kirchenbuch des Pfarramtes Himmelcron Band II, Sterberegister unter 17. 5. 1735. — Zitiert auch bei Zinck a. a. O. (Anm. 3) S. 74.
- 13) Bilabel, Beiträge zur Geschichte des ehemaligen Klosters Himmelcron; Archiv für Geschichte und Altertumskunde von Oberfranken, Band XV Heft 2, Bayreuth 1882, S. 307.
- 14) Bilabel a. a. O. (Anm. 13) S. 307.
- 15) Zinck a. a. O. (Anm. 3) S. 54.
- 16) Schreiben Nr. 453 vom 5. 8. 1965, Nr. 489 vom 25. 8. 1965; Gespräch am 15. 4. 1966 in München.
- 17) Schreiben vom 26. 10. 1965.
- 18) Das große Weigelische Wappen-Buch, Nürnberg 1734, I Nr. 102, 104.
- 19) Schreiben Nr. 453 a. a. O. (Anm. 16).
- 20) Gespräch am 12. 8. 1965 in Bamberg. Schreiben Nr. 2364/BA 613 vom 15. 9. 1965.
- 21) Schreiben Nr. 701 vom 23. 9. 1965.
- 22) Schreiben vom 10. 10. 1965.
- 23) Schreiben vom 25. 12. 1965.
- 24) Vgl. Anm. 17.
- 25) C. Chl. Freiherr von Reitzenstein, Regesten der Grafen von Orlamünde, Bayreuth 1871 S. 155, sowie bei Martin Wieland, Das Cistercienserinnen-Kloster Himmelcron, Bregenz 1903, S. 19.
- 26) Erich Freiherr von Guttenberg, Historisches Ortsnamenbuch von Bayern; Land- und Stadtkreis Kulmbach, München 1952.
- 27) Zinck a. a. O. (Anm. 3) S. 18/19.
- 28) Joh. Gottfr. Biedermann, Geschlechtsregister der löbl. Ritterschafft im Voigtlande, 1751, Tabula CCXLVIII.
- 29) Zinck a. a. O. (Anm. 3) S. 31 und 54.
- 30) Schreiben vom 6. 3. 1966.
- 31) Anm. 16 und 23.
- 32) Theodor Zinck, Himmelcroner Gräfte, Archiv für Geschichte und Altertumskunde von Oberfranken, Band 28, Heft 1, Bayreuth 1921, S. 11.
- 33) Friedrich August Zinck, Einiges Neue aus Himmelcron; Archiv für Geschichte und Altertumskunde von Oberfranken, Band 21 Heft 2, Bayreuth 1900.

*Reinhard Maria Libor, Kaufbeuren:*

## DIE KATHARINEN-KAPELLE ZU KLOSTERLANGHEIM

*Ein Denkmal zisterziensischer Bauhüttenkunst*

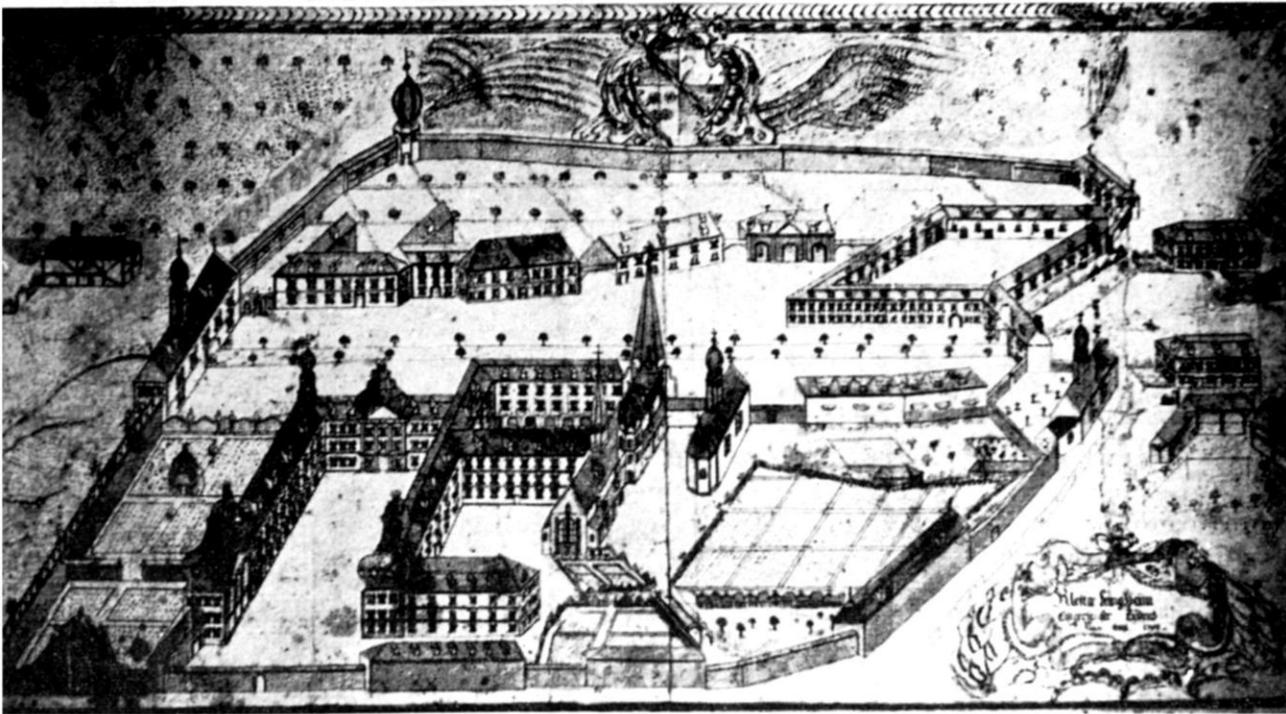
### DAS ENTWEIHTE ERBE

Kaum ein Kloster in Bayern erlebte mit dem Jahre 1803 einen so jähen und schmähligen Niedergang wie die ehemalige Zisterzienser-Abtei *L a n g h e i m* bei Lichtenfels am Main. Von Bischof *O t t o I.*, dem Heiligen von Bamberg, 1133 in einem engen Juratal nordöstlich der Domstadt gegründet, nahm dieses Hauskloster des mächtigen und reichstreuen Herzogsgeschlechtes *A n d e c h s - M e r a n i e n - P l a s s e n b u r g*<sup>1)</sup> und seiner versippten Grafenfamilien *O r l a m ü n d e* und *T r u h e n d i n g e n* Jahrhunderte lang bedeutenden Einfluß auf die mittelalterliche Ordensbewegung im fränkischen und böhmischen Raum und bewahrte bis zur Aufhebung am 24. Juni 1803 seinen ausgezeichneten Ruf als Hort der Geistigkeit, Kunst und Wissenschaft.

Wo einst der hohe Abteibau, wie eine Gottesburg von Meisterhand geformt, dem Talgrund entwuchs, wo Litanei, Gebet und Psalmgesang Kirche und Kreuzgang erfüllten und schon beim ersten Morgenlicht die Weißen Mönche zu Hacke und Pflugschar griffen, hat menschlicher Unverstand mehr Überrest als sichtbares Andenken der Nachwelt hinterlassen.

So vernehmbar wie die Steine, die beredtesten Zeugen der Vergangenheit, seit Jahr und Tag ihre stumme Klage erheben, ist auch das Verlangen, die Baugeschichte Klosterlangheims bis in ihre Anfänge zurückzuverfolgen und unter gewissenhafter Berücksichtigung wesentlicher Stilmerkmale und Vergleichstypen jene Architekturbilder auszuwerten und rekonstruktiv wiederzubeleben, die heute nur noch als spurenhafte Zeugnisse traditionellen mönchischen Formdenkens erkennbar sind.

Ältestes und klassisch urbildhaftes Baudenkmal der ehemaligen Klosteranlage ist die säkularisierte *S t . K a t h a r i n e n - K a p e l l e*, einst am nördlichen Pfortenhaus der Zisterze als *P o r t a l -* oder *L e u t e k i r c h e* errichtet.<sup>2)</sup> Dieses steinerne Monument, mit einheitlicher Formsprache und klarer Rationalität auf den Nenner würdevoller Einfachheit gebracht, legt auch noch in seinem fragmentären Gefüge ein lauterer Bekenntnis zum *B a u w i l l e n* des Ordens von *C i t e a u x* ab.



Kloster Langheim, Ostansicht. Zeichnung des Bruders Alanus Bittermann von 1795

Spätromantisches in feiner Harmonie mit frühgotischem Stilgut ließ diese kleine Zisterzienser-Kapelle, die sich bis in die Tage ihrer Profanierung (1803) und baulichen Entkleidung (vor 1836) eine Architektur von einzigartig schlichter Schönheit bewahrte, stets als ein hochgestimmtes Werk Maulbronner-Ebracher Hüttenkunst erscheinen.

Um das wahre Vermächtnis zisterziensischer Bautradition, wie es sich bis heute in einzelnen Strukturresten der überdachten Kapellenruine erhalten hat, genauer beurteilen und deuten zu können, wird es zunächst erforderlich sein, den bau- und stilgeschichtlichen Untersuchungen eine Betrachtung über das ordenseigene Bauwesen vorzuschicken.

## BAUSCHULEN UND WERKMÖNCHE

Mit der schnellen Verbreitung des Zisterzienserordens über ganz Europa und wegen der zahlreichen Niederlassungen<sup>3)</sup> stieg auch das Bedürfnis an neuen Ordensbauten. Wie aber konnten die Mönche die Vielzahl der geplanten Bauvorhaben bewältigen? In Burgund waren mit der aufkommenden Gotik auch Bauzentren entstanden; dazu hatte man dort eigene Werkstattkreise gebildet, die unter Anwendung neueren Formvermögens alle architektonischen Vorzüge auszuschöpfen wußten und so — der ursprünglichen Holzbauweise gänzlich abgekehrt — sich dem Steinbau widmeten. Ebenso entstanden jetzt rechts des Rheins Kirchen und Klöster der Weißen Reformmönche, die im Bewußtsein der Ordenserneuerung und Zusammengehörigkeit ihren Bauten ein unverkennbares Stilsiegel aufprägten. Weil aber diese eigenwillige Baukunst sich sowohl in vielen Gebieten mit mannigfaltigen Provinzialismen behaupten mußte als auch in der geistigen Geschlossenheit des Ordens ein Fundament besitzen sollte, wuchs um so mehr die Bedeutung der Bauschulen.

Zentralgelegene Klöster oder solche Häuser, die über besonders bautüchtige Brüder verfügten, wurden dazu bestimmt, zunächst im Rahmen interner Bautätigkeit Schulen und Werkstätten einzurichten, um dadurch das in bewußter Überlieferung verwurzelte und an ordensgesetzliche Weisungen gebundene Architekturprogramm zu festigen und zu hüten. So bewahrten die Mönche Bauform und Technik Jahrhunderte hindurch in einer Art und Weise, wie sie die Geschichte selten kennt.

## MAULBRONN — WIEGE DES ‚STAUFISCHEN MEISTERS‘

In der Zeit der frühen Gotik, als geschlossene Baugruppen burgundischer Zisterzienser ihre hochentwickelte Architektur auch in den Süden, beispielsweise nach Fossanova und Casamari in Italien trugen,<sup>4)</sup> entsteht im württembergischen Kloster Maulbronn die berühmteste deutsche Zisterzienser-Bauschule. Hier im Salzachtal setzen die Mönche schon 1147 die Fundamente für den Steinbau. 1171 stellt der erste Architekt die Ostteile der dreischiffigen, kreuzförmigen Basilika fertig und schafft damit das früheste große Kreuzgewölbe rechts des Rheins.

Nun werden auch die Dombauhütten in Speyer und Worms auf den Meister aufmerksam und berufen diesen in ihre Werkzirkel, wo sie ihm nicht nur Teilarbeiten übertragen, sondern auch Gelegenheit bieten, den großartigen Ostteil des Wormser Domes aufzuführen. Vielleicht ist es dieser Berufung zuzuschreiben, daß der erste Maulbronner Kirchenbau die zisterziensische Bauhüttenkunst nicht weiter voranzu-

treiben vermochte; denn zwei wesentliche Architekturforderungen des Ordens wurden dort nicht erfüllt: Die Gestaltung des Chorgrundrisses und das Prinzip der Langhauswölbung.

Anders dagegen in der Schulphase des zweiten Maulbronner Architekten, des *staufigen Meisters*.<sup>5</sup> Diesem Architekten und seinen Baumönchen gelingt es, anfangs des 13. Jahrhunderts das oberdeutsche Kloster zum Ausgangspunkt einer Baubewegung zu machen, die sich quer durch Deutschland über Ebrach, Walkenried, die bedeutendsten Dombauten von Bamberg, Magdeburg und Halberstadt bis in den deutschen Osten hinein erstreckt. Mit dem Bau des Paradieses (Vorhalle der Kirche), des Kreuzgang-Südflügels und des Herrenrefektoriums stellt dieser „magister operis“ sein selten hohes Niveau unter Beweis und bringt Maulbronn bald zu Ruhm und Ansehen im Orden selbst und in der gesamten Kuntsgeschichte.

Wohl einmalig in Architektur und Aussage beeindruckt neben den rhythmisch gegliederten und zugleich streng-asketisch gehaltenen Innen- und Außenbauten der Speisesaal der Mönche. Hier offenbart sich das schöpferische Genie noch immer in der scharfen Logik seiner Konstruktionsgedanken;<sup>5</sup> so in Burgund meisterhaft geschult, in Deutschland bodenständig geworden und selbst als Ordensarchitekt der repräsentativen Reichhaltigkeit nicht abgeneigt. Seine Formen, „mit hinreißendem Schwung vorgetragen und glanzvoll durchgestaltet“, wußte der Meister stets zu zügeln und in festlich stille Würde zu kleiden. Dieser Architekt, der das Refektorium seiner Mitbrüder eher in eine Königshalle umwandelte, erklärte sich damit aus eigenem Talent zum ‚staufigen Meister‘ von Maulbronn.<sup>6</sup>)

#### EBRACH — VERKÜNDERIN DES NEUEN FORMKANONS

Wie sich Maulbronner Stilgut schon zeitig in der Abteikirche von Walderbach bei Regensburg nachweisen läßt, entdecken wir die Spuren des zweiten, namenlosen Maulbronner Meisters (staufig. Meisters)<sup>7</sup> und seiner Werkleute auch in *F r a n k e n*. In *E b r a c h* nahm er bedeutenden Einfluß auf das Bauprojekt der dreischiffigen Basilika, von der Dehio sagt, sie ist „der großartigste, frühgotische Bau, den Deutschland hervorgebracht hat“. Mit Sicherheit dürfen wir heute annehmen, daß derselbe Architekt auch Urheber des zweiten Ebracher Bauplanes war und das Grundrißschema Pontigny I<sup>8</sup>) zur imposanten Weiterentwicklung des Chores gemäß den Lösungen Morimond II / Citeaux III mit rechteckigem Chorumgang und Kapellenkranz aus Burgund in das Steigerwaldkloster vermittelt hatte.<sup>9</sup>)

Als sogenannter „Bau der Übernahme“, der vor allem westliche Stilelemente und Formen vollständig aufzog und diese dann hier neu zur Geltung brachte, wurde die Mönchskirche in Verschmelzung mit Maulbronner Bauepflogenheiten auch schulbildend für den mittel-ostdeutschen Raum.

Ebenso steht die Ebracher *M i c h a e l s*-Kapelle — in der jetzigen Ausstattung ein einschiffiger, kreuzförmiger und gewölbter Bau mit geradem Chorschluß aus dem 1. bis 2. Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts — in ihrer Gesamtkonzeption in Werkverwandtschaft mit Maulbronn. Eindeutige schulische Zusammenhänge lassen sich aus der Säulen-, Rippen-, Kapitell- und Konsolenbehandlung und nicht zuletzt aus den Steinmetzzeichen bestimmen.<sup>10</sup>)

Kloster Ebrach, die Mutterzisterze Klosterlangheims und Vermittlerin des zisterziensischen Baukanons



## ZISTERZIENSISCHE DOMBAUKUNST

Leitung und Ausführung der dritten Bauphase des *Kaiserdomes* zu *Bamberg* lag um 1225—1231 in den Händen der *Ebracher Werkhütte*. Damals führten die Bauleute im Anschluß an die zweite, burgundische und bereits zisterziensisch beeinflusste Bauperiode die Westteile mit Querschiff auf, wölbten die drei westlichen Langhausjoch ein und setzten außer dem Chorhausgiebel auch die drei Untergeschosse der Südwest- und Nordwesttürme. Unter den frühgotischen Formelementen, die nach zisterziensischem Baukanon in abgekragten Halbsäulenvorlagen und überschlanken, mittels Schafringe gebündelten Diensten ihren kennzeichnenden Ausdruck fanden, ist hier die Blendarkatur mit Kleeblattbögen im unteren Teil der Apsis als typisches Werkerzeugnis Ebrachs zu erkennen. Genau so demonstriert der mit der einfachen zisterziensischen Innenarchitektur korrespondierende Außenbau des *Bamberger Westchores* — dort vor allem die Profilierung der Rundfenster und der ausgeprägte *Rundbogenfries* — *Maulbronner* und *Ebracher Stilmerkmale*.<sup>11)</sup>

Architektonisch fortschrittliches Ideengut brachten Mönche der Ordensbauschule *Ebrach* um 1225—1240 auch nach *Nürnberg*, wo die einfache Jochfolge der *Ebracher Klosterkirche* auf das Langhaussystem der Pfarrkirche von *St. Sebald* übertragen wurde. Da der Architekt das Gewölbe hier sehr stabil schließen konnte, war es ihm trotz der steigenden Proportionen des Mittelschiffes auch möglich, auf das Strebewerk zu verzichten und dem Außenbau dadurch seine schlichte Note zu erhalten. Der von zwei Türmen flankierte Westchor — im Anlagetypus auf *Bamberg* zurückgreifend — wird von einem sechsteiligen Joch überwölbt, dessen *Diagonalrippen* wie in *Maulbronn* oder *Ebrach* auf eingestellten *Eckdiensten* mit schrägen *Kämpfern* ruhen, während die *Zwischenrippen* auf *Halbsäulenvorlagen* aufsitzen, die wiederum über *Konsolen* abgekragt sind. Überdies begegnen uns hier, genau so wie in *Bamberg*, *Kelchblock-* und *Palmettenbandkapitelle* nebeneinander, was für einen *Zisterzienserbau* durchaus *Gültigkeit* hat. Obgleich die *Sebalduskirche* später einen repräsentativen *Hallenchor* erhielt, sprechen doch *Langhaus* und *Westchor* in ihrer meisterhaften horizontal-vertikalen *Ausgewogenheit* die *derb-massive* und zugleich *schlicht-vornehme Sprache* *mönchischer Baukunst*.<sup>12)</sup>

Die profanierte St. Katharinen-Kapelle in Klosterlangheim



Nahe der Bauhüttenroute Maulbronn-Ebrach-Walkenried, deren Werkgruppen im mittel-ostdeutschen Raum erst so recht zur Entfaltung kamen, wurde nach 1200 auch das Jurakloster L a n g h e i m in den unmittelbaren Strahlungsbereich zisterziensischer Baukunst mit einbezogen. Dort entstand nämlich in den ersten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts nur wenige Meter neben dem unteren Klostertor (Ausfahrt nach Lichtenfels und Vierzehnheiligen) die St. K a t h a r i n e n - Kapelle. Da der Bau der Ebracher Michaelskapelle schon 1220 vollendet war und die Arbeiten am Kaiserdom zu Bamberg bereits 1231 abgeschlossen werden konnten, dürfen wir annehmen, daß im 4. Jahrzehnt — unabhängig von der Sebaldischen Bauhütte in Nürnberg — ein Kreis erfahrener Werkmönche aus Ebrach in Langheim willkommenen Einzug hielt, um hier das kleine Gotteshaus am Klosterportal zu erstellen.<sup>13)</sup> Daß dieses als evidenter Schulbau etwa der Michaelskapelle in Ebrach oder der Abtskapelle von Schulpforta bei Naumburg/Saale vergleichbar ist, werden wir noch untersuchen.

S a n k t K a t h a r i n a zu Ehren<sup>14)</sup> wurde dieses Kirchlein erbaut, und weil nach zisterziensischer Ordensgewohnheit allen weltlichen Personen untersagt war, dem Gottesdienst in der Mönchskirche beizuwohnen,<sup>15)</sup> stand diese Kapelle zunächst den „Familiaren“, später auch anderen Leuten offen.

Die F a m i l i a r e n : Sie waren neben den Mönchen und Conversen (Laienbrüdern) eine Gruppe von weltlichen Klosterangehörigen oder Klosterverwandten. Zu ihnen zählten alle Laien — Männer und Frauen — soweit sie im Dienstvertrag mit dem Kloster standen und zur Unterstützung der Mönche und Brüder im wirtschaftlichen Bereich oder im Handwerk tätig waren. Demnach sollten sie auch eine eigene Kirche besitzen, darin alle Sonn- und Feiertage „pro monasterii familiaribus“ eine Messe mit Predigt gehalten wurde.

Hier in Langheim hatten die Mönche die Pforten- oder Leutekirche der heiligen Katharina geweiht, weil diese von jeher als Beschützerin der Familiaren und Laiengemeinde und deren Priester galt und gleichwohl als Patronin der Handwerker verehrt wurde. Später feierten die Langheimer kaum noch den Katharinen-Gedächtnistag, dafür lebte aber um so stärker die Andacht zu den 14 hl. Nothelfern auf, wobei die Märtyrin „Sankt Katharina inmitten der Vierzehnheiligen“ wieder ihre seit dem Mittelalter herkömmliche Verehrung fand.

Gemeinsam mit seinem Bruder Herzog O t t o I. von Andechs-Meranien-Plassenburg und Pfalzgraf von Burgund<sup>16)</sup> erwies sich Bischof E c k b e r t von Bamberg stets als großmütiger Freund und Wohltäter des Klosters Langheim.<sup>17)</sup> Er, der 1208 wegen der furchtbaren Mordtat Ottos von Wittelsbach am deutschen König Philipp von Schwaben in der Domburg zu Bamberg ungerecht der Reichsacht verfallen war, danach bei seinem Schwager, dem Ungarnkönig Andreas II., Zuflucht genommen hatte und schon 1211 vom Papst wieder auf den Stuhl des hl. Otto berufen worden war, begann um 1219 mit dem Neubau des Bamberger Kaisersdomes anstelle des alten Heinrichsbaues. Im Jahre 1231, als eine stattliche Anzahl von Werkmönchen die Kathedralbauhütte in Bamberg wieder verließ, um neuen Aufträgen nachzugehen, mag wohl auch Langheim eine Bauförderung durch den Bamberger Metropolitenerfahren haben. Mit Sicherheit dürfen wir heute annehmen, daß auf Gunst und Bitten des andechs-meranischen Bischofs Eckbert — er war zugleich Reichsbevollmächtigter des Stauferkaisers Friedrichs II. und Statthalter von Österreich — architekturgeschulte Zisterzienser nach Langheim in das Hauskloster der Herzöge von Andechs-Meranien-Plassenburg entsandt wurden. Mit welchen Mitteln der Oberhirte und sein Bruder Herzog Otto I. den recht staufisch anmutenden Bau der kleinen Pfortenkapelle zur hl. Katharina unterstützten, ist nicht nachweisbar. Doch werden die reichen Landschenkungen an die Abtei in den zwanziger und dreißiger Jahren einen kapitalen Grundstock hierfür gelegt haben.

Wie die Überlieferung bezeugt, trugen vor allem mehrere Adelsgeschlechter mit ansehnlichen Stiftungen zur Errichtung und Ausstattung der Andachtsstätte bei. So zeigten sich vorrangig die Herrn von Streitberg (1237 und 1247) als Gönner dieses Kirchleins — „a Nobilibus de Streitberg exulta quondam singulari modo“<sup>18)</sup> — und fanden dort zusammen mit den Edlen von Schaumberg, Wirsberg und Redwitz ihr Begräbnis.<sup>19)</sup> Im Jahre 1307 stifteten die Nachfahren der beiden letztgenannten Adelsfamilien ein ‚Lumen‘, welches Tag und Nacht an den Grabstätten der Kapelle brannte.<sup>20)</sup>

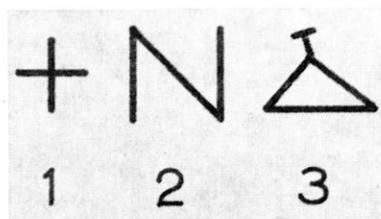
#### DER KAPELLENBAU, TRAGENDE UND LASTENDE ELEMENTE

Vom G r u n d r i ß her, wobei der nach 1803 umgebaute und dadurch entstellte Ostteil ausscheidet, läßt sich die Katharinen-Kapelle als einschiffige Anlage mit zwei gleichen Gewölbefeldern rekonstruieren. Ursprünglich endete der Raum gegen Osten

mit einer polygonalen Apsis über halbrundem oder mehreckigem Fundament. Leider wurde dieser Chor, im Bautypus möglicherweise dem Altarraum der Abtskapelle zu Schulpforta bei Naumburg vergleichbar, niedergerissen und dafür das profanierte Gebäude, dem Verwendungszweck einer Scheune entsprechend, ostwärts um die alte Apsislänge rechteckig erweitert. Eine Mauernaht an der äußeren Nordwand liefert uns hierfür den sichtbaren Beweis.

Wie die stattliche Langheimer Klosterkirche, so besaß auch die Katharinen-Kapelle früher einen *Dachreiturm*. Nach einer Zeichnung des Bruders Alanus Bittermann mit der Ostansicht des Klosters von 1795 erhob sich diese kleine Zwiebelkuppel in der Mitte des Kapellendaches und ähnelte dem Türmchen auf dem Giebel der jetzigen Langheimer Orts- und Filialkirche St. Maria, Petrus und Bernhard (früher Sepultur der Klosterbrüder).

Für den Katharinenbau, in nahezu gleichmäßigem *Quaderverband* aufgeführt, verwendeten die Bauleute den feinkörnigen grauen Sandstein, den sie wahrscheinlich aus den Steinbrüchen des Klosters oder benachbarter Gegenden herbeibrachten.<sup>21)</sup> Nach der Härte des Baugesteins zu urteilen, erfolgte die Oberflächenbearbeitung mit der scharfen Flackklinge des Steinhammers; Scharrierwerkzeuge kamen dabei nicht zur Anwendung. Offenkundiges Zeugnis der sehr guten *Versatztechnik* sind die sauber gefügten und glatten Außenwände, an einigen Stellen mit Verputz behaftet. An den leicht verwitterten Ansichtsseiten der Steine sehen wir teilweise noch die Löcher der Greifzange; für den Versatz der glatten Quader hingegen müssen die Mönche den Wolf bevorzugt haben, dessen Eisen in die eingehauenen Vertiefungen der oberen Steinfläche griffen. Die für die meisten Bauten dieser Epoche charakteristischen *Steinmetzzeichen* konnten auch an der Katharinen-Kapelle entdeckt werden.<sup>22)</sup> In der Westwand finden wir eine Anzahl kleinerer Kreuz-

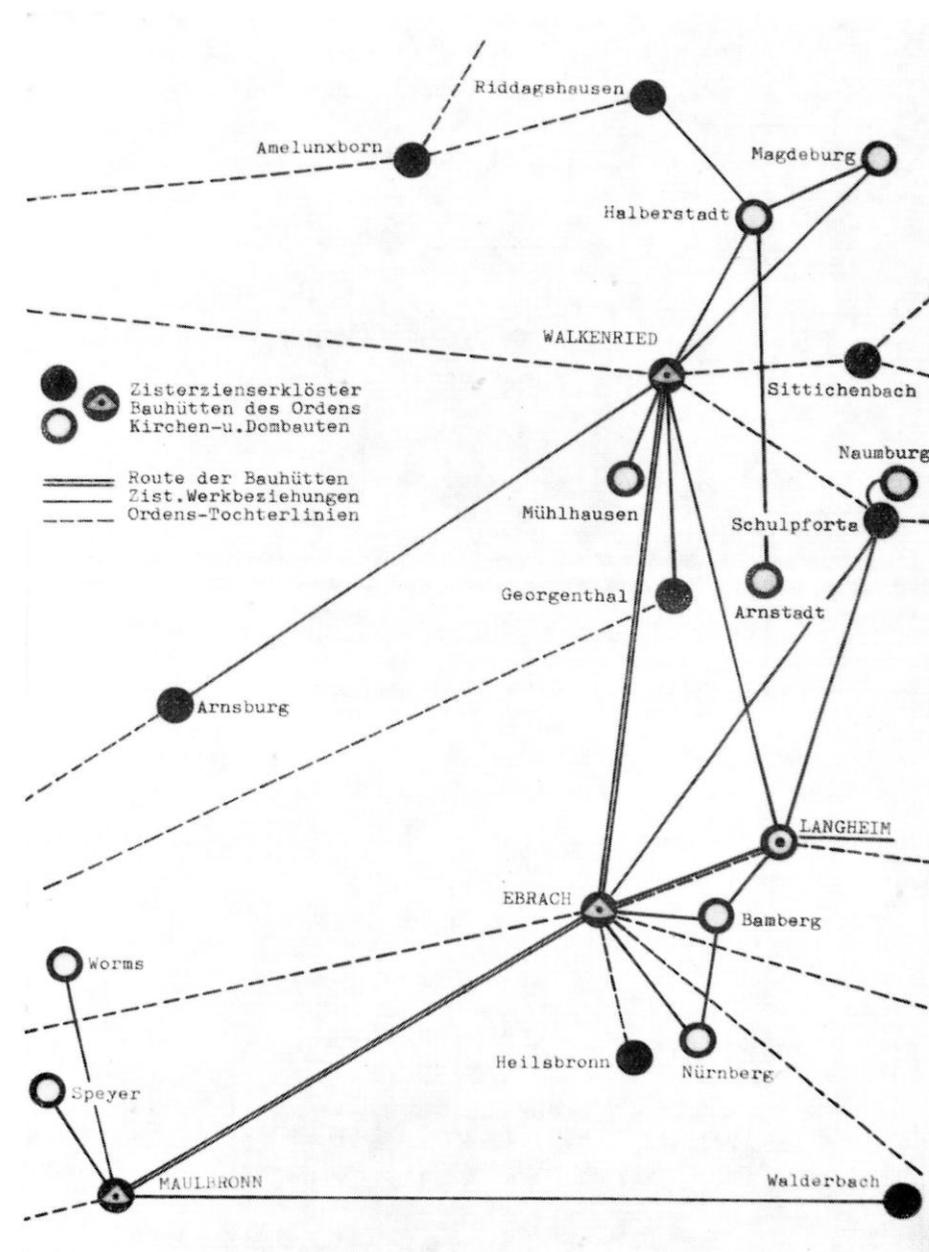


zeichen (1), wie sie auch in Ebrach bei der ersten Werkgruppe üblich waren.<sup>23)</sup> An der Nordwand treten neben dem Kreuz das breitgezogene, ebenfalls in Ebrach nachgewiesene N (2) und ein Dreieck mit Kurzstiel und Querbalken (3) auf.

Die wichtigsten Baugesetze des eingewölbten Raumes beruhten damals auf einem bestimmten archi-

tektonischen Verhältnis der *tragenden* zu den *lastenden* Elementen, also der Stützsysteme zur Gewölbelaast und dem Spannungsgewicht der Decke. Das darauf

Über Maulbronn - Ebrach - Walkenried führte die Bauhüttenstraße der Weissen Mönche in den mittelostdeutschen Raum. An ihr lagen bedeutende Baustätten, wie beispielsweise die Dome von Bamberg, Magdeburg und Halberstadt. Mit dem Bau der Katharinen-Kapelle wurde auch Langheim im 13. Jh. diesem Werkverband eingegliedert.



fußende Konstruktionsschema verwirklichten die Zisterzienser vor allen anderen Baugruppen so überlegen und meisterhaft, daß sie heute noch im ausgezeichneten Rufe der Erfinder und Praktiker namentlich der frühgotischen Wölbeform stehen. Ihre vortreffliche Patentlösung bestätigte sich in der Schaffung des Kreuzrippengewölbes, das sie, die bestgeschulten Bauleute des Mittelalters, in ganz Europa einführten.

Vor der Zerstörung der Katharinen-Kapelle überspannten zwei gleichgroße Kreuzgewölbe mit der jeweiligen Aufrißfläche von rund  $5 \times 5,50$  Metern den rechteckigen Kirchenraum. Gewiß waren diese fast quadratischen Felder von Gurt- und Diagonalrippen unterzogen, deren Profile von Ebrach und Maulbronn her beeinflußt wurden: Dreiviertelrundstab mit oder ohne Grataufsatz, Birnstab mit Grataufsatz oder abgeplattetem Grat oder eine Art Doppelrippe mit Kehlung zwischen den Wülsten. Die ältere, seitlich gekehlte Bandrippe wird man hier — in der späteren Stilstufe nach der Ebracher Michaelskapelle und dem Bamberger Dom — nicht mehr eingezogen haben.

Hinsichtlich der Anlage und Gestalt der kleinen Apsis können wir uns in Ermangelung eindeutiger Werkfunde nur der Hypothese bedienen. Auf einem Stich in Kieser-Meisners „Schatzkästlein“, Langheim um 1630<sup>24)</sup>, ist zu erkennen, daß dieser Chorraum in südlicher und nördlicher Mauerflucht noch ein Stück aus der Ostwand hervortrat und dann einen eigenen Anbau darstellte. Sehen wir in diesem Zusammenhang einmal vom überlieferten Rundchor ab<sup>25)</sup>, dann könnte unter Umständen auch ein 5/8-Chorschluß vorhanden gewesen sein, wie er zu Schulpforta in der dortigen Abtskapelle in beispielhafter Ausführung vorgebildet ist.

Ganz der vornehmen Schlichtheit eines Zisterzienserbaues müssen auch die Stützteile, Wandvorlagen, Kämpfer und Kapitelle entsprochen haben. Freilich wäre hier ein Vergleich mit der reichen Säulenarchitektur der Ebracher Michaelskapelle<sup>26)</sup>, die im Werkschulverband eine Sonderstellung bezog, etwas vermessen; doch dürfen wir unter Berücksichtigung des noch zu behandelnden stilreinen Nordportals annehmen, daß die Gewölbe der Katharinen-Kapelle von stattlichen Konsolen und Säulen getragen wurden, die den Wänden vorgelagert und mit Hilfe von Schaft ringen im Mauerwerk verankert waren. Immer noch sichtbare Ausbruchsspuren könnten auch einen Beweis für kurze Säulenstützen liefern, die nach zisterziensischer Bauart abgekragt wurden.<sup>27)</sup> Diese von den Weißen Mönchen besonders in Deutschland praktizierte Abkragung bestand darin, daß die Werkleute die tragenden

Bauteile, Säulen und jede Art von Wandvorlagen, wenige Meter über dem Boden abfangen, um dadurch die Last der Gewölbe über gestützte Säulenschäfte oder Wandkonsolen direkt in die Mauermaße zurückzuführen. Maulbronn, Ebrach und Bamberg liefern uns dafür eine Menge Beispiele.

Unter starken Kämpfern, deren profilierte Platten das frühgotische, bei den Diagonalteilen auffallend tief heruntergezogene Rippensysteme aufnahmen<sup>28)</sup>, saßen die Kapitelle. Die enge Verbundenheit des Werkmönches, der sonst auch Siedler und Ackermann war, mit der Natur, mit Wald und Flur, spiegelte sich besonders in der Behandlung der Kapitellplastik wider. Allen phantastischen Schmuck romanischer Überlieferung, Mensch und Unhold, Schlange und Drache, Löwe und Fabelwesen, sowie auch jede Art von rätselhafter, wilder Darstellung hatte der regeltreue zisterziensische Baukünstler der „bernhardinischen Zeit“ im Kunstverbot abgelegt. Er entschied sich für die klar gefaßte, einfache Ornamentik, für das, was er in der Natur ständig sah und erlebte. So mag auch in der Langheimer Katharinen-Kapelle das einfache, asketische Kelch(block)kapitell mit geometrischer Bandzeichnung oder einfacher Blattornamentik vorgeherrscht haben. Dazu waren jedoch alle Kämpfer, Kapitelle und Sockel der Diagonalteile in die Säulenbündel schräg eingestellt, eine Typik, welche sich auf der Bauhüttenlinie Maulbronn-Ebrach-Walkenried-Magdeburg-Halberstadt bis zum Breslauer Domchor verfolgen läßt.

#### DAS KLASSISCHE PORTAL

Wie die Zisterzienser an ihren Kirchen den verlorenen Reiz der turmlosen Westfassaden mit Hilfe von großzügig angelegten Fenstern oder dekorativen Vorhallen (Paradies) wettzumachen versuchten, verwandten sie auch besondere Sorgfalt auf die künstlerische Gestaltung der Portale. Eines der herrlichsten Säulenportale in der oberfränkischen Kunstlandschaft besaß das Kloster Langheim am Südeingang zur Katharinen-Kapelle. Dieses klassisch-schlichte Werkstück zisterziensischer Steinmetzkunst, durch das man früher den zweijochig kreuzgewölbten Kapellenraum betrat, wurde im Jahre 1907 abgebaut und nach Berlin verkauft. Die fachkundigen Abbrucharbeiten führte damals die Baufirma Diroll in Lichtenfels aus.

Heute ist das Katharinen-Portal in der Skulpturen-Sammlung der Staatlichen Museen zu Berlin — Pergamon-Museum — aufgestellt.<sup>29)</sup> Von geringfügigen Beschädigungen abgesehen, hat die Museumsverwaltung das Stück in seiner ursprünglichen romanisch-frühgotischen Anlage wiedererrichten lassen.<sup>30)</sup>



Das spätromanische-frühgotische Katharinen-Portal der ehemaligen Zisterzienserabtei Langheim

Die Gesamtarchitektur dieses Portals vermittelt dem Betrachter ein Kunstwerk von einmalig edler Zeichnung. Zu beiden Seiten hatte der Meister in die doppelt gestuften Laibungen zwei schräg hintereinander versetzte Rundsäulen eingestellt. Schaft-  
rings (Wirtel) verbinden die glatt bearbeiteten Säulenkörper. Vom Profil die dem Gewände halber Höhe mit  
per ungefähr in ser Wirtel, welche die Säule aus romanischer  
Starre lösen und sie mit gotisierender Prägung zu einem lebendigen Gewächs werden lassen — denken wir hier beispielsweise an

eine Pflanze mit knolligen Zwischengliedern — sind nur noch verwitterte Restgebilde sichtbar.

Leider entspricht auch die Sockelzone des Portals heute nicht mehr der ursprünglichen; denn wie ein Foto aus dem Jahre 1907 zeigt<sup>31)</sup>, saßen auf kantig abgestuften, viereckigen Blöcken flache Tellerbasen mit wulstig überlagerten Ringen, eine Ausführung in der Nachfolge des Maulbronner Paradieses und der Ost- und Südflügel des dortigen Kreuzganges, wie auch in Verwandtschaft mit Strukturteilen der Schulpforter Abtskapelle. Die links und rechts auf hellen Steinblöcken ausgestellten dämonischen Kleinfiguren sind fremde Beigabe.

Genauere Schlüsse auf fruchtbare Werkbeziehungen des Klosters Langheim zur Maulbronner-Ebracher Hüttenkunst lassen die reich gezierten Kapitelle zu. Im Kern sind es Kelchblockkapitelle, die oberhalb der konkaven Einbiegung mit quadratischem Querschnitt in einem kräftigen Kämpferansatz enden. Dem Schmuck dieser vier ‚Bindeglieder‘ liegt ein- und dieselbe Zierart zugrunde: das Band-Blattornament. Aus der Ringwulst des Kapitellfußes streben schmale Ornamentbänder parallel nach oben und verflechten sich schon unterhalb der Blockkante miteinander zu Schleifen und Girlanden. Jeweils in der Mitte der Kapitellseitenflächen ordnen sich, den vier verschiedenen Motiven entsprechend, die Bänder und Schlangen um ein stilisiertes Blatt. Kleine Knospen zwischen den Bandverschlingungen sehen wir auch an den beiden linken Kapitellen. Ganz ähnliche, zuweilen identische Ziermotive begegnen uns in den Architekturresten von Walkenried und Georgenthal, in Bamberg an der linken Arkade im Nordostportal des Westquerschiffes, im Bischofsgang des Magdeburger Domes und auch in der Abtskapelle zu Schulpforta. Die Michaelskapelle in Ebrach weist wohl die üppigste Kapitellausstattung dieser Art auf. Sie schmückt dort die südöstliche Säulengruppe der Chorvierung.

Bezeichnend für die Gotisierung des Portals sind die Kämpfer und Bogen-einlagen. Äußere und innere Kämpfer mit starker Oberplatte und flacher zurückversetzter Unterlage zeigen markante Profile. Zwei dreiviertelrunde, fast säulenstarke Wülste unterziehen den gestuften, noch romanisch anmutenden Portalbogen. In direkter Fortsetzung der frühgotischen Schaft ringsäulen wurden diese über den Kämpferplatten in die Rundung verlegt und hatten die Aufgabe, das wuchtige Haupteingefüge des Bogens zu entlasten und zu gliedern.

Als typisches Merkmal frühgotischer Portalarchitektur ist die Vermauerung bis auf einen kleinen Tür einlaß zu werten. Die beiden Kragsteine, in Kämpferhöhe vom

Türsturz überlagert, wirken wie abgesägte Reste eines Kleeblattbogens. Das umlaufende Türprofil — Dreiviertelrundstab, Einschnitt, tiefe runde Kehle, Rücksprung — ist schon feiner gehalten und tritt nicht mehr so hervor wie am Westportal der Ebracher Michaelskapelle. Vermutlich war für die Bogenfüllung kein Schmuck vorgesehen.

Eines der frühesten und einfachsten Kragportale dieser Art entstand um 1140 unter den Augen des hl. Bernhard an der Westfassade der Mönchskirche von Fontenay bei Montbard.<sup>32)</sup> Von der absoluten Schlichtheit dieser Form rückten die burgundischen Werkmönche doch bald ab und lockerten die strenge Kunstauffassung zugunsten neuer Formideen. Auch der zweite Meister von Maulbronn, der vor allem aus Burgund seine Anregungen bezog, war ein begeisterter Befürworter und Mentor dieses fortschrittlichen ‚Mönchstils‘ in der Hohenstaufenzeit. Ihm und seinen Werkbrüdern ist es zu verdanken, daß auch das Langheimer Katharinen-Portal nicht nur in der traditionellen Folge Maulbronn-Ebrach-Bamberg steht, sondern darüber hinaus ebenso der Gruppe jener klassischen Portale zugeordnet werden kann, deren Vor- und Vergleichsbilder nicht nur in Wörschweiler (Ruine) oder Otterberg/Pfalz, sondern auch im insularischen Raum, so z. B. in Furness/Lancashire<sup>33)</sup> oder Fontains Abbey/Yorkshire<sup>34)</sup> zu finden sind. In beiden letztgenannten Klöstern leitete die Verpflanzung burgundischer Bauformen auf englischen Boden ähnlich wie auf der Maulbronner-Ebracher Bauhüttenroute von der Romanik zur Gotik über.

#### ARCHITEKTUR DER FENSTER

Bildeten in der Sakralbaukunst der Mönche Fenster, Wand und Verstrebung stets ein einheitliches Gefüge, welches selbst die reifere Gotik niemals zu durchbrechen vermochte, so gehörten doch in den Formkanon ordensarchitektonischer Wandgliederung die in ihrer Flächenausdehnung bewußt eingeschränkten Fenster, welche unter Betonung der Wandmasse in rhythmischen Abständen voneinander zur konstruktiven Aufgabe wesentlich beitrugen.

Die Fensterarchitektur der Langheimer Katharinen-Kapelle, soweit sie noch vorhanden ist, besteht aus zwei Formtypen. Die engen hohen Seitenfenster, wie sie auch die Kirchen des außerburgundischen Baubetriebes noch lange Zeit beibehielten, treten hier tief in die Nordwand zurück und wirken wie Mauerscharten. Aus dem Verhältnis der inneren zur äußeren Fensterbreite — 33 cm : 65 cm — ergibt sich die

beachtliche Laibungsstärke von 38 bis 40 cm. Damit ist also die romanische Behandlung dieser zwei Meter hohen, rundbogigen Wandöffnungen (heute zugemauert) bewiesen. Wie die Apsisfenster beschaffen waren, entzieht sich der genauen Kenntnis. Wahrscheinlich durchbrachen drei schmale, ebenfalls eingekerbte Fenster — Symbol der Dreifaltigkeit — die östliche Chorwand.

Besondere Beachtung schenkten die Zisterzienser von jeher der Bildung des Rundfensters, denn es gestaltete die Fassaden ihrer Gotteshäuser in neuer Formsprache. In Vaux-de-Cernay (Cernay-la-Ville), in ausdrucksvoller Manier herausgebildet, war nur die technische Ausführung des Fensters burgundisch, der Plan nord-

Wappen des 52. Langheimer Abtes Johann Nepomuk Pitius an der Westfassade der Katharinen-Kapelle



französisch. Doch wurde vom Rundfenster, das sich in mannigfachen Spielarten verschiedener Kunstlandschaften zum Rad-, Speichen- und Rosenfenster entwickelt hatte<sup>35)</sup>, vor allem in den burgundischen Stammabteien Gebrauch gemacht. Von dort führten dann verschiedene Werkgruppen „Rad“ und „Rose“ auch in Deutschland ein, wo sie am Chor, an Westfassaden und Schlußwänden der Kreuzschiffe eingesetzt wurden.

Das heute zum Teil zerstörte und vermauerte Rundfenster der Katharinen-Kapelle hatte früher einen Durchmesser von ungefähr 3,40 Metern. Im Vergleich zur Gesamtbreite und Höhe der Westwand nahm diese Kreisöffnung eine so große Fläche ein, daß sie der stärkeren Lichtführung dienen konnte. Ob das Maßwerk des Fensters einem Rad mit eingestellten Speichen oder einer Rose burgundischen Typs entsprach, ist nicht überliefert. Doch sähen wir den Katharinenbau in der unmittelbaren Werkfolge Ebrachs, dann hätte die Architektur dem Ostfenster der Michaelskapelle am nächsten gestanden. Dieselbe Maßwerkstruktur — sechsteiliges Doppelkleeblatt mit runder Mittelscheibe — beherbergt neben der Nagel-Kapelle im Bamberger Dom seltsamerweise auch der Kapitelsaal des Klosters Hohenfurth/Südböhmen.

Dem beim Umbau zur Scheune mit Quadern versetzten oberen Halbrund des Westfensters blendete man das Wappen des vorletzten, aus Bamberg stammenden Zisterzienser-Abtes Johannes Nepomuk Pitius, 1774—1791, vor. Es war früher über dem Portal der Mönchskirche angebracht. Über die Felder 1 und 4 läuft von links oben nach rechts unten ein Schachbrettstreifen: das heraldische Zeichen des hl. Bernhard von Clairvaux. Dem oberen Feld 2, darin ein Engel mit Schriftrolle als Symbol der göttlichen Verkündigung, ist diagonal das Feld 3 mit zwei überkreuzten Ankern, dem religiösen Sinnbild der Hoffnung, entgegengesetzt. Die auf einer kleinen Tafel in der Mitte des Wappens fünf aufgelegten Sterne bedeuten das Attribut des hl. Johannes von Nepomuk, Opfer des Beichtgeheimnisses.<sup>36)</sup> Im übertragenen Sinne symbolisieren diese fünf Sterne auch die fünf burgundischen Primarabteien des Zisterzienserordens: Cîteaux, La Ferté, Pontigny, Clairvaux und Morimond (Langheims Stammkloster). Ein Puttenkopf mit Mitra, von zwei Krummstäben flankiert, krönt das klassizistisch gefaßte Wappen.

#### FRIES UND LISENEN

Der schmuckhaften Gliederung und Belegung romanischer und gotischer Bauten dienten Friese und Lisenen. Der Figurenfries der Antike wandelte sich schon vor

dem beginnenden Mittelalter zum Ornamentband mit Akanthus und Palmetten, und erst die Romanik schuf einen Ornamentfries mit mannigfaltigen Motiven und Formen. Angeregt durch die reich verzierten Rundbogenkonstruktionen entstand der romanische Rundbogenfries, wie wir ihn moderner ausgeprägt an der Westfassade der Langheimer Katharinen-Kapelle vorfinden. Sein vornehmes Profil — Doppelabsatz, flache breite Kehle, Rücksprung, aufsetzende halbe Wulst — trägt schon deutliche Anzeichen der Frühgotik. Neben ähnlichen, aber älteren Friesbildungen in Ebrach ist das Vorbild dieses Bogenfrieses am Westgiebel der Maulbronner Klosterkirche nachgewiesen. Am westlichen Rundchor des Kaiserdomes zu Bamberg hingegen hat die Ebracher Bauhütte genau denselben Rundbogenfries aufgelegt, welchen auch Langheim besitzt. In Bamberg entdecken wir oberhalb der Bogenscheitel noch Stromband oder Zahnschnitt (über Eck gestellte Steine), die in Langheim vermutlich durch den Brand der Katharinen-Kapelle (1905) zerstört wurden.

Für die vertikale Gliederung der profanierten Pfortenkirche sorgen die Ecklisenen (franz. lisière = Saum, Rand). Im Profil des Rundbogenfrieses gehalten, streben sie pilasterartig nach oben und gehen vor dem Dachansatz in das erste Friesglied über.

Erwähnenswert ist, daß die Zisterzienser-Bauhütte den Bamberger-Langheimer Rundbogenfries mit und ohne Stromband über das Kloster Walkenried/Harz auch an die Dome von Magdeburg (östlicher Kapellenkranz) und Halberstadt (zisterziensisches Westportal) vermittelte, wo dieses beliebte Zierelement aus hohenstaufischer Zeit noch zusätzlich mit einem Diamantstreifen ausgestattet wurde.<sup>37)</sup>

#### UM DIE ERHALTUNG DES SAKRALBAUES

Es ist das Schicksal vieler profanierter Kirchenbauten, daß sie, ihrer ursprünglichen sakralen Aufgabe entfremdet, auch ihre kunsthistorische Bedeutung verloren haben. Die ehemalige Katharinen-Kapelle in Klosterlangheim mußte diese herbe Wirklichkeit seit der Säkularisation in besonderem Maße erfahren. Aus dem Gotteshaus wurde eine Scheune, zugemauerte Fenster hüllen den entstellten Innenraum in dämmeriges Dunkel, Feuchtigkeit, Hitze und Frost nagen jahraus jahrein am Gemäuer.

Die nun vorgelegte Studie, eine ausführliche Monographie über das älteste, heute noch erhaltene Baudenkmal Klosterlangheims, möge interessieren und aufschließen für die Sorge um ein Kleinod hervorragender Baukunst des hohen Mittelalters. Aus Burgund über Maulbronn, Ebrach und Bamberg brachten die zister-

ziensischen Bauherrn ihr reifes Stilgut und viele neue Formelemente auch in das Kloster im Leuchsengrund. Ihr Bauwille war die Ordnung, ihre dekorative Kunst die Schlichtheit, ihr geistiger Stil das himmelanstrebende Gewölbe. In den großen zisterziensischen Werkverband deutscher Schule, der von Württemberg über Franken, Thüringen und Sachsen bis über die Ostgrenzen unseres Vaterlandes hinausstrebte, bezogen die Mönche auch den Katharinen-Bau in Klosterlangheim mit ein und maßen ihm erlesenen architektonischen Rang bei.

Uns aber, die wir heute wieder aus den Steinen dieses Bauwerkes zu lesen vermögen, drängt sich die Frage auf: Was müßte getan werden, um diese Ruine wieder in einen würdigen Kapellenbau umzugestalten? Dazu ein paar kurze Gedanken und Vorschläge:

1. *Räumung der Scheune und Beseitigung des Speichergebälks.*
2. *Erschließung der vermutlichen Grabstätten im Untergrund und Hebung der vermutlich noch vorhandenen Gebeine.*
3. *Verkleinerung des jetzigen Innenraumes bis auf die Grundfläche der zwei ursprünglichen Joche und der ostwärts vortretenden Apsis. Das machte eine Zurücknahme der östlichen und südlichen Mauern und die Schließung der heute durchbrochenen Südwand notwendig.*
4. *Durchbruch der noch vorhandenen und Schaffung neuer Seiten- und Apsisfenster.*
5. *Im Innenraum würde die Rekonstruktion des Kreuzgewölbes mit Kapitellen und Dienstvorlagen vorerst sehr hohe Kosten verursachen. Stattdessen könnte zunächst eine flache Holzbalkendecke nach „Hirsauer“ Vorbild eingezogen werden. Die Wände sollten dem zisterziensischen Mönchsstil entsprechend einfach, unverputzt und unbemalt bleiben.*
6. *Der Fußbodenbelag kann so schlicht wie möglich gehalten sein.*
7. *Beseitigung des großen Scheunentores und Schließung der Westwand. Bei Abnahme des Pitius-Wappens könnte das alte Rundfenster wieder hergestellt werden. Das Abtswappen fände dann über dem Türeingang in der Südwand seinen neuen Platz.*

8. *Einfache Schwarzlot-Fenster reichten aus, um dem Raum seine alte Lichtführung zu geben.*
9. *Als Choraltar sollte eine einfache Steinmensa dienen. Zum Andenken an das von Bischof Otto I., dem Heiligen von Bamberg, 1132 auf dem Klosterplatz errichtete Kreuz gälte ein über dem Steinaltar angebrachtes, roh bearbeitetes Holzkreuz als augenfälliges Zeichen Bernhardinischer Christumystik.*
10. *Eine alte Skulptur — man denke hier an eine frühgotische Madonnen-Steinplastik — im Sakralraum aufgestellt, erfüllte den sehnlichen zisterziensischen Wunsch, Maria, der hohen Schutzfrau der Weißen Mönche, hier in Klosterlangheim wieder einen würdigen Platz zu bereiten.*

Bei wohlmeinender Zusammenarbeit aller für eine Aufbauförderung in Frage kommenden Institutionen von Kirche, Staat, Land und Kreis und nicht zuletzt durch die opferbereite Mithilfe der Gemeinde Klosterlangheim, ließe sich dieses ehrenvolle Restaurationsunternehmen in absehbarer Zeit verwirklichen.

---

#### Anmerkungen und Literaturnachweis

<sup>1)</sup> Die heute noch im „Schönen Hof“ der Kulmbacher Plassenburg irrtümlich als ‚Meranier-Säulen‘ bezeichneten Rundsäulen dürften den genauen Ort bezeichnen, auf dessen Grund einst die ‚Meranierburg‘ stand. Hier urkundete 1135 erstmals Berthold II. von Andechs-Meranien (nach neuester Rechnung Berthold IV. genannt) als „comes de Plassenberch“. Schon sein Sohn Berthold V. wurde vom staufischen Kaiser Friedrich Barbarossa in den Reichsfürstenstand erhoben und erhielt den Titel eines ‚Herzogs von Meranien‘ (Land am Meer), Istrien, Kroatien und Dalmatien mit dem Sitz zu Kulmbach-Plassenburg.

<sup>2)</sup> Die Portal- und Leutekirche gehörte zu den notwendigen Sakralbauten eines jeden Zisterzienserklosters. Selbst in Morimond, der burgundischen Stammabtei Klosterlangheims, die bis auf ihre Grundfesten zerstört wurde, finden wir sie heute noch als einzigen Sakralraum. — Auch in der ehemaligen Langheimer Hofmeisterei zu Kulmbach gab es eine „der heiligen Catharina zu Ehren genannte Capelle“, welche, von den Grafen von Orlamünde gestiftet und 1285 urkundlich erwähnt, schon 1321 dem Patronatsrecht der Abtei Langheim unterstellt wurde. Vgl. G. W. A. Fikenscher: Versuch einer Geschichte der ehemaligen Cisterzienser-Abtei Langheim . . ., Nürnberg 1804, S. 6 f.; Ferdinand Geldner: Langheim, Kulmbach 1966, S. 93, Abb. 21.

3) Allein im Jahre 1133 entstanden in Deutschland vier der bedeutendsten Abteien der Weißen Mönche: Heilsbronn und Langheim in Franken, Waldsassen in der Oberpfalz und Altenberg bei Köln.

4) Diese beiden Abteikirchen, von Mönchen der Bauhütte Clairvaux errichtet, gelten heute noch als hervorragende Denkmäler zisterziensischer Baukunst. Vgl. Ludwig Lekai — Ambrosius Schneider SOCist, Geschichte und Wirken der Weißen Mönche, Köln 1958, S. 215.

5) Karl Bertsch — Ludwig Windstosser: Maulbronn, Lindau 1954, S. 22; Tafeln 22 und 30. — Henri-Paul Eydoux, L'ARCHITECTURE DES EGLISES CISTERCIENNES D'ALLEMAGNE, Paris 1952, Fig. 232, 233.

6) Der richtige Name des Meisters blieb bis heute unbekannt. Seine Bezeichnung „Bohnsack“ beruht auf einer Legende. Vgl. Otto Linck, Kloster Maulbronn, Berlin 1965, S. 3.

7) Die großen Ordensbaumeister waren meistens dem Gebot der Namenslosigkeit unterworfen. Einmal verheimlichten sie ihre Namen und Zeichen, um sich persönlich in der Demut zu üben, zum anderen wollte der Orden dadurch alle Ansätze zu Stolz und eitler Selbstgefälligkeit im Keime ersticken.

8) Vgl. Lekai-Schneider, S. 265: „Die Ordenskirchen folgten größtenteils bestimmten Grundrisslösungen, die von den Primarabteien vorgebildet wurden.“

9) Vgl. Hermann Giesau, Eine deutsche Bauhütte Anfang des 13. Jahrhunderts, Halle 1912, S. 35 f., Tafeln XI und XII. — Eydoux: S. 64, Fig. 92, 93.

10) Vgl. Ilse Bickel, Die Bedeutung der süddeutschen Zisterzienserbauten, München 1956, S. 48 f. — Eydoux: Fig. 250, 251. — Wolfgang Wiemer, Klosterkirche Ebrach, München 1962, S. 13 f. Bildtafeln 14, 15. — Derselbe: Die Baugeschichte und Bauhütte der Ebracher Abteikirche, 1200—1285. Jahrbuch für fränkische Landesforschung, Kallmünz 1957, S. 52. Dort spricht sich der Verfasser für eine neue Untersuchung der zeitlichen Beziehungen der Michaelskapelle zu den frühen gotischen Bauten von Maulbronn aus.

11) Vgl. die beiden Kunstführer — Heinrich Mayer, Der Dom zu Bamberg, München 1958; Wilhelm Pinder, Der Dom zu Bamberg, München 1964. — I. Bickel, a. a. O. S. 98 f.

12) G. P. Fehring, Die Stadt Nürnberg, Bayer. Kunstdenkmale, München 1961, S. 115 f. — Derselbe: St. Sebald zu Nürnberg, München 1965, S. 2 f. — I. Bickel, a. a. O. S. 98 f.

13) Es darf mit Sicherheit angenommen werden, daß der Langheimer Abt (damals Heinrich III. oder Heinrich IV.) auch werkbegabte Brüder seines Klosters zur Schulung in die Ebracher Bauhütte geschickt hatte, die dann zurückkehrten und am Katharinen-Bau mitwirkten.

14) Die hl. Katharina — die Reine — war die Tochter einer vornehmen Alexandriener Familie. Vor den Augen des Kaisers Maxentius verteidigte die 18jährige das Christentum, indem sie in einer leidenschaftlichen Disputation alle Philosophen des Herrschers besiegte. Als Katharina dann auf ein Rad gebunden zu Tode gemartert werden sollte, zerbrach das Folterwerkzeug. Deshalb fiel ihr Haupt durch das Schwert. Als eine der 14 Nothelfer genießt sie auch heute noch hohe Verehrung. Ihre Attribute sind: Rad und Schwert. Der Patroziniumstag: 25. November.

15) Die Klosterkirche war in ihrer Bauweise ganz auf die Mönchsgemeinschaft und ihre Liturgie abgestimmt. Der Mönchschor (chorus maior) begann im Querschiff unter der Vierung und erstreckte

sich ins Langhaus. Ein Krankenchor und der Lettner begrenzten das übrige Mittelschiff mit dem Chor der Laienbrüder (chorus minor) im Westteil der Abteikirche.

16) Das Geschlecht der Andechs-Meranier war weit verzweigt, ihm gehörten viele große Gestalten des deutschen Mittelalters an. So z. B. war Otto I., Herzog von Andechs-Meranien-Plassenburg verschwägert mit Bischof Eckbert von Bamberg, Patriarch Berthold V. von Aquileja, Markgraf Heinrich IV. von Istrien, Herzogin Hedwig, der Heiligen von Schlesien, Königin Gertrud von Ungarn, Agnes, Gemahlin des französischen Königs Philipp August II., und mit Äbtissin Mechthildis III. von Kitzingen.

17) Keine Familie hatte dem Zisterzienserkloster Langheim auch nur annähernd so viele wertvolle Schenkungen gemacht wie die Andechs-Meranier auf der Plassenburg ob Kulmbach, besonders, wenn man die Familienmitglieder berücksichtigt, die den Bamberger Bischofsstuhl innehatten.

18) Vgl. Heinrich Mayer, Das Zisterzienser-Kloster Langheim als Stätte alter Kunst, Fränk. Blätter f. Geschichtsforschung und Heimatpflege, 3. Jahrgang 1951, Nr. 13, S. 51.

19) Die Schaumberger werden erst seit 1430 beim Erbbegräbnis genannt.

20) Cistercienser-Chronik 9, Bregenz 1897, S. 293.

21) Vor allem Langheims Mutterkloster Ebrach verfügte über ergiebige Keupersandsteinbrüche. Daher ist es nicht ausgeschlossen, daß die Langheimer Mönche auch von dort mit Bausteingut beliefert wurden.

22) Die Ausführungen W. Wiemers — a. a. O. S. 13 —, Steinmetzzeichen seien ein Lohnnachweis für die Werkleute außerhalb der Klostergemeinschaft (Ebrach), dürften nur teilweise zutreffen, denn auch Ordensarchitekten und Mönche setzten verschiedentlich ihre Zeichen. Völlig abwegig erscheint dem Verfasser die Ansicht Wiemers, die Klosterbrüder stellten beim Bau eher die Hilfsarbeiter. Aus unzähligen Quellen der Baugeschichte des Ordens geht hervor, daß die Zisterziensermönche ihre Klöster und Kirchen selbst bauten und ihre eigenen Baumeister und Handwerker waren. Gerade die zisterziensische Bauhüttenbewegung verkündete das Evangelium erhabener Sakralbaukunst in ganz Europa. Ihre architektonischen Leistungen waren derart überragend, daß die Mönche sogar zu großen Kirchen- und Dombauten herangezogen wurden. In diesem Zusammenhang sei verwiesen auf Lekai-Schneider, a. a. O. S. 264 und Kapitel 20, S. 208.

23) Vgl. W. Wiemer, a. a. O. Tafel II, Gruppe 1: Michaelskapelle, nördliche Querhauskapelle, nördliche Chorkapellenmauer und südliche Querhauskapelle.

24) Staatliche Bibliothek Bamberg: I. H. Top. f. 1 (A 98).

25) Inwieweit Dehios These vom Rundchor mit fünfrippigem Gewölbeschluß vertretbar ist, könnten Fundamentgrabungen klären.

26) Dehio bemerkt in seinem Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler, Band I, Mitteldeutschland, Berlin 1924, S. 84, daß die westlichen Teile der Ebracher Michaelskapelle in einer den Zisterziensern sonst fremden Weise überladen seien. Gegen diese Ansicht spricht die außergewöhnliche Anlage dieser Kapelle als architektonischer Schul- und Musterbau, den Dehio nicht in Betracht zog.

27) Diese sind auch in der Ebracher Michaelskapelle anzutreffen.

28) Hier darf in Sonderheit auf das Maulbronner Paradies verwiesen werden.

29) Signatur: INV. — NR. AE 373.

30) Die Maße betragen: Gesamthöhe 3,99 Meter, Türhöhe 1,82 Meter, Türweite 1,11 Meter, Gesamtbreite 3,25 Meter.

31) Ein Fotoabzug befindet sich im Besitz von Herrn Dr. phil. Hans Ruckdeschel, Kulmbach-Langheim.

32) Fontenay war nach Trois-Fontaines das zweite Tochterkloster von Clairvaux. Es ist heute noch architektonisch sehr gut erhalten.

33) Furness zeigt eine mächtige profilierte Rundbogenbildung. Vgl. Frédéric van der Meer, ATLAS DE L'ODRE CISTERCIEN, Paris-Bruxelles 1965, Fig. 622.

34) Harald Busch - Bernd Lohse, Monumente des Abendlandes, Baukunst der Romanik in Europa, Frankfurt/Main 1959, Tafel 162.

35) Eine Auswahl dieser Fenstertypen hat Hans Rose in seiner „Baukunst der Cistercienser, München 1916“ getroffen. Aufzeichnungen zur Entwicklungsgeschichte finden wir in Hans R. Hahnloser, VILLARD DE HONNECOURT, Kritische Gesamtausgabe des Bauhüttenbuches Ms. fr. 19 093 der Pariser Nationalbibliothek, Wien 1935.

36) Die Überlieferung sagt: „Gott beglaubigte den um der gerechten Sache willen in Prag in die Moldau gestürzten Generalvikar Johannes von Nepomuk mit fünf Lichtern, die die Stelle seines Leichnams zeigten.“

37) H. J. Mrusek - K. G. Bayer, Drei Deutsche Dome, Dresden 1963, Tafeln 49, 50, 51, 160, 169.

*Johann Baptist Müller, Burgkunstadt:*

## ZUR FRAGE DER LANDSGEMEINDEN AM OBEREN MAIN

mit besonderer Berücksichtigung des Landkreises Lichtenfels

Fluß- und Bergnamen, aber auch die Namen von Siedlungen gehören zum ältesten Sprachgut. Sie stellen den Niederschlag menschlichen Lebens und Wirkens in einem geographischen Raume dar. Den alten Wortschatz wieder zum Sprechen zu bringen, ist zwar ein mühsames, aber auch ein reizvolles Beginnen.

In manchen Landstrichen des oberen Mainlandes, im Gebiet des ehemaligen Hochstiftes Bamberg, finden sich die Flurbezeichnungen „Landsgemeinde“ und „Landsweide“. E. v. Guttenberg hat in seinem Buch: Die Territorienbildung am Obermain, 1926, erstmals auf diese eigenartigen Flurlagen Oberfrankens aufmerksam gemacht, indem er elf urkundlich erwähnte sog. Landsgemeinden aufgeführt hat. Nach ihm waren es F. Geldner <sup>1)</sup> und M. Hofmann <sup>2)</sup>, aber auch W. Müller <sup>3)</sup>, Fr. Lütge <sup>4)</sup> und I. Bog <sup>5)</sup>, die sich um die Deutung dieser Landstriche bemühten.

Es wird in den weiteren Ausführungen noch Gelegenheit sein, näher auf die vorgebrachten Meinungen einzugehen.

Um aber in der Frage der oberfränkischen Landsgemeinden Genaueres über Herkunft und frühere Bedeutung aussagen zu können, müssen noch weitere Landsgemeinden ausfindig gemacht werden, um diese dann in Zusammenschau auf engem, historisch gewachsenen Raum, unter Einsatz aller Erkenntnismittel, auszuwerten.

Die nachfolgend angeführten Belege und Nachrichten zu den Landsgemeinden beziehen sich auf das Gebiet der ehemaligen fürstbischöflichen bambergischen Ämter Burgkunstadt, Weismain und Lichtenfels, welches etwa dem heutigen Landkreis Lichtenfels entspricht.

### 1. Burkheim

1525 In der Beschwerde bei den Bauernführern in Bamberg bemerken die Burkheimer: Sie hätten die Hut in der Islinger Au, im Steinbrunn und auf den Gemeindeängern ums Dorf herum (B. Dietz Nachlaß, Stadtarchiv Weismain)

1797 *Steinbrunn, eine Landsgemeinde* (Flurkarte Gemeinde Roth b. Isling von 1797 im Besitz von F. Funk, Roth)



Köttel ein Tag anberaumt, auf welchem Hermann von Buzendorf die „Kuntschaft“ sagte. Bischof Leupold von Bamberg entschied am 19. Sept. 1339 auf Grund der Kuntschaft bei den Dorfältesten von Lahm, Köttel und Eichig: Alle *locher* (= Hölzer) zur rechten des Wegs von *Weizmein nach dem Eychleich* gehören den drei Dörfern Köttel, Lahm und Eichig (L III S. 673).<sup>6)</sup>

- 1563 Sept. 9 erfolgt ein Gerichtsurteil über die Hut- und Weidegerechtigkeit am *Burkstatt, Umetslohe, Hoffmanslag u. Roschlaub u. Pfaffenknock* (Pfarrarchiv Isling, Vid. Copie v. 1619 Sept. 3 nach E. v. Guttenberg, TB. S. 23)

#### 4. Giechkröttendorf

- 1877 Die *Landsgemeinde beim Dörflein Pl.Nr. 692—718*, Steuergemeinde Pfaffendorf; 1798 vom Kloster Langheim schenkungsweise erhalten; Pl.Nr. 7181/2 Waldung beim Dörflein

#### 5. Isling

- 1358 Fritz von Streitberg, Ritter, Friedrich Marschalk, Ritter, „*verhorten ein lant kuntschaft umb die gemeyn des gebuelczes und der weyde bey Altendorff und Yslingen gelegen von XXX doerffern, die alle uff yr eyde sagten, ez wer ein reht lantgemin allen den, die ez derreichen mochten, und daz nymant dar inn reuten sol noch schedlicz lawben soll und nymant bernde bawm hawen soell, aber die von Weißmein sagten uff yr eyde, daz Weißmein, Yslingen und Altendorff in daz gebuelz in Islinger arwe und obentig besser reht hett denn andere doerffer dar umb gelegen, aber die von Altendorff wollten in diser kuntschaft den obgenannten, die vom Capitel zu Babenberg dar zu geschiden waren, noch frag noch antwort gehorsam sein.*“ (Geldner 54)<sup>7)</sup>

Schwurmänner aus folgenden Dörfern waren erschienen:

*Altendorff, Weitzmein, Zibeliz, Teliz, Spiesberg, Burckstatt, Wolfsloch, Kötel, Köttendorf (= Giechkröttendorf), Tauschendorf, Rode, Lamb, Altenkunstat, Burckheimb, Pfaffendorf, Sidandorf, Beuden (muß Steuden heißen!), Oberstendorf, Neuses, Islingen, Stressendorf, Zedliz, Wasserdorf (abgegangen, Wüstung), Eychleich, Franckenberg, Kasbauer, Schammen-*dorf (Nach L III S. 687)<sup>6)</sup>

- 1604 6 Pfd. 9 PF. Herrn Amtmann von Niesten samt 2 Dienern verzehret als die Untertanen im Amt wegen der Islinger Au und Steinbrunn vermöge fürstlichen Befehls, so in 16 Teilen zerschlagen und zerteilet werden sollen, in den Kastenhof beschieden (Kastenrechnung, B. Dietz 2147)

- 1697 Als er (= Baumeister) 3 Tage zum Gebüsch abhauen in der Islinger Au beigewohnt hat. (Stadtrechnung v. 1697, Archiv Burgk.; Beilage z. Jahresbericht der Staatl. Mittelschule Burgk. 1963/64)

- 1801 In dieser Gegend liegt die Islinger Au, eine Landsgemeinde, worin jeder Mann reiten (= reuten), hauen, lauben darf wie solches vom Fürstbischof 1358 bestätigt wurde. Man hat aber neuerlich den Entschluß gefaßt, solche in bestimmte Teile abzusondern und mehr urbar zu machen. (Roppelt S. 391)<sup>8)</sup>

Fürstliches Jägerhaus und Stadel auf der Landesgemeinde (Roppelt a. a. O. S. 391)

- 1803 Bericht des Vogtes Knorr von Weismain vom 3. März 1803: Danach wurde in Isling alle Quartembersonntag auf der Kanzel verlesen:

*Lasset uns beten für die durchleuchtigen Herzöge von Meran, Orlamund und Druhending, die zu Ihrer Seele Heil und Aufkommen widersprechlich gestiftet haben, die Au und Steinbrunn zur Behülzung der Armen, damit sie durch unser Gebet die ewige Seligkeit erlangen mögen.* (B. Dietz, Niesten S. 80, Anmkg. 36). Das besagte Gebet wurde nach Aussagen verschiedener Altbauern aus Isling und Roth bis 1956 in der Pfarrkirche Isling gesprochen.

#### 6. Lichtenfels

- 1540 Mit Urteil von 1540 wurde der Streit beigelegt, weil die umstrittige *Anschütt*, wie der *Altachs-Anger*, eine Landsgemeinde sei (H. Meyer, Archivverz. Lifs. U 94).

#### 7. Pfaffendorf

- 1877 Pl.Nr. 575 Waldung, die *Landesweide* oder *Landsgemeinde*  
Pl.Nr. 576 Holz- und Fahrweg an der *Landsgemeinde*  
Pl.Nr. 567 Gemeindeweg, die Judenstraße von Burgkunstadt nach Bamberg  
Pl.Nr. 926 Waldung, das Escherig an d. Pfaffendorfer *Landsgemeinde* oder das Leitenholz

Von der Landsgemeinde sollen 7 Anteile zu Pfaffendorf und Tauschendorf geschlagen worden sein.

#### 8. Reundorf-Landsgemeinde Hopfanger

(H. Meyer, Beil. z. „Lichtenfelser Tagblatt“, Heimatbl. Nr. 4, 1958)

- 1466 Die Zeugenvernehmung durch den Untervogt Bernhard Held von Lichtenfels ergab, daß die Bauern von Lichtenfels, Kösten, Seubelsdorf, Reundorf, Stetten, Weingarten und Schönreuth ihr Vieh unbeanstandet seit 50 Jahren auf dem Hopfanger weideten. Hans Hofmann aus Wallenstadt sagt aus, von den Ältesten gehört zu haben, daß der *Hopfanger eine echte Landsgemeinde* sei. Selbst wenn einer aus 20 und mehr Meilen Entfernung gekommen sei, um hier zu weiden, sei ihm dies nicht verwehrt worden (Lichtenfelser Copialbuch Bl. 199).
- 1534 wird der Lichtenfelser Trieb zum Hopfanger festgelegt.
- 1594 Hutstreit mit Kloster Banz. Der Klosterschäfer von Hainach wird auch als nutzungsberechtigt genannt.
- 1603 Von gemeiner Stadt wegen hat man wie vor alter Herkommen den Viehtrieb auf dem Hopfanger mit 60 Stücken Rindvieh besucht, damit gemeine Stadt an ihrer Weide-, Hut- und Triebsgerechtigkeit keine Schmälerung, Abgang und Eintrag hierinnen inskünftig bestehen möge (Licht. Ratsprotokoll von 1603).
- 1805 wurde die Landsgemeinde Hopfanger auf die Orte Kösten und Weingarten aufgeteilt.

#### 9. Strössendorf-Landsgemeinde Lindsbach-Kreibitzen

Um 1696 . . . Gehet ein Fußsteig zwischen Zeublitz und Burgstaller Feldern, die rothe Leithen genannt, linke Hand des Wegs gantz hinunter bis an den *Lindsbach an die Landsgemein* und wend an der Trebitz-Mühl . . . ist alles nach Strößendorf zehntbar (Ältestes Pfarrmemorandenbuch Strößendorf, Abschrift v. 1696).

Nach Aussagen der Bauern Hans und Peter Leikeim Burgstall wurde die Landsgemeinde als Schafhut von Burgstall, Zeublitz und Strößendorf gemeinsam genutzt (Frdl. Mittlg. Hptlhr. Brähler, Wolfsloch).

#### 10. Mannsgereuth

Pl.Nr. 347 Weide an der *Landsgemeinde*

Pl.Nr. 348 Wiese an der *Landsgemeinde*

Pl.Nr. 357 Ödung an der *Landsgemeinde*

Anteile besitzen: Mannsgereuth, Trainau, Nagel.

#### 11. Hochstadt a. Main - Offenber g

- a) Pl.Nr. 243  $\frac{1}{2}$ , Weide, Weg und Schaftrieb am *offenen Berg*  $\frac{4}{48}$  Anteile =  $3 \frac{1}{8}$  Tagwerk, gemeinschaftlich mit Hs.Nr. 8, 15, 19, 24, 27, 39; in Hochstadt, Hs.Nr. 5, 10, 20 in Wolfsloch,  $\frac{1}{20}$  Anteile Hs.Nr. 10, 21 in Obersdorf, Hs.Nr. 9 in Reuth;
- b) Pl.Nr. 243  $\frac{1}{3}$ , Weide, Weg und Schaftrieb am *offenen Berg*,  $\frac{1}{20}$  Anteile = 0,86 Tagwerk, gemeinschaftlich mit Hs.Nr. 8, 19, 24, 27 in Hochstadt, Hs.Nr. 10, 13, 21 in Obersdorf, Hs.Nr. 6, 9, 10 in Reuth, Hs.Nr. 2 in Anger, Hs.Nr. 5, 10 in Wolfsloch;
- c) Pl.Nr. 243  $\frac{1}{4}$ , Weide, Weg und Schaftrieb am *offenen Berg*,  $\frac{1}{32}$  Anteile = 0,41 Tagwerk, gemeinschaftlich mit Hs.Nr. 8, 19, 27, 39 in Hochstadt, Hs.Nr. 13, 22 in Obersdorf, Hs.Nr. 6, 10 in Reuth, Hs.Nr. 2 in Anger und Hs.Nr. 5, 10, 21 in Wolfsloch  
(Aus dem Sachregister zum Grundbuch).

Nach Ausweis der umseitig angeführten Angaben und Belege konnten im Landkreis Lichtenfels 11 Flurstücke oder Flurlagen als Landsgemeinden oder Landsweiden festgestellt werden. Der Großteil dieser Landstriche wird heute als Bauern- oder Gemeindewald landwirtschaftlich genutzt. Die Bonität des Bodens ist gering, da es sich vielfach um steinige Hochflächen und Leiten am Abfall der Fränkischen Alb, aber auch um tonige Keuperböden und feuchte Wiesengründe handelt.

Der ursprüngliche Umfang der als Landsgemeinden ausgewiesenen Flurlagen läßt sich aus den Eintragungen im Grundbuch und aus den Flurnamen noch annähernd erschließen, wobei allerdings Aufteilungen vor dem Jahre 1803 in wenigen Fällen faßbar sind. Die Landsgemeinde „Islinger Au“ muß ehemals den ganzen Kordigast umfaßt haben. Nach dem Sachregister zum Grundbuch weisen allein 29 Plannummern die Bezeichnung „Waldungen in der Au“ oder „Waldung in der Leiten oder Au“ auf. Der Fahrweg von Siedamsdorf nach Mönchkröttendorf, Pl.Nr. 1450, der den westlichen Kordigastrücken überquert, führt durch die „Au“. In nächster Nähe liegt die

Paffendorfer Landsgemeinde oder Landsweide. Diese erstreckt sich entlang der sog. Judenstraße, die von Altenkunstadt nach Bamberg führte. Es war ein Triebweg, auf dem jüdische Händler ihr Vieh zum Markt nach Bamberg brachten. Nördlich des Weidmargrundes liegt um den Spießberg mit dem Islinger Pfarrholz die Landsgemeinde „Steinbrunn“. In der Gemarkung Kaspauer tragen mehr als 300 Plannummern die Bezeichnung „Krögel, Krögelberg“. <sup>9)</sup>

Nach all diesen Angaben und bei Kenntnis der Örtlichkeit drängt sich förmlich die Frage auf, ob nicht der Kordigast in seiner ganzen Ausdehnung mit Einschluß der vorgeschichtlichen Wallanlage auf dem Großen Kordigast <sup>10)</sup> eine Landsgemeinde darstellt.

Welche urkundlichen Nachrichten stehen nun zur Verfügung, um den Begriff Landsgemeinde noch klarer zu fassen. Die erste Angabe darüber stammt aus dem Jahre 1339 (s. unter Eichig). Hier erfahren wir von „locher“ rechts des Weges von Weismain nach Eichig. Das mhd. loh bedeutet „Weidewald“ (vgl. Siedlg.-Namen: Vorderloh, Hinterloh, Löhlein, Wolfsloch u. a. m.). Nun besitzen viele Dorfgemeinden Weidewälder. Was für unsere Frage wichtig ist und die besagten „Hölzer“ als Landsgemeinde erweist, sind die Nutzungsrechte nicht einer Dorfgemeinde, sondern von 3 Dörfern, nämlich Lahm, Köttel und Eichig.

Das Wort „Landsgemeinde“ taucht erstmals urkundlich 1358 in der mittelhochdeutschen Form „lantgemein“ auf, und zwar in der Niederschrift über eine „Kundschaft“ (= Zeugenbefragung) in Sache Islinger Au. Dabei wird die „*gemeyn des gebuelczes u. der weyde bey Altendorf u. Islingen*“ als „*reht langemein*“ bezeichnet. Nach Lexer S. 121 u. S. 60 <sup>11)</sup> bedeutet mhd. *lant* „Land, Erde, Gebiet“, mhd. *gemein(e)* „Gemeinschaft, gemeinschaftlicher Besitz“; *lantgemein(e)* also „Gebiet, zur gemeinschaftlichen Nutzung“. Der Volksmund spricht von der Landsgema, Gema, was „Dorfgemeinde, Gemeindebesitz“, bedeutet. Dieser aus der Etymologie gewonnene Wortsinn deckt sich mit der landesherrlichen amtlichen Definition von 1785, wonach die Landsgemein: „Ein zur Benutzung gemeinschaftlicher Platz für alle ist, die ihn erreichen mögen, für alle Welt, so daß weder eine Gemeinde vor der anderen sich eines ausschließlichen Rechtes ebenso wenig vor der anderen, sich eines näheren Rechtes zu bedienen befugt ist.“ (Hofmann, a. a. O. S. 163).

Die Grundbedeutung von Land ist „freies Land, Heide, Brachland“. <sup>12)</sup> Schon im Germanischen bezeichnet Land „Staatsgebiet“, im Mittelalter wird es zu „Gebiet einheitlichen Rechtes; Rechtsverband, der das Land bebauenden und beherrschenden

Leute“; das Adjektiv mhd. *gemein(e)*, ahd. *gimeini* hat seine Bedeutung von „mehreren im Wechsel zukommend“ verschoben zu „mehreren in gleicher Art gehörig“. Dem ahd. *lantgimeini* würde demnach der Wortsinn „Land, das von mehreren im Wechsel benutzt wird“ zukommen. Ist diese sprachliche Deutung richtig, dann stehen an den Landsgemeinden in älteren Zeiten Nutzungsrechte einer bestimmten Personengruppe zu.

Wenn die amtliche Auslegung von 1785 die Landsgemeinden als Gebiete zu „freier Nutzung aller Welt“ erklärt, bezeichnenderweise weder Nutzungsrechte eines Rechtsverbandes angibt, noch von einer überkommenen Ordnung, wie sie die Urkunde von 1358 klar zum Ausdruck bringt, eine Andeutung macht, so ist dabei eine gewisse Absicht erkennbar. Roppelt, der die besagte Urkunde über die Islinger Au genau kannte, verwandelte das Rodungsverbot zu einer Rodungserlaubnis für jedermann und das Verbot, „*bernde*“ (= in Saft stehende) Bäume zu hauen, zu einem Recht für alle, Holz einzuschlagen. Die fürstliche Absicht ist erkennbar, die Landsgemeinden als herrenloses Land zu erklären, um den Anschein des Rechtes für sich zu haben, darüber verfügen zu können.

Die Urkunde von 1358 über die Islinger Au ist für unsere Frage von größtem Wert. Sie zählt zu den ältesten Nachrichten über das Problem der Landsgemeinden, andererseits hält sie nicht nur einen nackten Sachverhalt fest. Die Urkunde entstand, weil über die Hutrechte an der Islinger Au ein Streit entstanden war. Ursache der Zwistigkeiten waren die Bürger von Weismain, da diese für sich die Altendorfer und Islinger Sonderrechte an der Islinger Au verlangten. Verständlicherweise waren die 27 anderen nutzungsberechtigten Siedlungen erbost darüber. Es kam unter Vorsitz der bischöflichen Amtmänner Friedrich Marschalk von Ebneith und Fritz von Streitberg zu einem Zeugenverhör von 27 erschienenen Dorfvertretern. Die Schwurleute aus Weismain behaupteten fest und nahmen es sogar auf ihren Eid, daß die Bürger von Weismain zusammen mit den Altendorfern und Islingern „besseres“ Recht hätten als die übrigen Dörfer. Da die Schwurleute von Altendorf und Isling sich vorsichtig des Eides enthielten, die anderen Dörfler aber einstimmig aussagten, die Islinger Au sei eine richtige Landsgemein, blieb es bei dem alten Rechtszustand. Worin die Rechte bestanden, um die man sich stritt, wird nicht genau gesagt. Es müssen aber Hut- und Holzrechte gewesen sein. Um das Forstrecht <sup>13)</sup>, das u. a. den Bezug von Brennholz aus dem landesherrlichen Forst beinhaltet, wird es sich bei den Holzrechten nicht gehandelt haben. Man könnte hier an ein Reisigrecht denken.

Die Urkunde von 1358 erweist eindeutig Nutzungsrechte. Die „Kundschaft“ spricht von 30 Dörfern, namentlich sind jedoch nur 27 Siedlungen aufgeführt. Möglicherweise haben 3 Dörfer keine Vertreter entsandt oder sich vertreten lassen. Es fällt auf, daß die dem Kloster Langheim eigenen Dörfer Woffendorf, Trieb und Hochstadt sowie der ritterschaftliche Ort Reuth bei Hochstadt fehlen, außerdem die Siedlungen um den Lichtenfelser und Weismainer Forst. Die nutzungsberechtigten Dörfer liegen im Einzugsgebiet der Weismain, in den Sprengeln der alten Pfarreien Isling und Altenkunstadt. Eine Ausnahme machen Weismain und Steuden (abgegangen bei der Burg Niesten).

Wo haben nun die Nutzungsrechte ihren Ursprung? Wer hat sie, wenn überhaupt, verliehen? Nach einem Gebet, das bis vor 10 Jahren in der Pfarrkirche Isling gesprochen wurde, haben die Holzrechte an der Islinger Au und dem Steinbrunn die Grafen von Andechs, von Orlamünde und von Truhendingen gestiftet. Die angeführten Dynastenfamilien sind als die großen Wohltäter des Klosters Langheim bekannt. Isling war seit 1314 Klosterpfarre, und die Pfarre war seit dieser Zeit mit einem Geistlichen des Klosters besetzt. Wenn überhaupt eine dieser vorgenannten Grafenfamilien als Stifterin in Frage kommt, dann kann diese nur das Geschlecht der Andechs-Meranier gewesen sein. Doch die angeblich verliehenen Rechte müssen älter sein. Wahrscheinlich führt uns eine urkundliche Nachricht aus dem Anfang des 13. Jh., die Kregelmark betreffend, an der 16 Dorfschaften nutzungsberechtigt sind und an der auch die Bauern von Zentbehhofen (Lkrs. Höchstadt a. d. Aisch) Wald- und Weidrechte besitzen, auf die richtige Spur. Die Zentbehhofener führen ihre Privilegien auf Kaiser Heinrich II. zurück. (L. II a. a. O. S. 616/617)

Ein weiteres Beispiel mag die königliche Herkunft der Hut- und Holzrechte näher erhärten. Nach einem Weistum von 1303<sup>14)</sup> erhalten die Landsiedel (= ehemalige Königsfreie) in der „Grafschaft“ Bornheimer Berg b. Frankfurt a. M. Wasser- und Weidenutzung, wofür sie dem König zur Dienstleistung verpflichtet sind.<sup>14)</sup> Nach einer Weisung des Gerichtes Bornheimer Berg aus dem Jahre 1428 sind die 19 Zentgrafen verpflichtet, mit dem König zur Krönung nach Rom zu ziehen, und haben das Recht, sich für diesen Zug das beste Pferd aus ihrem Dorf auszusuchen. Für unsere Überlegung ist eine andere Stelle des angeführten Weistums interessant insofern, als hier „daz land“ die Gesamtheit der Landsiedel bezeichnet.

Der Ausdruck „Landsiedel“ erscheint in den Urkunden am Obermain nicht. Mit königsfreien Wehr- und Rodungssiedlern in karolingischer Zeit ist auch im Raum um

den Kordigast zu rechnen. Sicher hat die staatliche Kolonisation des fränkischen Reiches den Oberlauf des Maines später erreicht als das Rhein-Maingebiet. Daß sich das Wort Landsgemein aus Landsiedelgemein gebildet haben könnte, ist nicht wahrscheinlich.

Bevor wir diesen Gedanken weiterführen, kehren wir nochmals zur Urkunde von 1358 zurück. Die verhörten Bauern sprechen auch von bestehenden Verboten. Sie nehmen auf ihren Eid: *daz nymant darin reuten sol noch schedlicz lawben unde nymant bernde bawm hawen soell*. Anordnungen oder Übereinkünfte setzen einen Personenkreis oder einen Herren voraus, der eine solche Ordnung erlassen kann. Die nutzungsberechtigten Dorfschaften liegen fast alle in den Tälern und Talungen, die zur Weismain hinführen. Der von diesen Ortschaften umschriebene Raum hat die Größe einer karolingischen Mark. Der Ausdruck „Mark“ erscheint zwar urkundlich nicht, vielleicht aber in der Form Islinger Au (mda. Islicher Ach). Es ist seltsam, daß sogar der westliche Kordigast rücken die Bezeichnung „Au“ führt. Bei der Urkunde über die Kregelmark wird von einem Vorstand der Mark berichtet. Es ist im 12. Jh. Heinrich von Aisch und nach ihm Ulrich von Reifenberg. Auch für Isling läßt sich mit Walter und Walchel von Isilingen, urkundlich genannt 1136 und 1138, Ministerialen des Bischofs Otto I. von Bamberg, und 1207 mit Ortolf von Ißelingen ein Ortsadel erschließen. In der Nähe des vermuteten Ansitzes dieses Geschlechtes bestand bis ins vergangene Jahrhundert hinein ein fürstbischöfliches Jägerhaus. Daß die Herren von Isling die Aufsicht über die Au ausübten, ist anzunehmen. Auf sie könnte auch die zu erschließende Ordnung an der Landsgemeinde mit zurückgehen.

Marken sind in karolingischer Zeit Ausbaugebiete. Altbesiedelte Landschaften gehören dazu. Die Rodung und Erschließung der Mark und die damit verbundene Bildung von Ortsfluren ist für unser Gebiet um 1200 abgeschlossen. Auch die Dorfgemarkung hat ihre Weidegründe und vielfach Gemeindewald. Inwieweit die Landsgemeinden bei der Entstehung der Dorfgemarkungen verkleinert oder aufgeteilt wurden, ist unbekannt. Nach der Ausbauezeit werden die Landsgemeinden kaum noch entstanden sein. I. Bog. (a. a. o. S. 63) meint: „der Zustand in den alten karolingischen Marken mit ihrem freien Wald, mit ihrem Niemandsland sei erstarrt. Der Entwicklungsprozeß des freien Waldes zur Allmende im ‚Eigentum‘ der Genossenschaften habe nicht stattgefunden“.

Fast an allen anderen Landschaften Deutschlands hat dieser Prozeß stattgefunden, und es stellt sich die Frage: Warum nicht im Gebiet des oberen Main? Ob der Wald je „frei“ war, muß nach den neuesten Erkenntnissen sehr in Frage gestellt werden.

H. Dannenbauer <sup>15)</sup> hat dies sehr klar ausgedrückt, wenn er feststellt: „Wer in früheren Zeiten einmal der Eigentümer der Allmende gewesen ist, läßt sich mit ziemlicher Sicherheit sagen: es war der Edelherr, der über das Huntari <sup>16)</sup> herrschte und er gestattete seinen abhängigen Bauern die Nutzung der Allmende. Von einer Mark, die im gesamten Eigentum einer Genossenschaft bestanden hätte, ist nichts zu entdecken.“ Versuchen wir die vorausgegangenen Darlegungen kurz zusammenzufassen: Die Landsgemeinden am oberen Main waren schon bei ihrem ersten urkundlichen Auftauchen Gebiete zur Nutzung mehrerer Dorfschaften. Eine besondere Stellung unter den elf als Landsgemeinden ausgewiesenen Landstrichen kommt der Islinger Au zu. Sie erscheint urkundlich bereits 1358. Der Kreis der daran nutzungsberechtigten Siedlungen umfaßt das Einzugsgebiet des Fließchens Weismain. Die Weide- und Holzrechte werden vom Landesherrn, dem Bischof von Bamberg, 1358 bestätigt. Sonderrechte alter Siedlungen, wie Weismain, Altendorf und Isling werden bei der Zeugenvernahme, die zur Urkunde von 1358 führte, vorgebracht, aber nicht bestätigt. Wie dieses Vorrecht innerhalb der Wirtschaftsgenossenschaft begründet wurde, ist uns leider nicht überliefert. Eine gewisse Berechtigung ist nicht von der Hand zu weisen. Auch eine gemeinschaftliche Regelung und Rechtssatzung scheint durch. Aus den überlieferten Belegen kann die oberfränkische Landsgemeinde als Wirtschaftsgenossenschaft bezeichnet werden, von der Landsgemeinde nach Art der Schweizer Landsgemeinde, die sich als Gerichtsgemeinde eines großen Bezirkes darstellt, fehlt jede Spur; denn kaum etwas läßt auf öffentliche oder bedingt „staatliche“ Aufgaben der obermainischen Landsgemeinden schließen. Schon im 13.14. Jh. muß sich die Hut- und Waldgenossenschaft „Landsgemeinde“ territorialisiert haben, d. h. der ursprüngliche Begriff hat sich zum Landstrich versachlicht, ein Vorgang, der sich im Laufe der Geschichte häufig wiederholt hat.

Es sei nur an die frühmittelalterlichen Personenverbände: Heubisch, Huntare, Centena <sup>17)</sup> oder an Ortsnamen vom Typ Lendsiedel (Krs. Crailsheim: 1231 *Lantsideln*), Zeitlarn b. Regensburg (1120 *Cidelaren*; mhd. *zidelaere* „Imker, Zeitler“) oder die alten -ing(en)-Orte, die als „Leute, Gefolgschaft des X“ gedeutet werden, hingewiesen.

Zum Abschluß sei doch noch die interessante Fragestellung zu dem Problem Landsgemeinden von M. Hofmann vermerkt: „Es stellt sich die Frage, ob sich hinter der bloßen Holz- und Weidenutzung nicht vorfränkische Kult- und Verteidigungsverbände verbergen, die gemeinsame Weihestätten und gemeinsame Fliehburgen für unruhige Zeitläufte besaßen.“ <sup>18)</sup>

#### Literaturnachweis und Anmerkungen

- 1) Ferd. Geldner, Islinger Au, Fränk. Bl. f. Geschichtsforschung u. Heimatpflege, 3. Jhg. Nr. 11, 1951
- 2) Michel Hofmann, Die Dorfverfassung im Obermaingebiet, Jhb. f. fränk. Landesforschung 6/7, 1941
- 3) Wilh. Müller, Das Ahorntal, Landschaft und Siedlung in Arch. Ofr. 37 1955, S. 42—161
- 4) Friedrich Lütge, Die mitteldeutsche Grundherrschaft und ihre Auflösung, Quellen und Forschungen zur Agrargeschichte IV, 1957, Stuttgart
- 5) Ingomar Bog, Dorfgemeinde, Freiheit und Unfreiheit in Franken, Quellen und Forschungen zur Agrargeschichte III, 1956, Stuttgart
- 6) Looshorn, Die Geschichte des Bistums Bamberg I—VII, München 1896
- 7) Ferd. Geldner, das älteste Urbar des Cistercienserklosters Langheim, S. 54, Lichtenfels 1952
- 8) J. Bapt. Roppelt, Histor. topogr. Beschreibung d. kaiserl. Hochstift u. Fürstentums Bamberg, 2 Bd., Nürnberg 1801
- 9) s. 1) Anmerk. 9; „Krögel“ soll „der Allgemeinheit gehörig“ bedeuten
- 10) Klaus Schwarz, Die vor- und frühgeschichtlichen Gelände-Denkmal Oberfrankens, Kallmünz 1955, S. 125
- 11) M. Lexer, Mittelhochdeutsches Taschenwörterbuch, Stuttgart 1963
- 12) Kluge-Götze, Etymologisches Wörterbuch, Berlin 1960
- 13) Der Inhaber des Forstrechtes im Lichtenfelder Forst hatte auch (um 1384) die Erlaubnis, „eine buchen czu howen czu synem phluge unde wagen gescherre, eine tannen czu kufen unde eine eichen czu stegkinholze czu zuonen“ (O. v. Schaumberg, Regesten des fränk. Geschlechtes von Schaumberg II Coburg 1930, S. 120)
- 14) Fred Schwind, Die „Grafschaft Bornheimer Berg“, Hess. Jahrbuch f. Landesgeschichte Bd. 14, 1964, S. 1—21, — Abschnitt 14, Weistum von 1303: *waz man deme kong dienen sal, daz sal daz land gemeinliche dun . . . , darnach er in den dorfen ist gesezzen unde nuzzet wazzer unde weide.*
- 15) Heinrich Dannenbauer, Hundertschaft, Centena und Huntari, 62.—69. Jhg., Hist. Jbch. S. 155 bis 219, Köln 1949
- 16) Huntare = Übersetzung von lat. centana (daraus Cent), der spät. röm. Militärsiedlung auf Staatsländereien, die vom fränk. Reich übernommen wurden; z. B. 789 in pago **Hattenhuntare** = „Huntare des Hatto“ (südl. Tübingen)
- 17) Hans Jänichen, Heubisch, Digen und Huntare in Jhbch. f. fränk. Landesforschung 20 I, Kallmünz 1960, S. 251—256,
  - a) Heubisch, ahd. *hiwiski* = familia, „Gemeinschaft der Personen, die unter der Muntgewalt des Hausherrn stand“; Heubisch um Illschwang (Sulzbach/Opf.), Heubisch (b. Kulmbach), Heubisch (Neustadt b. Coburg).
  - b) Das Digge, ahd. *gedigene*, Sammelwort für Degen (= Bewaffnete), bedeutet zunächst Gefolgschaft, dann außerstädtisches Territorium für Ulm und Augsburg im 14. Jh.
- 18) s. <sup>13)</sup> S. 99

Rudolf Herd, Bamberg:

#### EIN FRÄNKISCHER RITTERSPIEGEL AUS DEM JAHRE 1507

Eines des besten und anziehendsten Memoirenwerke in deutscher Prosa vor der Reformation, das älteste biographische Denkmal eines deutschen Edelmanns und Landsknechtobersten überhaupt, hat der Tübinger Germanist Adelbert von Keller im Jahre 1859 nach einer Wolfenbütteler Handschrift herausgegeben (Bibl. d. Lit. Vereins Stuttgart, Bd. 50). Er nennt es die *Geschichten und Taten des Wilwolt von Schaumburg*, ohne zu ahnen, daß es sich um einen Angehörigen des fränkischen Uradelsgeschlechts der Schaumberg handelt. Er kennt zwar den Verfasser nicht, der sich als *Regierer und Hauptmann der Hauptstadt des löblichen alten Herzogtums zu Meran* bezeichnet, schließt aber aus „Sprache und Ortskenntnis“ ganz richtig, daß es ein Franke sein muß, ohne allerdings mit „Meran“ etwas anfangen zu können. Gemeint ist damit das Herzogtum Meranien der Andechser, und seine Hauptstadt ist die Plassenburg ob Kulmbach, die Berthold II. von Andechs um 1113 erbaut hat. Nach dem Aussterben der Meranier (19. 6. 1248) kam die Burg nach unseligem Erbstreit 1260 an die thüringischen Grafen von Orlamünde, 1340 aber durch Erbvertrag an den Nürnberger Burggrafen Johann von Hohenzollern, um für nahezu ein halbes Jahrtausend hohenzollerisch zu bleiben (seit 1810 bayerisch). Burggraf Friedrich V. machte die Plassenburg 1373 zum Sitze der hohenzollerischen Markgrafen im „Oberland“ und zu dessen Verwaltungsmittelpunkt. Der „Hauptmann auf dem Gebürg“ (im Jura) war der Vertreter des Markgrafen. Erst 1604 wird die Hofhaltung nach Bayreuth verlegt. Es ist sehr interessant, daß der Verfasser unseres Ritterbuchs noch im Jahre 1507 vom „Herzogtum Meran“ spricht, das, wie es weiter heißt, „leider durch große Untreue seinen Namen verkehrt“, und dies, obwohl das gewaltige Geschlecht der Andechs-Meranier damals bereits seit 260 Jahren ausgestorben war! Die obige Bemerkung ist eine Anspielung auf die düsteren Vorgänge beim Tode des letzten Meraniers und auf den Kampf um die Erbschaft. In diesem Ritterbuch lebt also noch der romantische Abglanz des Namens jener glanzvollen Dynastie!

#### DER VERFASSER DER „GESCHICHTEN UND TATEN“

Der Greifswalder Historiker Heinrich Ulmann hat im Jahre 1878 (Hist. Zeitschr., 39. Bd.) das Pseudonym des „meranischen Hauptmanns“ richtig gedeutet: es ist Ludwig von Eyb der Jüngere (1450—1521), der eben in der Zeit der Entstehung unserer

Ritterbiographie *Hauptmann auf dem Gebürg* gewesen ist. Diese Tatsache allein hätte schon für die Zuschreibung genügt, dazu kommt aber noch, daß Ludwig von Eyb der Schwager Wilwolts gewesen ist, die Familienverhältnisse der Schaumberg also aufs beste kannte, mit Rittertum und Kriegswesen innig vertraut war und eine bedeutende literarische Bildung besaß. Er zitiert in seinem Ritterspiegel gerne Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg. Für Ulmann bestand kein Zweifel daran, daß die *Hauptstadt des Herzogtums Meran* die Plassenburg gewesen ist. Das Geschlecht der Eyb, schon seit dem frühen 14. Jahrhundert im Dienste der Burggrafen von Nürnberg, hat mehrere literarisch bedeutende Persönlichkeiten hervorgebracht: Ludwigs Vater, Ludwig der Ältere (1417—1502), ein Freund des *fränkischen Königs Artus*, des Albrecht Achilles, schrieb die *Denkwürdigkeiten brandenburgisch-hohenzollerscher Fürsten*, die zu den besten Quellen der fränkischen Geschichte gehören, und das *Kaiserliche Buch des Markgrafen Albrecht Achilles*. Des älteren Ludwigs Bruder Albrecht von Eyb (1420—1475), Domherr zu Bamberg und zu Eichstätt, „der erste deutsche Humanist“, dessen Hauptleistung die Formung einer deutschen Kunstprosa war, schrieb in seiner Kurie auf dem Bamberger Domberg seinen Lobspruch auf die Stadt Bamberg — von ihm stammt das Wort: *Wenn Nürnberg mein wär, wollt' ichs zu Bamberg verzehren* — seinen *Tugendspiegel* und seine Betrachtung *Über die Schönheit des Mägdeleins Barbara*, wozu wohl eine junge Bambergerin Modell stand.

Dieser literarisch tätigen Familie entstammte also der Verfasser der *Geschichten und Taten*, geboren am 10. 10. 1450 auf dem mittelfränkischen Schloß Sommersdorf, gestorben am 21. 5. 1521 *in der Pfalz*, d. h. in der Oberpfalz, an einem nicht genannten Ort, vielleicht zu Amberg; begraben liegt er im Münster zu Heilsbrunn. Sein Grabdenkmal von Loy Herings Meisterhand *von schönem weißen Stein gemacht*, stellt ihn als Schwanenritter dar. Über 40 Jahre lang tat Eyb Fürstendienste: er war Hofmeister beim Bischof Wilhelm von Eichstätt, anschließend beim Pfalzgrafen Otto von Mosbach in Neumarkt in der Oberpfalz, sodann Vizedom des Heidelberger Kurfürsten Philipp zu Amberg in der Oberen Pfalz, unter den Markgrafen Casimir und Georg auf der Plassenburg, wie wir bereits wissen, *Hauptmann auf dem Gebürg*, schließlich Hofmeister beim Pfalzgrafen Friedrich in Amberg. Ludwig von Eyb der Jüngere war ein glänzender Vertreter fränkischen Rittertums. Als Zwanzigjähriger begleitete er seinen Vater unter Albrecht Achilles in die Mark Brandenburg, 1476 unternimmt er, zusammen mit seinem Schwager Georg von Schaumberg (dessen Grabstätte einst in der Bamberger Dominikanerkirche zu sehen war, das Grabmal befindet

sich jetzt auf der Altenburg) und dem Nürnberger Patriziersohn Martin Ketzler eine Pilgerfahrt ins Heilige Land. Am Heiligen Grab zu Jerusalem wird er von dem Herzog Albrecht dem Beherzten von Sachsen, der uns in den *Geschichten und Taten* häufig begegnet, am 4. August 1476 zum Ritter geschlagen. Über die mühselige Reise nach Palästina hat Ludwig eine lesenswerte Reisebeschreibung verfaßt (1901 veröffentlicht im Archiv f. Gesch. d. Oberpfalz). Manche Andeutungen in den „G. u. T.“ über See, Seekrankheit, Stürme usw. künden von den Erlebnissen der fränkischen Landratte bei der Mittelmeerfahrt. 1478 heiratet Ludwig die Margarete Truchsessin von Pommersfelden. Als Mitglied der Gesellschaft vom Einhorn nimmt er 1486 am großen Turnier der Fränkischen Ritterschaft im Pfinningarten (der heutigen Weide) zu Bamberg teil. Er war auch Mitglied des Schwanenritterordens, und, wie sein Vater schon, Erbkämmerer des Burggrafentums Nürnberg. Außer der genannten Reise-schilderung und den *Geschichten und Taten*, seinem Hauptwerk, hat Ludwig ein *Turnierbuch* verfaßt (heute in München), aus dem Hans von Aufseß manche Wappen abgezeichnet hat (im Germ. Mus.), ferner ein *Kriegsbuch* (UB Erlangen), entstanden 1485, das auf 322 Blatt wenig Text, aber sehr viele farbige Handzeichnungen über Waffenkunst und Kriegstechnik bietet, Fechten und Ringen darstellt, Feldbefestigungen, Wagenburgen, Belagerungsmaschinen und Geschütze zeigt, Dinge also, die auch in den *Geschichten und Taten* immer wieder mit Sachkenntnis geschildert werden. Wer ist nun der Held in Ludwigs bedeutsamstem Werk, den *Geschichten und Taten*? Es ist der Ritter Wilwolt, Feldhauptmann und Landsknechtführer.

#### WILWOLTS BEWEGTES UND ABENTEUERLICHES LEBEN

Ludwigs Schwager, Willibald von Schaumberg, war Angehöriger des fränkischen Geschlechts, das nach der Stammburg Schaumberg, einem alten Reichslehen, bei Schalkau am Itzknie im Vorlande des Thüringer Waldes, kurz hinter der Zonengrenze, benannt ist. Die etwa 1150 erbaute Burg wird in einer Banzer Urkunde 1180 erstmals erwähnt. Aber erst mit den nach der Schaumberg benannten meranischen Ministerialen Heinrich und seinem Sohn Otto, dem gleichen, der den gleichnamigen Herzog von Meranien auf seinem Ritt zur meranischen Burg Ambras bei Innsbruck begleitete — beide in einer Banzer Schenkungsurkunde von 1216 erwähnt — tritt das Geschlecht der Schaumberg ins Licht der Geschichte. Um die Mitte des 13. Jahrhunderts erwirbt das in zahlreiche, heute ausnahmslos ausgestorbene Linien gespaltene Geschlecht reichen Eigenbesitz an Dörfern, Gütern und Rechten aller Art im Itz- und Obermaingebiet, neben seinen Burgen Neuhaus, Niederfüllbach, Sonneberg, Hassenberg und Mitwitz.

Nach dem Aussterben der Meranier werden die Schaumberg von den emporstrebenden landesherrlichen Gewalten, die sich in das Meraniererbe teilen, in den ritterbürtigen niederen Lehensadel gedrängt, wenn es ihnen auch gelingt, gewisse Gerichts- und Hoheitsrechte gegen die Henneberger und die Wettiner erfolgreich zu verteidigen. 1323 wird der Schaumberg Reichslehen der Henneberger und von diesen wieder im Afterlehen an die Schaumberg verliehen. Später jedoch wurde die Burg Reichslehen der Wettiner, unter Verwaltung der den Schaumberg feindlichen Schott von Schottenstein. Sie haben gerade unserem Wilwolt immer wieder schwer zu schaffen gemacht. 1499 aber wird Wilwolt von dem ihm zu Dank verpflichteten Herzog Albrecht dem Beherzten von Sachsen, nach Auszahlung der Schott, zu Torgau am 15. Dezember mit der Burg belehnt, so daß also wieder ein Schaumberg auf der Schaumberg sitzt. Damit sind wir aber schon den Ereignissen vorausgeeilt: Willibald, etwa 1446 auf der Lautenburg bei Coburg geboren, war der zweite Sohn des Hans von Schaumberg, der seit 1438 beurkundet ist, im Jahre 1444 die Agnes Marschalkin zu Schney geheiratet hat (sie starb 1489 und fand im Coburger Barfüßerkloster ihre letzte Ruhestätte), in vielen Kriegen Lorbeeren erntete, aber 1475 auf der Rückreise von einer Romfahrt zu Villach in Kärnten starb.

Hans und Agnes hatten außer Willibald noch acht Kinder, von denen nicht weniger als sechs dem geistlichen Stande angehörten, durch Pfründen also gut versorgt waren: Bruder Wilhelm war Domherr zu Meißen und Hauskomtur im Deutschen Orden, Christoph Domherr zu Naumburg, Melchior Domherr zu Eichstätt und Würzburg, Hans Domherr zu Bamberg, Gabriel Domherr zu Eichstätt und Margarete Äbtissin zu Eichstätt. Überhaupt hat das Geschlecht Schaumberg — wie ja alle Adelsfamilien der damaligen Zeit — zahlreiche geistliche Fürsten und Würdenträger gestellt. Unter ihnen waren vier Bischöfe: Peter, Bischof von Augsburg und Kardinal (1424—1469), Georg I., Bischof von Bamberg (1459—1475), Martin, Bischof von Eichstätt (1560 bis 1590) und Heinrich, Bischof von Samland (1414—1416), ferner drei Äbte (Banz, Münsterschwarzach, Obertheres), vier Äbtissinnen, 33 Domherren, Pröpste usw., schließlich sieben hohe Würdenträger im Deutschen Orden, darunter vier Komture, ein Marschall von Riga und ein Landmeister in Livland.

Mit dem fränkischen Adel waren die Schaumberg verwandtschaftlich eng verbunden, so mit den Aufseß, Marschalk von Ebneß, Eyb, Künsberg, Reizenstein, Seckendorf, Thüngen, Waldenfels, Zollner u. a. Die meisten dieser Familien werden in den *Geschichten und Taten* erwähnt.

Durch Ludwig von Eyb, den Verfasser dieser köstlichen Ritterbiographie, in der die bunten Abenteuer des Haudegens — manchmal etwas dick aufgetragen — an uns vorüberziehen, sind wir über Wilwolts d. h. Willibalds Lebensgang genau unterrichtet. Die *Geschichten und Taten* umfassen die Ereignisse der Jahre 1468—1505. Als Page wurde unser Held erzogen beim Grafen Rudolf von Sulz, als Knappe im Gefolge Kaiser Friedrichs III. zog er 1468 mit nach Rom, wo er zum Ritter geschlagen wurde. Dort half er, so erzählt uns Eyb, den Stuhl des Kaisers erhöhen. Weil nämlich beim Gottesdienst in St. Peter der kaiserliche Stuhl niedriger stand als der des Papstes, ließen die Räte des Kaisers durch den jungen Wilwolt Ziegelsteine unter den Sessel schieben, so daß dieser ebenso hoch stand wie der des Papstes. Wilwolt trat sodann in die Dienste Herzogs Karls des Kühnen von Burgund und ging nach dessen Tod an den glänzenden Musenhof des Albrecht Achilles.

Der wichtigste Lebensabschnitt aber wurde für ihn sein Amt als oberster Feldhauptmann des schon mehrmals genannten Herzogs Albrecht des Beherzten von Sachsen, für den er in den Niederlanden kämpfte. In seinem bedeutenden Werk über Maximilian I. schreibt Ulmann, der gleiche, der Ludwig von Eyb als den Verfasser der *Geschichten und Taten* erkannt hatte, über Albrecht: *Er hat sich einsichtige Offiziere erzogen wie seinen obersten Hauptmann, den fränkischen Ritter Wilwolt von Schaumberg, welcher, ihm gleich an Tapferkeit und Unternehmungslust, unter oft wirren Verhältnissen nie den Mut sinken ließ und Treue mit Treue erwiderte bis zuletzt.* 1496 wurde Wilwolt an den französischen Hof gesandt, um Hilfe gegen die Niederlande zu erbitten. Acht Tage weilte er am Hofe Karls VIII. in Orleans. Auch nach England wurde er in einer Gesandtschaft geschickt, alles Beweise für das große Vertrauen, das man in ihn setzte. Im Kriege gegen Geldern hat Wilwolt, als Feldherr in unabhängiger Stellung, Friesland erobert und *unter seine mächtige Hauptmannschaft gezwungen.*

Sodann kehrte er, kriegsmüde, in die fränkische Heimat zurück — nach dem Tode des herzoglichen Freundes — auf die Stammburg an der Itz, die er in den Jahren 1501 bis 1503 mit niederländisch-flandrischen Anklängen neuerbaut, weil sie sehr verfallen war. In dem Musterbau, der mit allen technischen und verteidigungsmäßigen Neuerungen aus einer fünfundzwanzigjährigen Kriegserfahrung heraus errichtet wurde, feierte der nun bereits sechsundfünfzigjährige Recke im April 1502 seine Hochzeit mit Walburg Fuchs von Bimbach, der Tochter des würzburgischen Hofmeisters Hans Fuchs und der Elisabeth von Sickingen. Dieses glanzvolle Fest schildert Eyb ausführ-

lich. An seiner neuen Burg hatte Wilwolt aber wenig Freude, da lästige und ärgerliche Prozesse, die er als Geschlechtsältester wegen alter Jagd- und Goldschürfrechte mit den sächsischen Behörden führen mußte, seinen Lebensabend verbitterten. Dazu kamen Enttäuschungen auch militärischer Art. Es mußte den alten, stets nach Kriegsruhm strebenden Landsknechtsführer kränken, daß er im Landshuter Erbfolgekrieg, in dem ihn Herzog Georg der Reiche zu seinem Oberbefehlshaber ausersehen hatte, nach Georgs Tod durch kleinliche Eifersüchteleien in eine untergeordnete Stellung gedrängt wurde.

1503 kaufte Willibald Schloß und Dorf Schney von Konz Marschalk von Ebne, dem Bruder seiner Mutter. Damit gewann er einen Rückhalt am Bischof von Bamberg und konnte seinen Ärger mit dem sächsischen Bürokratismus vergessen. Die fürstbischöfliche Regierung hat Wilwolt sogar ein Hochzeitsgeschenk gemacht: einem Vermerk in den Bamberger Hofkammerzahlamtsrechnungen entnehmen wir, daß der Bildschnitzer Hans Nußbaum 10 Pfd. erhielt für zwei Wappen für Ritter Wilwolt von Schaumberg *in der Stuben auf dem neuen Bau zur Schney*.

Der Ehe Wilwolts mit Walburg Fuchs entsproß ein Sohn Wilhelm (1503—1557), der aber bald beide Eltern verlor, denn die Mutter starb bereits 1505, Wilwolt selbst segnete, etwa 64jährig, am 20. April 1510, drei Jahre nach Fertigstellung der Eybschen Biographie, das Zeitliche. Er fand an der Seite seiner Gattin im Barfüßerkloster zu Schleusingen in Thüringen seine letzte Ruhestatt. Das Grab ist allerdings schon lange verschwunden, da man um 1560 das Kloster zur Aufnahme des Gymnasiums umgebaut hat. Der verwaiste Wilhelm von Schaumberg lebte als Mündel des Grafen von Henneberg auf der Schaumberg, die er 1539 verkaufte, um nach Schney zu ziehen. Hier wurde er ein Vorkämpfer des Protestantismus im Obermaingebiet. Mit seinem Sohn Paul starb aber Wilwolts Stamm 1589 im Mannesstamm aus. Schney und Lauterburg fielen an den Unterleiterbacher Zweig, der 1694 ebenfalls erlosch. Die weiteren Schicksale des Geschlechts derer von Schaumberg, das im Jahre 1956 mit Oskar von Schaumberg, dem trefflichen Geschichtsschreiber seiner Familie, völlig ausgestorben ist, können in diesem Zusammenhang nicht weiter verfolgt werden.

#### STREIFZÜGE DURCH DIE „GESCHICHTEN UND TATEN“ \*)

##### FRÄNKISCHES:

Aus der Vorrede: . . . *bin ich gebetn, geschichten und tatn so ietzund in unsern tagen von ainem teutschen tewrin und manlichen ritter, welcher von seiner geburt von vater*

*und mueter auch ein Frank was, sich in seinem beiwesen verlaufen . . .* (3b) Wilwolts Fränkentum wird von Ludwig von Eyb immer mit einem gewissen Stolz hervorgehoben; er schreibt sein Werk überhaupt zu *sonderlichem lob und erhebung teutscher nation allen Franken, die irem namen nach ains edlin, ritterlichn und freien gemüets erscheinen* (3b). Der glänzende Hof des Albrecht Achilles, des fränkischen Markgrafen, sucht seinesgleichen in Deutschland: *von dem auch hie vor geschriben, als einen fürstlichen brechtlichen hof gehalten, des das gleich in teutschen Landen nit funden werden mocht* (25). Bei der häufigen Schilderung von Turnieren — in seinen *Bildern aus der deutschen Vergangenheit* hat Gustav Freytag, unter Erwähnung unseres Wilwolt, einige davon erzählt — werden immer wieder die fränkischen Ritter gebührend hervorgehoben, z. B. beim Turnier anlässlich der prachtvollen Fürstenhochzeit in Frankfurt an der Oder, als Markgraf Friedrich von Brandenburg die polnische Königstochter Sophie heiratete. Polen, Franken und Schwaben stachen im Turnier. Als die Hochzeit vorüber war, zog Albrecht mit seinen Franken wieder ins Frankenland. Beim Stockgartener Turnier erringen die fränkischen Teilnehmer besonderen Ruhm. Die schwäbischen Edelfrauen richteten zu Ehren der fränkischen Ritter *ein herlich köstlich banket zue* und rühmten, *als gewöhnlich die schwabischen frauen mit schönen, hübschen und subtilen worten wortreich*, die Ritter hoch *und sagten das sie sich stözllich, ritterlich, menlich und brechtlich gehalten, sie wolten auch das hernach zu langer gedächtnus iren kinden zu erkennen geben, begertn darauf ains iedlichen namen und geschlecht zu wissen* (42b). Freilich ziehen die Franken besonders gern in Krieg und Fehden: *als gewöndlich sölicher zank in dem land zu Franken selten rut* (47b). Wilwolt, der *gewaltige Hauptmann über Reisige und Fußvolk im Land zu Lüttich*, hatte als ein *Frank und außlander* seine Neider bei den Thüringern und Sachsen, die es als eine Schmach empfanden, daß nicht einer der Ihren oberster Feldhauptmann war (87b). Angehörige des fränkischen Adels, darunter viele Verwandte Wilwolts, werden sehr häufig erwähnt. In die Mark Brandenburg zieht Wilwolt mit seinem Stallbruder Friedrich von Waldenfels und dem Cunz von Rabenstein (26). In der Schlacht bei Crossen (im Kriege zwischen Markgraf Johann und dem Herzog Johann von Sachsen) fällt Waldenfels (31). Ein anderer Waldenfels stirbt an der Pest in Brüssel (77b). Beim Pommernkrieg wird Thomas von Reitzenstein genannt (33). Neithart Fuchs von Bimbach, der beim Kampfe um Friesland fiel, vertrug als fränkische Landratte das Seefahren nicht; über ihn die köstliche Bemerkung: *„wie wol ein teur man, so*

\*) Die Ziffern beziehen sich auf das betreffende Blatt der Handschrift.

vermocht er sich auf dem wasser ganz nichts, und mocht leicht ein wint oder waag aufsteen, so lag er als ein tot man, was schiffkrank (143b). Ein Hans von Seckendorf, den man nennt den Schicken (67b), kommt auf dem Flandernzug vor, desgleichen bei der Schilderung der Fehde Wilwolts mit dem Luchauer. Hier sind seine weiteren Helfer und Begleiter Paul von Abensberg, und ein Reitzenstein. Wilwolts besondere „Freunde“, die Schott von Schottenstein, begegnen uns allenthalben. Veit Schott ist im Heere Maximilians vor Neuß (19), Jorg Schott fällt einer mit Anschaulichkeit geschilderten Pulverexplosion zum Opfer: *trugen vil pulfers in ein eingehaizte stuben, das darine zu torren und rösch zu machen, sagen etlich, das Jorg Schott, ob das turr genug, versuchen wolt, hat des ein hand voll in ein gluend kachl geworfen, das war in die pulvermuter geschlagen, zu stund angangen, die kematen im kastenhoff zurißen, Jorgen Schotten selb neunt, sein buchsenmaister, raisig knecht und maid verprent, oben zum tach ausgefürt, das anders nichts an iren leiben den ein wenig gehäder von iren klaidern funden* (57, 57b), eine kulturgeschichtlich interessante Stelle! Mit Wilwolts Oheim Conz Marschalk von der Schney, dem Bruder seiner Mutter, hatte Conz Schott eine heftige Fehde, in der der Neffe seinem Onkel tatkräftige Unterstützung leistet. Seine Helfer dabei sind Gottschalk von Sternberg und Carius von Aufseß (57). Otto von Aufseß, Herr auf Freienfels, nimmt einmal den kampfmüden Krieger Wilwolt in seinem Schlosse auf (46). Beim Turnier zu Stockgarten treten Diez von Thüngen und Uz von Künsberg auf (40b). Schaumberger werden natürlich immer wieder genannt. Dies genüge als Auswahl.

Besonders reizvoll ist für uns die Erwähnung fränkischer Orte: *nit lang darnach wolten Conz Marschalk und Wilwolt mit einander nach Bamberg reiten, beten funf pfert, eilt sich Conz Schott mit siben pferden. sie entritten in ein dorf am Main, haist Leiterbach . . .* (57), also Unterleiterbach, wo es zu einem Überfall Schotts auf den Schneyer kommt. Sehr zu seinem Verdruß muß Schott das Feld räumen. Ansbach kommt vor, das nahe Eybsche Schloß zu Sommersdorf, ein Tanzfest am Lorenztag in Hof an der Saale wird geschildert, wo sich Wilwolt ziemlich blamiert, da er *sich sein tag mer reuterei den tanzens geflißen*. Er bleibt still mit seiner Dame stehen, *er konnt die krummen tänz nit wol, es wart ein geschrei und juchzen über in*.

Sehr bemerkenswert ist, daß Ludwig von Eyb fränkische Orte zum Vergleich mit ausländischen heranzieht, um uns einen Begriff von deren Größe zu geben: Die Stadt Arzkalt (?) in Flandern ist *„woll als groß als Würzburg“* (72b), Dyna in Brabant (= Dünkirchen), *das gar ein groß mechtig stat und mit irem begriff wol auf Nurm-*

*bergs anderhalb weiten zu gleichen ist* (73), schließlich London, das mit Bamberg verglichen wird. In der ausführlichen und recht anschaulichen Schilderung der Gesandtschaftsfahrt nach England, wo Wilwolt mit seinem Schiff durch heftigen Sturm bis nach Schottland verschlagen wird, von wo aus das Gepäck durch schottische Bergbauern *über gebirg und durch wildnus* drei Tage lang getragen wird, bis sie auf die Straße nach London (*Lunders*) kommen, lesen wir die genaue Beschreibung der englischen Hauptstadt. Auf einem königlichen Prunkboot, *welches mit güldenem tüchern und sameten tecken, polstern und küssen beleget und zugericht was* fuhren sie auf der Themse *die leng des wassers ab*. Und hier der Vergleich: *aber das ich Lunders seiner größ hie zu lant ein exempel verstantlich geb, so was sie in der leng als Bamberg, und von dan an bis gen Hallstat heraus lang* (79b). Pracht und Reichtum Londons werden mit starken Farben geschildert, so die Goldschmiedgasse, *da si wunder von köstlicher goltarbeit und so vil silbergeschirs sahen, das si vermeinten, das si des all ir tag bei allen teutschen fürsten nie so vill gesehen hetten*. Die London Bridge wird besichtigt, *dar auf si uber zwey mall hundert tausend wert guets feil funden*, d. h. in den damals auf der Brücke stehenden Kaufmannshäusern. Am nächsten Tag wird in der Kathedrale von Canterbury das Grab des Thomas à Becket besucht.

#### KRAFT UND GLANZ DES RITTERTUMS

*Da sein vil Parcivall gewest und sonderlich die kunhait des haubtmans mag also hoch gehalten werden wie Tchonachtulanders do er als müt und hungerig mit den seinen den großen haufen der Morn von Betalamunt bestreit*, heißt es, mit literarischer Anspielung auf Wolfram von Eschenbach, den Eyb gerne zitiert, von unserem ritterlichen Helden Wilwolt. In der Vorrede zu seiner Biographie lesen wir: *. . . das ich aller jungen ritterschaft zu ainer ler, exempel, diesen werden ritter also an tag bring . . . wie dan her Wolfram von Eschinbach und vil ander maisterlich und kunstreich man . . . ir gedicht gesetzt*. Ruhe und Behaglichkeit sind nicht für unseren Wilwolt, *denn ritterlicher preis und ehrlicher weltrumb lest sich nit mit schlafen oder gemach erobern* (99).

Ein echter Ritter verläßt auch seine Freunde und Kameraden nicht. Als Graf Wilhelm von Henneberg auf einem Romzug bei Bozen schwer erkrankt, läßt ihn Wilwolt auf ein Bauernfuhrwerk und fährt ihn in ein Dörflein, wo er ihm in seinen letzten Stunden voller Treue beisteht: *Kurz darauf brach im das herz, das es einen großen schnalz ließ*, heißt es in köstlicher Naivität (44b). Diese Treue um Treue erlebt Wilwolt

selbst, als sein herzoglicher Herr und Freund, Albrecht von Sachsen, ihn in einer schweren Krankheit rührend betreut. *Und als der edl fürst an seines aller liebsten hauptmans leben ganz verzweifelt, lies er ime ein kupferen sarch machen, der meinung, so er verschiede, in darin zu verwirken und mit ime also totn gen Meisn, da dan die fürsten von Sachsen ir sepultur haben, zu fürren und nicht feer von der stat, da im (= sich) der herzog sein begrebt erwelt, zu begraben laßn* (144b). Diese große Ehre, die Wilwolt zgedacht war, betrachtet Eyb als etwas ganz Außergewöhnliches, denn es heißt weiter: *Aber man findet ietzt nit vil fürsten, die solichs bedenken, sonder laßen ir fromb etlich erschlagen, ritter und knecht, als die rinder, die auf der schweinhatz ellendiklich und on gedechtnus ligen bleiben.*

Wie Illustrationen zu Huizingas „Herbst des Mittelalters“ wirken manche Stellen, an denen Pracht und Glanz der Ritterkultur geschildert werden, so z. B. als Wilwolt nach der Eroberung Gents ein Bankett gibt: *Her Wilwolt richtet zue ein banket, lud den obristen englischen capitani mit seinem treffenlichisten adl, den prinzen von Simej, den reichen von Nassau, den von Bebers und ander vil großer hern und mechtiger leut, het sich darzue gericht, das er in von vischen, wilpret, Malmasier, parsehart und anderm, so ers im lant aufs köstlichst und best haben und bekommen mocht, gab. Darzue het er von Brück aus Flandern die aller huptschn frauen, die da gesein mochten, darzu di pesten spilleut bestellt, fingen an tanzen und zu mal frölich sein, und auf die nacht vereret er ein iedlichen hern mit einer hüpschen frauen nach des lants gewonheit auf glauben zu schlafen* (101b, 102). Wild und lustig geht es bei den Turnieren zu: *und wart ein solchs gedreng, das die ross wie die schwein knurn und ein solcher dampf von leuten und rossen ufgieng, das die frauen und junkfrauen an den venstern die turnier kaum sehen mochten* (40b). Glanzvoll der Auftritt des stolzen Burgunderherzogs Karls des Kühnen, geschildert in dem Kapitel: *Mit was kostlichkeit Herzog Karel von Burgunden zu Trier zum reichstag einzoch* (10). Karl trägt über dem Brustpanzer einen Wappenrock, köstlich mit Edelsteinen und Perlen geschmückt, der über hunderttausend Gulden wert ist. Umfang und Pracht seines Hofstaats sind unvergleichlich. Bis ins einzelne werden seine zahllosen Würdenträger, Beamte und Diener aufgezählt, unter Angabe ihrer Einkünfte, eine kulturhistorisch äußerst aufschlußreiche Quelle.

Die prächtige Fürstenhochzeit in Frankfurt an der Oder, oben bereits erwähnt, wird als eine Art Landshuter Hochzeit geschildert. Als Sophie, die polnische Königstochter, in Frankfurt einzieht, befinden sich 1000 Ritter und Knappen in ihrem Gefolge

*mit großem gebreng und köstlichait.* Wie die Braut eingeholt wird, veranstaltet man ein großes Turnier, an dem natürlich auch unser Wilwolt teilnimmt. Der Spieß von Wilwolts Gegner Endres von Wildenstein bleibt in Wilwolts Rüstung hängen, so daß der Wagen der Braut dadurch aufgehalten wird: *der spieß stund in die höch uf, sach zumal selzam und abenteurlich, die braut und meniklich waren erschrocken* (36). Auch der Bericht über Wilwolts eigene Hochzeit ist recht lesenswert: *Wie her Wilwolt zu dem bant der heiligen ehe gegriffen und ein hochzeit gehabt hat* (161). Das Beischlafen wurde auf der Schaumburg vorgenommen: *Dahin bracht her Hans Fuchs etwo vil von seinen freunden. Desgleichn bewarb sich her Wilwolt under seinen hern und freunden. Dem kam der jung fürst graf Wilhelm von Henneberg mit seiner gemaheln frauen Anastasia geborene marggravin von Brandenburg und sonst vil von herren und der ritterschaft auch mit iren frauen und junkfrauen, das von beiden teilen ob den sechs und achtzig geschmuckter frauen auch junkfrauen am tanz gesehen. Es wurden auch ob den fünfhundert reisigen und wagenpferden gefüttert und alles volks ob den tausent menschen gespeiset. Zum rennen stechen und welischen turnir, der da gehalten, und alles lustig und wol verpracht werde, was die bann, auch auf dem berg neben dem tanzhaus, die leger und schlafstet den frauenzimmer und andern gsten alles auf dem schlos zuegericht, das niemant umb einiche notturft under den berg ziehen dorft. Das wart also vier tag gehalten. Darnach schide iederman freunt- und fröhlich ab.*

#### WILWOLTS MINNEDIENST (47bff)

Ein Kabinettstück ist die etwas tolpatschige und treuherzige Schilderung von Wilwolts Liebesabenteuer auf einer Burg der Fränkischen Schweiz. Der Schauplatz ist so gut beschrieben, daß man an Wiesentfels oder Rabeneck denken könnte. Stilistisch und inhaltlich werden wir an die Spätblüten mittelalterlichen Minnedienstes erinnert, wie sie uns etwa von Ulrich von Lichtenstein überliefert sind.

Zitiert wird zunächst Ovid: *Nun ist es wol war, wirt auch dick bewert*, (d. h. häufig bewiesen) *das ein ieglich frau sonderlich lieb, lust und wolgefallen zu menlichen, unerschrocken und kecken ernsthaften mannen tragen, gedenkend, das dieselben eher oder dapferlicher etwas von frauen wegen wagen oder tun dürfen, den heimtgebacken* (d. h. Stubenhocker) *oder weibisch menner.* So ist auch eine edle Frau mit Wilwolt in Liebe verbunden. Sie befiehlt ihm, in ihrem Dienst ritterlich und ehrlich zu leben. In prächtiger Gewandung und mit reicher Ausrüstung an Waffen und mit Knechten,

die alle gleichmäßig auffallend gekleidet sind, kämpft er in ihrem Dienst, angeblich von vielen beneidet und deshalb auch verleumdet.

Heimlich besucht er die angebetete Herrin auf ihrer Burg, zuweilen in der Kleidung eines Kaufmanns, in der Tracht eines Deutschherrn, einmal auch im Habit eines Barfüßermönches: *Da er an die ort kam, da er zu der frauen solt, gebürt im über ein Wasser zu kommen (die Wiesent!) und danach erst einen felsen und mauern bei den 17 claftern hoch aufzusteigen. Dazu ließ im die frau ein starke schnur unden mit einem großen knollen wachs behangen, darumb das er in der vinsten die dester balder vinden mocht, zu einem venster uber die mauern hinab, an die er seinen steigzeug bant. Den zoch also die liebhabend frau hinauf, heftet und schlug den haken des steigzeugs ein, das ir freunt hinauf steigen mocht.* Als beide in traurem Beisammensein in der Kemenate sitzen, denken sie gar nicht mehr an die hängende Strickleiter. Das *steigzeug* war nicht beschwert, der Wind weht es hin und her, der Haken geht aus der Wand, die Strickleiter fällt über den Felsen hinunter ins Wasser. Da war guter Rat teuer! *Sie baid übermaßen erschraken.* Zunächst bleibt unser Held drei Tage und Nächte auf der Burg, von der Herrin heimlich verpflegt mit Speisen, die *sie von irem tisch verstal, dan sie in der welt kaim menschen vertrauen dörft.* Aber es war noch etwas anderes, recht Menschliches zu bedenken: *Reinfall, Malvasier und confects het er genug, und was sein größter vehl das kaim heimlich gemacht vorhanden. So dorft er den stulgang nit zu dem venster auswerfen, den es wer gesehen und vermeldet worden; darumb wen er, als natürlich, des stuelgangs nit geraten, brach er zieglstein aus der mauer, schob den hinein, sties den stain wider für, must sich also behelfen.* Naturalia non sunt turpia!

Weil aber Wilwolt nicht ewig auf der Burg bleiben kann, wird sein Ausstieg von der Herrin vorbereitet. Zwei Stück Leinwand bindet sie aneinander und gibt ihrem Freund Handschuhe zum Anziehen. Quer über die Fensterbank legt sie eine Stange, an der sie den Leinwandstrick befestigt. Wilwolt *gab sich uf die gnad gottes in die wagnus, uber die mauer und den velsen abzukomen.* Die Dame hält aber die Stange ungeschickterweise an der unteren Seite, so daß ihre Hände durch des abgleitenden Wilwolts Gewicht heftig gequetscht werden. Auf ihren Aufschrei hin: *Hilf, Maria, gottes mueter, du brichst mir die hent!* erschrickt der Ritter gewaltig, stürzt beinahe ab, kann sich aber gerade noch an einem aus der Mauer ragenden Nagel festhalten, bis die Frau ihre Hände wieder frei bekommt. Langsam läßt er sich weiter hinab, da schneidet aber der Strick dermaßen durch die Handschuhe hindurch ins Fleisch,

daß er ihn mit beiden Armen an sich preßt, dabei jedoch aus ziemlicher Höhe abrutscht, zum Glück weich auf einem Misthaufen landend, *den die marstaller aus den stälen geworfen.* Das Abenteuer war also noch glimpflich ausgegangen, jetzt sucht Wilwolt schnell das Weite: *macht sich resch auf und kam uf ein meil wegs weit hinweg in ein holz, gieng vom weg, tet als der wolf, der von einem dorf geraubt, sach sich oft umb, ob im niemant volgt, er ward aber niemants gewar.* Jetzt erst kann er in Ruhe das Bündel öffnen, das ihm die Herrin auf den Rücken gehängt hatte: feine Hemden, eine güldene Haube, eine Perlenschnur und eine goldene Kette mit einem Diamantkreuz findet er darin: *und kam darnach in kurzer zeit mit freuden haimb.* —

## BESCHLUSS

In seinem abschließenden Kapitel, dem *Beschlus* (162b—163b), gibt Eyb einen kurzen Überblick über den Inhalt seiner Ritterbiographie und kommt zu dem Ergebnis, daß Wilwolt eigentlich ein hervorragendes Mitglied der Tafelrunde des Königs Artus abgegeben hätte. Außerdem entschuldigt sich der Verfasser wegen etwaiger Ungeschicklichkeiten und Derbheiten in seiner Darstellung, an denen vielleicht mancher Leser Anstoß nehmen könnte:

*Anfenklich hab ich geschriben, was dieser werde ritter und her der istorien in sein kintlichn jaren, nachvolgent in seinem vernünftigem stant bis zu alter geübet. Ich hab vil riterbücher, historien und croniken uberlesen, mag aber bei meiner warheit schreiben, das ich in den allen kein ritter funden, der so manch schlagen für sich geübet, mit wenig leuten so vil leut geschlagen . . . Ich finde auch keinen, der so manich abenteuer gestanden, man must den taflrunden zu viel abenteuer erstritten und frauen erledigt (d. h. befreit) zu haben, lass ich sein, wie im anfang des buchs gemeldet, und glaub, wo könig Artus noch lebet, er würde diesen ritter als einen werden taflrunder die stet und recht der tafln nit versagt haben, und wo ich sein werde getaten nit der maß, als ich gern getan, an tag gepraucht, etwas unhoflichs oder unschickerlichs gesetzt (d. h. geschrieben), bit ich mir die lesenden und verstendigen zu verzeihen und meiner ainfalt zumeßen und von meiner klein underricht beßerung oder geschicklichkeit nemen, ir leben also fügen, das es got loblich und in ehrlich sei und wir alle nach dieser zeit die ewigen ehr und freit erlangen werden. Amen.*

Mit diesem Segenswunsch schließt Ludwig von Eyb der Jüngere seine prächtige Wilwoltbiographie, aus der wir nur einige Proben bieten konnten. Vielleicht wird einmal eine vollständige Ausgabe dieses bedeutsamen fränkischen Lebensbildes erstellt wer-

den, nur wäre eine Heranziehung der besseren Nürnberger Handschrift die Voraussetzung dazu. Eine Kollation der beiden Handschriften hat schon einmal um 1880 ein pommerscher Schulmann in einem Anklamer Gymnasialprogramm versucht. Die *Geschichten und Taten* gehören tatsächlich zu den besten Biographien des ausgehenden Mittelalters, der Lebensbeschreibung des Ritters mit der eisernen Hand etwa weit überlegen.

Zum Schluß noch der Wortlaut des Impressums:

(163b) *Die geschichten und taten des teurn und lobwerden edln ritters hern Wilwoltn von Schaunburg sein auszusetzenn und beschreiben verpracht durch mich oben vermeldtn geschichtschreiber, da man zalt noch Christi unsers seligmachers und lieben hern gebürde fünfzehen hundert und darnach im sübenden jaren, am sambstag nach sant Georigen des heiligen ritters und merterers tag.*

*Hans Max von Aufseß, Schloß Oberaufseß:*

#### DER EHERNE RITTER VON LICHTENFELS

Das altertümliche Städtchen Lichtenfels, am oberen Main gelegen, wird heute von einem mächtigen Strom durchquert und der Länge nach und über den Marktplatz hinweg in zwei Hälften zerschnitten. In der Hochflut des Verkehrs drückt der Kraftfahrerzufluß, aufgehalten durch die zu engen mittelalterlichen Tortürme in langem Stau noch weit in die Nebenstraßen hinein und überschwemmt den Marktplatz mit spiegelnden und wogenden Blechbuckeln.

Wer dennoch einen Übergang von der südlichen Straßenseite in die nördliche erhascht und die alte Stadtpfarrkirche betritt, statt von der allgemeinen Hast und Eile sich fortreißen zu lassen, der wird mit einem Schlag dem Straßenlärm entflohen und von der Stille des gotischen Kirchenschiffes und der Fülle der barocken Innenausstattung umfassen sein. Geblendet von der Pracht der Vergoldungen und der Beschwingtheit der Engels- und Heiligenfiguren, entdeckt der einsame Eindringling erst spät an der Chorwand ein Meisterwerk von eigenartiger Ausdruckskraft. Es ist in Halbr relief die Bronzegedenkplatte für einen Rittersmann. Die Tafel kündigt in großer gotischer Buchhandschrift darunter an:

„Als man zelet nach der geburt Christi Tausend Fünfhundert und im neunundzweinigsten jar Am Sonntag nach der geburt Marie ist verschieden der Edel und Vest Wolff von Schaumberg zu Strosendorf. Des seelen got genedig sey. Amen.“

Viel mehr ist von dem Verewigten nicht bekannt, als daß er als Amtmann des Bamberger Bischofs in Lichtenfels residierte und daß seine Burg im nahen Strössendorf 1525 im Bauernkrieg zerstört worden ist. Auch besteht mangels Signatur nur die Vermutung, daß die Platte der Werkstatt jenes Peter Vischer in Nürnberg zuzuschreiben ist, der den berühmten Grabschrein für den heiligen Sebalduß in der gleichnamigen Kirche geschaffen hat. Die geringen geschichtlichen und kunsthistorischen Anhaltspunkte lassen dafür Raum, der Poesie dieses Kunstwerks einige unmaßgebliche Betrachtungen zu widmen.

Zunächst fällt die modisch-pittoreske Rüstung und der geradezu verwegene Hut des Ritters auf, der nur im Modezentrum für Ritterausstattungen in Nürnberg so formvollendet geschaffen und auch wieder so wirklichkeitsgetreu nachgebildet werden konnte. Die Plattner und Harnischmacher in der alten Reichsstadt genossen wie heute

die Londoner Schneidermeister internationalen Ruf. Der vornehmste Leibschutz des mittelalterlichen Kriegsmannes, die Rüstung aus getriebenen und krebspanzerartig übereinandergreifenden Platten mit allem ihren Zubehör, wie beweglichen Schulter- und Ellenbogenstücken, Schienen, Scharnieren und Panzerhandschuhen, mußte dem Körper genauer angepaßt werden als der beste Maßanzug, wenn sie den Träger nicht qualvoll drücken, sich verklemmen oder wie ein alter Karren jämmerlich rasseln und quietschen sollte. Die Nürnberger Handwerker aber waren berühmt für Präzision und technisches Können. Das dort spezialisierte Waffengewerbe konnte es im Wettbewerb mit den namhaftesten Plattnern in Mailand und Brüssel aufnehmen. Stärksten Zulauf hatte nach 1488 der Meister Grünewalt, der die von überall herkommenden Aufträge kaum bewältigen konnte und auch „auf schriftlichen bevelch“ an den prachtliebenden Kaiser Maximilian I. liefern mußte, den die Geschichtsschreibung den letzten Ritter rühmt.

Benachbart der geschlossenen Siedlung der Nürnberger Zunft der Plattner, Schwertfeger, Büchsenmacher und Geschützschniede lag die Vischersche Gießhütte, die angesehenste und vielleicht größte ihres Zeitalters im ganzen Reich, betrieben von den kunstfertigen Vischer, Vater und Söhnen, die ähnlich wie bei Johann Sebastian Bach, über eine ganze Nachkommenschaft hinweg eine blendende Begabung bewiesen. Bei diesem nahen Nebeneinander der Werkstätten läßt sich leicht vorstellen, daß die auf dem europäischen Markt führende Gießfamilie Vischer nicht nur auf Schick und modische Paßformen der Ritterrüstungen bei den Plattnerkollegen gegenüber einwirkte, sondern auch die gepanzerten Gestalten in vollendeter Weise nachzugießen verstand. Berühmt geworden sind die von Peter Vischer dem Älteren stammenden lebensgroßen Figuren des Königs Artus und des Theoderich für das Grabmal Kaiser Maximilians in Innsbruck, deren Haltung und Ausdruck alle anderen übertrifft.

Auch unser Ritter Wolff von Schaumberg wird wohl zu Pferd mehrmals zur Anprobe nach dem Modearsenal Nürnberg geritten sein, um nach dem dernier cri seinen Maßanzug aus Eisen sich anfertigen zu lassen. Wie alle Besucher Nürnbergs aus damaliger Zeit, wird er sich die Besichtigung der berühmten vis à vis gelegenen Gießhütten der Peter Vischer und Söhne nicht haben entgehen lassen, die von allen Großen des Reiches aufgesucht wurden. Sein vielleicht lachend dabei geäußerter Wunsch in seiner neuen „Brünne“ für die Nachwelt einmal festgehalten zu werden, mag von den vielbeschäftigten Vischers mit der Freude des Künstlers am geeigneten Modell aufgenommen worden sein. Wo bot sich ihnen ein dankbareres Vorbild für den fränkischen Ritter schlechthin als in der kraftvollen, hochfahrenden Gestalt des Junkers vom Land.



In dem altfränkischen Roland aus Lichtenfels steckte noch ein Stück des alten Gottesreiters und Kreuzzugfahrers, dieses aus einer verwunderlichen Vergangenheit herausgebildeten hochgesinnten Mannes, der das Schwert einstmals so gut zu führen wußte wie die Leier, der eiserne Fäuste hatte und ein gütiges Herz und ebenso furchtlos war wie gottesfürchtig.

Als im Todesjahr des Ritters von Schaumberg 1529 eine Bronzeplatte für den Verstorbenen vom Rat in Lichtenfels oder von seinen Verwandten an die Gießerwerkstätte in Auftrag gegeben wurde, werden sich die Vischers an jenen markanten Vertreter des heiligen Georg vom oberen Main noch gut erinnern haben. Mit dem inneren Auge des Künstlers werden sie sein hart gestähltes und doch gefühlvoll weiches Gesicht wieder vor sich gesehen haben, wie er im besten Alter in seiner neuesten Märchenrüstung vor ihnen stand.

Die Zeit hatte mit ihren Pulverwaffen und Handfeuerrohren das alte Rittertum längst aus dem Sattel gehoben und die dunkelhaften Prunkharnische zur Farce gemacht. Die spitzen Schulterepauletten dienten nur noch der Prachtliebe der Renaissance, und die phantastische Kopfbedeckung ähnelte wenig mehr den trutzigen Helmvisieren als vielmehr den Hutkreationen, wie sie die vornehmen Damen Anfang dieses Jahrhunderts beim ersten Automobilrennen in Baden-Baden getragen haben.

So lebt der edle und veste Ritter Wolff von Schaumberg mit dem Reckenaussehen aus der Vorzeit in der Rüstung einer bereits dekadenten Ritterperiode in der Lichtenfelser Stadtpfarrkirche in unvergänglichem Erz fort. Er ist in seinem Panzerschmuck ein Ruhmesblatt für das Können der Nürnberger Waffenschmiede, im Ausdruck ein Repräsentant für den alten fränkischen Ritteradel und in der Darstellung ein Nachruhm für einen großen Künstler.

#### Anmerkung:

Wolff von Schaumberg erscheint in zwei Urkunden der Stadt Lichtenfels. 1512 tritt er als Schiedsrichter in der „Irrung zwischen dem Abt zu Langheim und der Stadt Lichtenfels wegen des Schaftriebes der Schäferei zu den Vierzehn Nothelfern auf den bei Seubelsdorf gelegenen Gütern der Stadt“ auf. Der Schiedsspruch erfolgte zugunsten des Klosters.

1526 findet sich sein Name in einer schaumburgischen Erbschafts- und Verkaufsurkunde. Im sog. Bauernkrieg wurde ihm von radikalen Aufständischen in Lichtenfels das Versprechen abgenötigt, zum „Haufen“ zu halten. Die Zeulner hatten sich über ihn beklagt wegen schroffen Vorgehens bei Einhebung der Steuer. Ob der Vorwurf zu Recht oder Unrecht bestand, Wolff von Schaumberg schlug sich — wie damals viele andere Edelleute — auf die Seite der Aufständischen. Im Mai 1525 erteilten die Befehlshaber des Bauernlagers bei Hallstadt u. a. auch dem Lichtenfelser Amtmann das Versprechen auf „Sicherheit für Leib, Leben und Gut“; gleichwohl wurden sein Lehen und Ansitz, das Schloß zu Strössendorf, genommen, geplündert und niedergebrannt.

Max Heid.

*Ernst Sticht, Kronach:*

#### DIE BELEHNUNG DER STADT KRONACH MIT ZWEI RITTERGÜTERN

Die Stadt Kronach hat im Haßlachtal, vorwiegend um die Orte Haßlach und Stockheim, beachtlichen Grundbesitz.<sup>1)</sup> Geht man der Frage nach, wie dieser erworben wurde, stößt man auf interessante geschichtliche Zusammenhänge, gewinnt man tiefen Einblick in schwierige und langwierige Lehensübertragungen, wie sie bis an die Schwelle der neuesten Zeit üblich waren. Die Chronik des Bürgermeisters Hans Nikolaus Zitter, 1661 niedergeschrieben und 1666 gedruckt, gibt genauestens Auskunft über alle Vorgänge, die zur Belehnung der Stadt Kronach mit zwei ehemaligen Rittergütern führten. Zitter hatte daran, wie wir sehen werden, selbst maßgeblichen Anteil.<sup>2)</sup>

Als während des Dreißigjährigen Krieges Wallenstein von Nürnberg, wo er Gustav Adolf gegenübergelegen war, nach Sachsen zog, nahm er am 15. Oktober 1632 in Unterrodach bei Kronach für drei Tage sein Hauptquartier.<sup>3)</sup> Da kamen Bürgermeister und Rat der Stadt Kronach bei ihm mit der Bittschrift ein, er möge beim Kaiser eine Entschädigung der Stadt für ihre in kaiserlichen Diensten erlittenen großen Verluste bewirken. Als angemessene Wiedergutmachung wurde die Schenkung der nach Meinung des Rates an den kaiserlichen Fiskus heimgefallenen Rittergüter Weißenbrunn und Theisenort gefordert. Wallenstein zeigte sich der Bitte geneigt und verfügte am 17. Oktober, noch im Hauptquartier zu Unterrodach, „das jhnen Burgermeister, Rath vnd Burgerschaft mehrgedachter Statt Cronach obangeregte Güter, Weisenbron vnd Theysenort, sampt all vnd jeden An- vnd Zugehörungen Crafft dises in die interims Possess (vorläufiger Besitz) gegeben, vnd Verwaltungsweiß eingeraumbt sein, vnd Sie von dato an sich der Wirthschafft darauff annehmen, vnd dieselbe auff's beste, alß Sie es jhnen zum Nutzen zuthun vermögen, bestellen sollen, vnd mögen.“

Diese vorläufige Übertragung der Güter durch den Feldherrn des Kaisers bedurfte natürlich der Ratifikation durch den Kaiser selbst, und Wallenstein hatte den Kronachern versprochen, die kaiserliche Bestätigung alsbald zu erwirken. So ging noch unter dem gleichen Datum aus Unterrodach ein Schreiben des Herzogs an den Kaiser ab, in dem, um der von den Kronachern dem Kaiser und dem allgemeinen katholischen Wesen geleisteten Dienste willen, die Ratifikation erbeten wurde. Die Antwort des Kaisers Ferdinand II. erfolgte am 23. Februar 1634. Er erkannte die Leistungen der Kronacher bei der Abwehr der Schweden und ihres Anhangs an und übertrug an Bürgermeister, Rat und Bürgerschaft der Stadt, „damit auch andere Stätt zu gleicher

Dapfferkeit vnd Nachfolg animirt werden“, die dem kaiserlichen Fiskus von Veit von Redwitz und Ernst von Wildenstein zu Schlopp, „ob Commissum Crimen laesae Majestatis“ (wegen Majestätsbeleidigung), angefallenen Güter Weißenbrunn und Theisenort „zu ewigen Zeiten für jhr Eigenthumblich Gut.“

Man möchte wohl annehmen, daß mit dieser kaiserlichen Bestätigung des neuen Besitzes der Stadt Kronach „auf ewige Zeiten“ der Prozeß der Besitzübertragung endgültig abgeschlossen gewesen sei, doch die Vorgänge komplizierten sich in erstaunlicher Weise dadurch, daß man den Lehensherrn der genannten Güter, den Bischof von Würzburg und Bamberg, Franz von Hatzfeld, übergangen hatte. Er war seit 1631, als der Schwedensturm in Franken begann, außer Landes gewesen, und als er nun 1634 zurückkehrte, schien er wenig geneigt, die Schenkung des Kaisers anzuerkennen. Was mochte ihn, der ja auch der Landesherr Kronachs war und der sehr genau wußte, was die Stadt in seinem Dienst geleistet hatte, bewegen, der kaiserlichen Schenkung, trotz wiederholter Ersuchen der Kronacher, als Lehensherr seine Anerkennung zu verweigern? Seine eigenen wie seines Domkapitels Bedenken mögen sowohl rechtlicher als auch politischer Natur gewesen sein. Die Belehnung der Stadt Kronach mit den fraglichen Rittergütern setzte deren tatsächlichen Heimfall an den kaiserlichen Fiskus voraus. Der Kaiser und Kronach hatten diesen als gegeben angenommen und sich dabei wohl auf eine kaiserliche Verfügung gestützt, daß alle evangelischen Adligen, die unter dem Mansfeld und anderen gegen den Kaiser oder die Liga gedient hatten, wegen Majestätsbeleidigung geächtet und ihre Güter einzuziehen seien. In Bamberg aber war man offensichtlich nicht völlig überzeugt, daß sich die beiden bisherigen Lehensträger wirklich im Sinne der kaiserlichen Verfügung des Verbrechens der Majestätsbeleidigung schuldig gemacht hatten und damit ihrer Güter verlustig gegangen waren. Zudem, und das war sicher für die Haltung des Bischofs und seines Domkapitels sehr wesentlich, begann sich die politische Situation gegen das Jahr 1635 hin sehr zu verändern. Ein Friedensschluß zwischen einer Reihe von evangelischen Reichsständen und dem Kaiser zeichnete sich ab, und es schien sicher dem Bischof politisch unklug, irgendwelche Schritte zu unternehmen, die die evangelischen Stände in Franken verärgern mußten. Jetzt galt es vor allem abzuwarten. So wurden die Kronacher von Bamberg immer wieder hingehalten und zur Geduld ermahnt.<sup>4)</sup>

Aber die Stadt wollte sich nicht zufriedengeben, und Bürgermeister und Rat versuchten erneut, wieder über den Kopf des Landesherrn hinweg, eine baldige und endgültige Entscheidung zu erzwingen. So sandten sie, als Ferdinand III. 1636 zu

Regensburg zum Römischen König erwählt wurde, eine Abordnung dorthin, um sowohl Kaiser Ferdinand II. als auch den Römischen König Ferdinand III. um nachdrückliche Vermittlung ansuchen zu lassen. Und da zeigte sich denn auch, bestimmt sehr zur Genugtuung der Kronacher, daß der Kaiser und der König weiterhin ihrem Anliegen gewogen waren. Die Abordnung der Stadt erreichte, was unter den gegebenen Umständen nur zu erreichen war. Der Kaiser ließ am 24. Januar 1637 durch seine Kanzlei ein Schreiben an Bischof Franz von Hatzfeld abfertigen, in dem er versicherte, daß er entschlossen sei, die Schenkung aufrechtzuerhalten. Ferdinand III. wandte sich am gleichen Tag sogar in einem persönlichen Schreiben an den Bischof. Er stellte die Verdienste der Stadt Kronach ganz groß heraus „alldieweiln durch deren Dapffer Gegenwehr vnd resistenz nit allein vnser Königreich Böhemb vor disem Orth für (= gegen) Feindtlichen Anfall gesichert, sondern der Feind auch von fernern Progressen (Fortschritten) ins Reich mercklich abgehalten worden“. Dann ersuchte er den Bischof, er wolle „bey Dero Statthaltern deß Stieffts Bamberg vnd sonst gehöriger Orthen die Verfügung thun, damit Wir ermelte Supplicanten (Bittsteller) wegen obangezogenen Dero Dapffern vnd trew gehorsambsten Dienst bey angeregten Gütern Theysenorth vnd Weisenbronn sampt allen Zugehörungen in richtigen Possess (Besitz) gelassen, vnd darwider auff keinerley weiß beschwerdt werden mögen“.

Hatten die Kronacher gehofft, durch die Fürsprache der kaiserlichen und der königlichen Majestäten endlich die erstrebte Belehnung durch den Bischof zu erreichen, so sahen sie sich bald wieder aufs tiefste enttäuscht, denn in Bamberg war man weniger denn je zum Nachgeben bereit. Unterdessen waren nämlich auch die bisherigen Besitzer der Rittergüter nicht müßig gewesen. Sie hatten ihre offensichtlich recht guten persönlichen Beziehungen nach Bamberg, besonders zu einigen Herren im Domkapitel, genützt, um wieder an Boden zu gewinnen. Sie führten an, daß sie wegen ihres hohen Alters gar nicht gegen den Kaiser gedient hätten, daß also eine Enteignung rechtlich nicht begründet und damit nicht zulässig sei. Zumindestens konnten sie so erreichen, daß die ganze Angelegenheit weiter verschleppt wurde und die Schenkung des Kaisers mehr und mehr fragwürdig erschien.

Unter den gegebenen Umständen sanken in Kronach die Hoffnungen, die beiden Rittergüter zu erlangen, erheblich. Wollte man die Ansprüche nicht ganz fallen lassen, so mußte man wenigstens nach einem Ausweg suchen, um mit dem Bischof zu einem Vergleich zu kommen. Als daher im Jahre 1638 Bischof Franz von Hatzfeld und der

Dompropst Melchior Otto Voit von Salzburg (der spätere Nachfolger des Bischofs) persönlich in Kronach weilten, begaben sich die Bürgermeister Michael Lohmüller und Hans Nikolaus Zitter zu Melchior Otto und baten ihn zu vermitteln, daß der Bischof an Stelle der fraglichen Rittergüter der Stadt eine anderweitige Entschädigung gewähre. Die Bürgermeister wurden von Dompropst Melchior Otto, dem späteren großen Patron der Stadt, wohl aufgenommen und freundlich angehört. Er wollte noch während der Audienz wissen, an welche Güter Kronach zum Ausgleich etwa denke und welche der Stadt am günstigsten gelegen wären. Daraufhin schlugen die Bürgermeister die Güter Stockheim und Haßlach vor, die unlängst nach dem Aussterben der Geschlechter von Mengersdorf und von Kappel an das Hochstift heimgefallen waren. Die ausdrückliche Betonung, daß es sich bei diesen beiden Gütern im Vergleich zu Weißenbrunn und Theisenort um geringwertigere handle, bewies die Kompromißbereitschaft der Stadt. Von dieser Kompromißbereitschaft zeigte sich denn auch der Dompropst deutlich angetan, denn noch in Anwesenheit der Bürgermeister entsandte er den Oberstleutnant Wolf Friedrich von Bach zum Bischof, um ihm den Vorschlag der Kronacher unterbreiten zu lassen. Bald wurde er dann selbst zum Bischof zur Beratung berufen, und noch am selben Vormittag teilte man den beiden Abgeordneten der Stadt mit, daß der Bischof gewillt sei, der Stadt die zwei Güter Stockheim und Haßlach zu überlassen, allerdings unter der Bedingung, daß Bürgermeister und Rat auf Kosten der Stadt 200 Soldaten anwerben sollten, die der Bischof zum Dienst in der Stadt selbst oder sonstwo im Hochstift verwenden konnte. Nachdem sich die Bürgermeister mit dieser Bedingung einverstanden erklärt hatten, wurden sie an die fürstliche Tafel berufen und mit großer Gnade und Ehre bedacht.<sup>5)</sup> Die allgemeine Zufriedenheit und Freude war nach diesem Vergleich so groß, daß man alle Kanonen auf der Veste Rosenberg zweimal abfeuerte. Aber die Enttäuschung sollte auch hier noch nachfolgen!

Als nämlich die Bürgermeister Lohmüller und Zitter 1639 zum endgültigen Abschluß der Belehnung nach Bamberg eingeladen wurden, erfuhr man in Kronach erstmalig, daß auf dem Gut Haßlach 6 000 fl. (Gulden) Konsensgelder ruhten, die mit übernommen werden sollten. Da diese Summe den Schätzwert des ganzen Gutes überstieg, war hier der Stadt von ihrem Landesherrn ein Danaergeschenk gemacht worden, und die Meinung in Bürgerschaft und Rat zu Kronach ging dahin, lieber auf das Gut zu verzichten, als es mit den finanziellen Belastungen zu übernehmen. So erschienen denn die Bürgermeister am Tage der Einladung vor dem Domkapitel, das sich in Abwesenheit des Bischofs und des Dompropstes versammelt hatte, und wei-

gerten sich rundweg, Haßlach mit den angegebenen Schulden zu übernehmen. Erst nach „vilen gewechselten Reden pro & contra“ verglichen sich die Bürgermeister mit dem Kapitel, „das die Fürstl. Bamberg. Cammern den halben Theil alß 3 000 fl. die andern 3 000 aber Cronach zubezahlen vff sich nehmen solte“.

Am 25. Februar 1639 unterzeichnete dann Franz von Hatzfeld, Bischof zu Bamberg und Würzburg und Herzog zu Franken, mit Wissen und Einwilligung des Domkapitels, die offizielle Schenkungsurkunde. Darin war ausdrücklich festgesetzt, daß die Stadt beide Güter als Entschädigung für die im Krieg eingetretenen materiellen Verluste erhalten sollte und daß in Zukunft alle Einkünfte der Stadt aus den Gütern vornehmlich zur Wiederherstellung der Verteidigungskraft, d. h. zum Ausbessern der Stadtmauern usw., verwendet werden mußten. Für die Belehnung war es nach dem Lehensrecht notwendig, die ehemaligen Rittergüter einem von der Stadt benannten Lehensträger als Bürgermannlehen zu verleihen. Dafür hatte der Rat den Bürgermeister Lohmüller ausersehen. So unterzeichnete denn der Bischof, ebenfalls am 25. Februar 1639, auf dessen Namen den Lehenbrief, der ihm als Bürgermannlehen „den Sitz vnd das Dorff Stockheimb mit allen jhren Nützungen zu- vnd Eingehörungen, einen Hoff zu Tremelßdorff, einen Hoff zu Launitz genant, ein Fischwasser in der Haßlach gelegen, einen halben Zehenden Todten vnd Lebendigen über das Dorff Beyckheimb, einen Hoff zu NiderRadach, mehr den Hoff Eindorff mit seinen Selden, Wiesen, Aeckern, Gehültzen, vnd aller vnd jedlicher Zu- und Eingehörungen, zwischen Neückenroth vnd Newenhausß gelegen, alles mit seinen Nützungen Zu vnd Angehörungen“ und „den Sitz zu Haßlach mit sambt Hölzern, Wiesen, Aeckern, Veldern, Fischwassern, Mühlen vnd aller Zugehörung, einen Hoff vnd vier Selden Güter zu Haßlach, ein Wiesen zu Lobach an der Grüber Feld gelegen, ein Wiesen die Siberin genant, zwey Gütlein zu Reitsch, mit jhrer Zugehörung, einen Hoff vnd 5. Selden, auch ein Wiesen zu Reitsch gelegen, dan zu jhren Rechten den Reutzehenden zu Haßlach“ übertrug.

Am 15. August 1639 erfolgte dann die endgültige Übernahme der Güter durch die Stadt. Der fürstliche Kammermeister zu Bamberg, Johann Frankenberger, ließ als Kommissär des Bischofs alle Stockheimer und Haßlacher Untertanen und Lehensleute nach Kronach kommen, wo sie im Beisein des Stadthauptmanns, Oberstleutnant Hans Kasimir von Schaumberg, ihrer Pflichten gegen den Bischof ledig gesprochen und in die neue Pflicht genommen wurden.

#### Anmerkungen:

- 1) Nach Auskunft durch die Vermögensverwaltung der Stadt umfaßt der Grundbesitz im Bereich der Gemeinde Stockheim zur Zeit 211,3433 ha (davon 197,5376 ha Wald), im Bereich der Gemeinde Haßlach 67,6480 ha (davon 43,3680 ha Wald).
- 2) Das Originalmanuskript der Chronik von Zitter vom Jahre 1661 wie auch ein Exemplar des Erstdrucks vom Jahre 1666 sind noch im Besitz der Stadt Kronach und wurden für diese Arbeit eingesehen. Fernerhin konnten folgende von Zitter in Abschrift wiedergegebenen Urkunden im Original in Kronach eingesehen werden:  
Wallenstein an Bürgermeister, Rat und Bürgerschaft der Stadt Kronach.  
Unterrodach, 17. Oktober 1632.  
Kaiser Ferdinand II. an dieselben (Donationsbrief über die Rittergüter Weißenbrunn und Theisenort), Wien, 23. Febr. 1634.  
Donationsbrief des Bischofs Franz v. Hatzfeld, die Rittergüter Haßlach und Stockheim betreffend, Bamberg, 25. Febr. 1639.  
Lebensbrief des Bischofs Franz v. Hatzfeld, Bamberg, 25. Febr. 1639.  
Diese vier Urkunden erscheinen unter Nr. 117—120 im Verzeichnis des Stadtarchivs Kronach.  
Franz August Bauer veröffentlichte die Zittersche Chronik in seinem Werk „Der Patriotismus der Stadt Kronach im dreißigjähr. Kriege“, Bamberg, 1846, S. 185 ff.
- 3) Kronach, das nicht zum Hauptquartier erkoren worden war, mußte nach Zitter etwa 300 Soldaten, „welche mit der Hauptkrankheit (?) behaftet gewesen“, aufnehmen, „durch welche die Bürger vnd Inwohner also inficirt worden, das ein guter Theil der Manhaftesten Bürger die sich am ritterlichsten gegen den Feind gehalten, vnd gewehrt, neben denen Wallensteinschen Soldaten darauffgangen, vnd gestorben“.
- 4) Vgl. zur politischen Situation in Franken unmittelbar vor dem Friedensschluß von Prag: Sticht, Ernst: Markgraf Christian von Brandenburg-Kulmbach und der 30jährige Krieg in Ostfranken, Bd. 23 in der Reihe „Die Plassenburg. Schriften für Heimatforschung und Kulturpflege in Ostfranken“, Kulmbach, 1965, S. 191 ff.
- 5) Bei dieser Gelegenheit versprach Fürstbischof Franz von Hatzfeld der Stadt Kronach auch ein neues Wappen. Die im Jahre 1651 erfolgte Verleihung des neuen Wappens durch Fürstbischof Melchior Otto war also nur die Einlösung eines durch seinen Vorgänger gegebenen Versprechens.

*Martin Kuhn, Banz:*

#### DER MAIN-WERRA-KANAL

*Ein vergessenes Projekt aus dem 17. Jahrhundert in Oberfranken*

Ist eine Kanalverbindung des Maines mit der Weser über die Werra möglich? Das war die Frage, die sich die Herzöge Ernst von Sachsen-Gotha-Altenburg und Friedrich Wilhelm zu Sachsen-Koburg wie die Fürstbischöfe Philipp-Valentin von Bamberg und Johann-Philipp von Würzburg im 17. Jahrhundert, schon 12 Jahre nach dem Friedensschluß des Dreißigjährigen Krieges, stellten. Die Untersuchungen und Vermessungen wurden von den sächsischen Herzögen geleistet, die fränkischen Fürstbischöfe gaben für ihre Territorien mit Geleitbriefen für die beauftragten Geometer ihre Unterstützung. Zwar verliefen alle Anstrengungen bis heute für eine praktische Ausführung negativ, ja im Augenblick, wo die Werra zwischen den zwei politischen Zonen Deutschlands hin und her verläuft, erscheint der Bau eines solchen Kanals nicht möglich. Jedoch bleibt es ein Verdienst von Franz Kuhn, in seiner Schrift „DIE MAIN-WERRA-VERBINDUNG — Eine geschichtliche und wirtschaftliche Studie mit besonderer Berücksichtigung Bambergs, Bamberg 1914“ aus den uns heute kaum mehr zugänglichen Quellen des Herzogl. Staatsministeriums zu Gotha und aus den dortigen Immediatkammersachen und Kammerakten die Urkunden über die 300 Jahre alte Bemühung um den Kanalbau herausgehoben zu haben.

#### PLAN VOR DEM ERSTEN WELTKRIEG 1914

Vor 50 Jahren war durch erneute Berechnung eine Kanalverbindung Werra-Main als realisierbar erwiesen worden. 112 km Mittelgebirge von Wernhausen an der Werra bis Bamberg sind zu überwinden: 28 km Kanalisierung die Werra aufwärts bis Untermäßfeld — dann Ausbau des Bibratales mit einem 1. Hebewerk (Schleuse) von 295 m auf 316 m — weitere 2 Hebewerke bis zur Wasserscheide von 358 m Höhe vor Westenfeld bei Ritschenhausen und Wölfershausen — abwärts durch das Hutschbachtal mit 3 Hebewerken auf 310 m Höhe von Römhild und in der „Milzhaltung“ bis Heldburg (285 m Höhe). (Statt dieses durch 6 Hebewerke gestützten Wasserwegteiles ist ein 9 km langes Tunnelprojekt, ähnlich französischer Tunnelkanäle, vorgeschlagen worden.) Dann folgt der Kanal mit 6 Schleusen der bei Kaltenbrunn in die Itz mündenden Rodach, von dort folgt er der Itz und ab Hallstadt (241 m) dem Main bis Bamberg (231 m). Zusammenfassend gesagt, müßte also auf 112 km ein Schiff

von Bamberg kommend durch ein Schleusensystem von 12 Hebewerken bis zur Wasser-scheide 127 m hoch gehoben und von dort zur Werra 63 m gesenkt werden. Bei einem geplanten Besuch des Königs Ludwig III. in Bamberg sollten 1914 die von dem Königlichen Reallehrer und Geographen Franz Kuhn — meinem Vater — gewonnenen Geschichtsforschungen und errechneten Handelsvorteile in einem in weißes Leder gebundenen Buch dem hohen Gast überreicht und vorgelegt werden, — da vereitelte der Ausbruch des Ersten Weltkrieges den Königsbesuch und vernichtete zugleich jeden Gedanken an den Kanalbau.

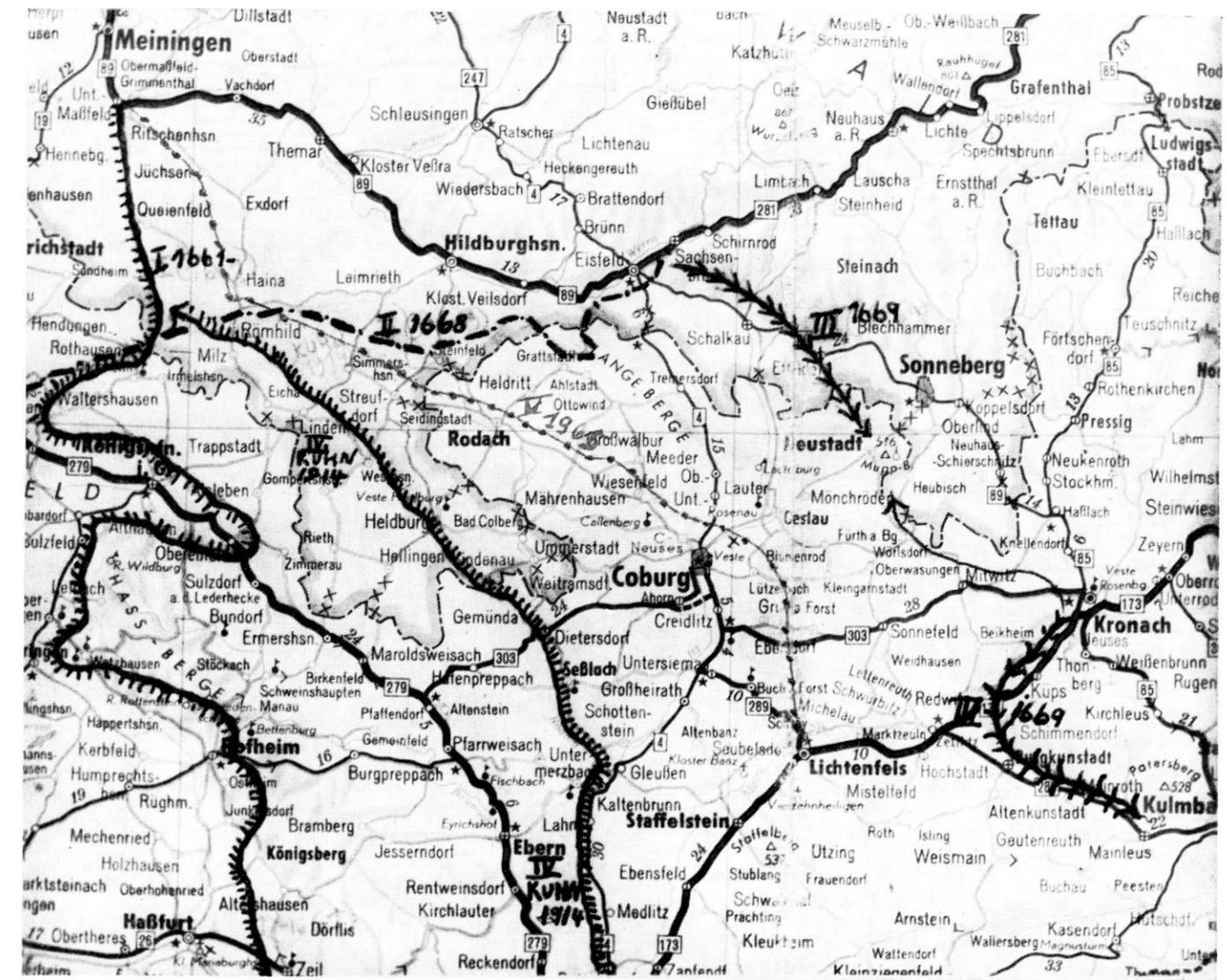
#### ERSTER PLAN IM 17. JAHRHUNDERT

Ernst I. der Fromme, Herzog von Sachsen-Gotha und Altenburg (1601—1675), übernimmt 1618 mit seinen Brüdern die gemeinsame Regierung des Landes, kämpft in einer Reihe von Schlachten des Dreißigjährigen Krieges mit, beschäftigt sich schon seit 1635 mit der Reorganisierung seines Landes und erbt 1644 Fürstentumsteile von Eisenach, 1660 Grafschaftsbezirke von Henneberg, 1672 Altenburg und Coburg. 1660 kam nun der Herzog auf den Gedanken, einen Kanal vom Main her in die Werra zu bauen. Der Bamberger Fürstbischof Philipp Valentin Voit von Rineck (regierend von 1653 bis 1672) und der Erzbischof zu Mainz und Kurfürst Bischof Johann Philipp von Schönborn, Bischof von Würzburg, Worms und Mainz (regierend 1647—1672), mußten um Erlaubnis angegangen werden, da der zu untersuchende erstgeplante Kanalweg von Zeil am Main durch das Amt Schmachtenberg nach Untermaßfeld an der Werra, also auch durch fürstbischöfliches bambergisches und würzburgisches Land gehen sollte — ganz anders also im Anfangspunkt am Main (Zeil), ganz gleich im Zielpunkt an der Werra (Untermaßfeld) wie der Plan nach 250 Jahren!

„An deß Herrn Bischoffs zu Bamberg Gnaden.

P. P. Wir tragen keine Zweifel E. Ldn. werden die gemeine Wollfarth und der Unterthanen bestes neben uns zu befördern gemeint seyn. Wann dann bekandt, wie vermittels der Schifffarthandel und wandel, auch ab- und Zufuhr bequemer gemacht werden könne, und daher an Vielen orten in und außer Reichs mit gutem nutzen Ströme zusammen geleitet worden: als seind wir insonderheit wegen deß landes Franken auff den Vorschlag gerathen es möchte sich ein arm Vom Mein in die Werra leiten lassen, inmassen auß unterschiedlichen Umbstenden erscheinen will, daß solches wol practirlich sein, und dadurch denen angränzenden zu vertreibung deßen in allerhand Notdurfft Von Gott bescherten Überflusses ein merklicher nutzen zuwachsen möchte.

Weil aber ein solch wichtig Werk ohne genugsame erkundigung, auch wohl eines und andern orts abwegung nicht Vorzunehmen, noch nähere special Vorschlege zu thun: Und dann E. Lden. Amt und Stadt Zeil und Schmachtenberg ehe man vollends nach Königsberg kömbt dadurch behüret werden müssen: So haben wir nicht Umbgang nehmen können dieße unßere unverfengliche gedanken



I. Zeil/Main — Untermaßfeld (Meiningen)/Werra · II.: Bad Neustadt/Saale — Milz — Eislefeld/Werra · III.: Unausgeführter Plan: Werra — Itz — Obermain · IV.: Franz-Kuhn-Projekt 1914: Main — Itz (Kaltenbrunn) — Untermaßfeld (Meiningen)/Werra · V.: Neuestes Projekt: 1961: Lichtenfels — Untermaßfeld.

mit E. Leden. zu communiciren, und dieselbe freundlich Zu ersuchen, Ob sie geruhen wollen, iemand der Ihrigen, so dersachen verständig mit zu solcher Erkundigung und abwiegung zu verordnen, und sich deßwegen einer gewissen Zeit, ehe die Aecker widerum bestellet werden, mit uns zu Vergleichen. Oder ob sie deroselben belieben lassen möchten uns ein patent oder nach dero Gefallen ein Befehl an die beamten zuzuschicken, kraft dessen unßere leute, wenn sie E. Lden territorium behrühren müßten, die bemelte erkundigung nach nunmehr verrichteter Ernde ohngehindert auff unsere Kosten zu werke stellen köndten. Wir Versehen uns freundtlicher willfarung auff ein oder anderen Fall, Und Verbleiben etc.

Datum  
Fridenstein am 29. July 1661.“

Nach 3 Wochen antwortete der Bamberger Fürstbischof nicht weniger freundlich, jedoch äußerte er seine Zweifel an der Durchführbarkeit des Planes. Trotzdem stellte er Ernsts Abgeordneten ein „Geleit“ zur Verfügung.

„An H. Herzog Ernst zue Sachsen Gotha.

Unßer freundtlich Dienst zuvor, Hochgeborner Fürst, besonders lieber Herr und Freundt.

Auß Eure Ldn untern 29. July ahn uns abelaßenen schreiben, haben wir mit mehrern vernommen, daßgestalt dieselbe auf den Vorschlag gerathen, es mögte umb der gemeinen Wolfarth willen, ein Arm vom Mayn in die Werra Zu leiten sein, aber ohne genugsame erkundigung ein und anderen orths beschaffenheit, solch wichtig Werk nicht vorzunehmen, sondern hizu Special vorschläg vonnöthen seyen. Dahero Euer Ldn wan in solcher erkundigung unßer territorium zu Zeyl oder Schmachtenberg betroffen werden solte, unß ersuchn wollen, den Ihrigen jemandt so in dero sachen erfahren beyzuordnen, oder vermittelst eines patent anzubefohlen, damit solche erkundigung, mit ehesten vorgenommen werden könne.

Wie wir unß nun gegen Eure Ldn wegen der, von dero vorhaben gethanen Kommunikation frdl. Dank sagen, also können wir gar nicht darvorhalten, daß in solcher vorhabender investigation, unser Amt Zeil oder Schmachtenberg der Situation nach, alß welche ort gar zue weit heraufwärts von Maynfluß ab: und hoch gelegen, könne betroffen werdtten.

Wir wollen aber gleichwoln nicht unterlaßen, unßeren Beamten zue Zeil anzubefehlen, wann Eüer Ldn hierzu Deputierte Persohnen der Orten einlangen sollten, Weilen wir sonsten der Zeit mit keiner in dergleichen sachen erfahrenen Persohn, so wir beyordnen könten, versehen Ihnen in unserem Territorio daß glait zu geben.

Verbleiben Darbey wir allzeit, deroselben angenehme frdl. Dienst zue erweisen allzeit willig, Datum in unserer Stätt

Bamberg, 19. Augusti Anno 1661.

Von Gottes Gnaden Philipp Valentin,  
Bischoff zu Bamberg.  
E. Ld. Freundtwilliger  
Philipp Valentin.“

Nun erließ Herzog Ernst von einem seiner Orte auf dieser Planung, von Königsberg aus sofort am 30. Sept. 1661 an seine und die Bamberger Untertanen die Aufforderung, seine Vermessungsbeamten in jeder Weise zu unterstützen. Auch an den Würz-

burger Bischof erging ein ähnliches Schreiben, und von ihm kam eine ähnliche Zusage. In dem Patent von Ernst wird dokumentiert:

„Von Gottes Gnaden wir Ernst, Hertzog zu Sachsen, Jülich, Cleve, und Bergh, Landgraff in Thüringen Marggraff zu Meißen, gefürsteter Graff zu Hennebergh, Graf zu der Mark und Ravensberg, Herr von Ravenstein etc. Thun hiermit kundt: Demnach des hochwürdigen unseres besonders lieben Herrn und Freundes, Herrn Philipp Vatenin, Bischoff zu Bamberg. Lbdn. unsere zu des gemeinen Besten und deren angrenzenden gesambtes aufnehmen und wohlfarth gerichtete intention, ob etwa ein Arm von dem Mainstrom ins Amt Königsbergh, und so fort an andere orthe, der Natur nach zu bringen, eine probe mit abwiegen zu versuchen, nicht allein bestmöglichst zu befördern, sondern auch unsere zu solchem ende abgeordnete durch dero Beambte zu Zeyhl in dero Territorio zu begleiten, sich besorge des mitkommenden Original-Schreibens freündt nachtbarlich erbotten, wir auch gegenwertige unsere Bediente bey jetziger unser anwesenheit ein solches zu verrichten befehliget haben.“

Der Antwortbericht über eine einfache allgemeine Vorausbesichtigung des fraglichen Geländes durch einen Oberförster im Frühjahr 1661 hatte mit dem Vorschlag abgeschlossen: „... achte ich dafür, daß die Werra höher als der Meyn sey, jedoch stünde dahin, ob es Ihre Kurfürstl. Durchl. wollte mit der wasserwage wiegen und den grundt erfahren lassen“. Im September 1661 wurde von Zeil aus mit der genaueren Untersuchung begonnen, der Amtsschreiber J. Chr. Ritter von Königsberg setzte die Arbeit in diesem Teile fort, die er allerdings in den Weihnachtsferien sowie durch „inzwischen eingefallenen Centh- und Hexereysachen“, ferner weil jetzt „das Wetter so übel und schlecht gewesen, daß uff den Feldte nicht fordt zu kommen gewesen“, unterbrechen mußte. Ende Mai 1662 aber trafen Bericht und Skizze des H. Chr. Ritter beim Herzog Ernst ein. Die Kanalleitung — nach dem farbigen Riß — war von Zeil aus in unzähligen Windungen durch das Amt Königsberg, den Brambacher Wald, an Bettenburg vorbei über Oberlauringen, Dehnfeld, Sulzfeld, Merkershausen, durch Königshofen nach Waltershausen und Mellrichstadt bis nach Bauerbach angegeben und betrug 149 km. Nach einem Memorial vom 24. Nov. 1662 berichtete der Herzog dem Kurfürst von Mainz die Ergebnisse und sandte die Kartenskizze mit dem Vermerk: „Ein näherer Vorschlag ist vonnöthen!“

#### EIN ZWEITER PLAN

Im Oktober 1663 ließ Herzog Ernst nach einem kürzeren Weg für den Kanal suchen. Wieder holte er sich vom Bischof von Bamberg unterm 19. Oktober 1663 eine Erlaubnis. Aus diesem Schreiben ist der Gedanke bemerkenswert, daß der geplante Kanal besonders in Kriegszeiten „zu beßerer und geschwinder fortbringung deß zu begebenden occassionen bedürfenden Proviants, munitio, und andere Krieges

Notdurfften auch nicht undienlich seyn würde“. Diesmal leitete der Bürgermeister J. W. Dampfinger zu Königsberg selbst die Arbeiten, die ohne positives Resultat verliefen. Nun wurde eine neue Untersuchung angeordnet mit dem neuen Gedanken, ob nicht ein Kanal aus dem Main in die Milz und von da in die Streu gegraben werden könnte. Im Entwurf des Memorials für den Fürstbischof zeigt Herzog Ernst durch einen Satz, daß er auch weiter an ein ganzes Wasserstraßennetz dachte: an eine Kanalisierung mainaufwärts oder regnitzaufwärts: „und dürfte sich irgend, wenn mans probirte, auch ereignen, daß man auch den Main gegen Staffelstein und Nürnberg bringen köndte“. — „Und hilten dißfalls Ihre fürstl. Gnaden davor, daß der Canal so groß sein müßte, wie die schiffe sonsten heroben auff dem Main oben von Staffelstein her gehen, damit man nicht zweyerley schiffe haben müste!“ Am 24. November 1664 gab der Herzog für seine Vermesser Joh. Chr. Ritter und Jakob Börner noch einmal genaue neue Instruktion. Von Zeil aus gegen Bettenburg, von da etwa nach Manau und Schweinsaupten, an Römhild vorbei, Richtung Maßfeld — also die alte Linie, aber kürzer! Am 11. März 1665 sagt der Bamberger Fürstbischof wiederum jede Unterstützung zu:

„In Unßer freundlich Dienst zuvor, Hochgeborener Fürst,  
Besonders Lieber Herr und Freundt.

Aus Euer Ldn. vom 18. February 1665 negsthin an uns abgegangenen schreiben haben wir vernommen das dieselbe vorhabens einen Canal zu befürderung der Commerciens aus dem Mainflus in die Werra führen zu lassen, mit freundlichen gesinnen, an unsere Beambte zu Zeyl Befehl zu ertheilen damit den Ihrigen bey der vorhabenden abwegung gegen den wetertagen mit Bedörffender anleitung und fürderlichen gueten willig verholffen werden möge.

Wie wir nun Euer Ldn. angenehme freundtliche Willfahung zu thun, bey keiner füeglicher occasion unterlassen, Also haben Wier obgedachten unseren Beambten zu Zeyl anbefohlen, wann die Ihrige hernechst dahin gelangen werden, so weit sich unser territorium der orthen erstreckt ihnen die notdürfftige anzeige zu geben, der Besichtigung und abwegung beyzuwohnen und verbleiben Derselben angenehme freundtliche Dienst zu erweisen willig.

Datum in unsrer Statt  
Bamberg, den 11. Marty ao 1665

von Gottes gnaden Philipp Valentin Bischof zu Bamberg  
freundtwillig Ph. Valentin.“

Auch der Amtsschreiber von Heldburg H. Fr. Ritter, der Jägermeister Trunßes und dessen Bruder hatten bei der Vermessung mitzuhelfen. Vergeblich! In dem Bericht vom 24. April 1665 werden die Höhen bei Trappstadt und bei Sternberg als unüberwindlich bezeichnet. Auch ein vierter Versuch nach einem Bericht vom 28. Mai 1665 mißlang. Jetzt erst, nach dieser vierten Vermessung, war Herzog Ernst von der Undurch-

führbarkeit des Kanals auf diesem Wege überzeugt, hier den Main mit der Werra zu verbinden.

#### NEUE WEGE — NEUE VERSUCHE

Der Forstgehilfe Martin Neß berichtet am 16./17. August 1667 über das Ergebnis, wie bei einem neubefohlenen Versuchsweg von Eisfeld das Wasser nach Gleichwiesen am Großen Gleichberg geleitet werden könne: also etwa heute der Zonengrenze des Coburger Landes entlang. Im Frühjahr 1668 fand eine Zusammenkunft des Herzogs Ernst mit dem Herzog Friedrich Wilhelm zu Sachsen-Koburg statt. Dessen Amtmann von Coburg, Friedrich Born, hatte an einer neuen Besichtigung von Neß — 8. bis 11. September 1668 — teilzunehmen. Die eigentliche Vermessung übertrug Herzog Ernst den schon erprobten Amtsverwalter Börner und Martin Neß. Börner ging die Werra bis zum Saargrund aufwärts, um die Wasser über Heidt nach dem Birkenfelder Grund zu leiten. Während des Winters 1668/69 ruhte die Arbeit. Bei Veilsdorf hätte eine Überführung über den Weihbachgrund gebaut werden müssen, damit „uf Steinernen Bögen und darauff geschütteter Erden“ das Wasser hinübergeleitet werde. Abgesehen von einem erweiterten Bericht des inzwischen zum Oberförster beförderten M. Neß vom 3. November 1670 hören wir aber nichts mehr über dieses Projekt. Vielleicht hat die strikte Ablehnung der Landgräfin Hedwig Sofia von Kassel (Hessen), die untere Werra schiffbar zu machen, in ihrem Antwortschreiben vom 15. Januar 1670 dem Herzog allen Mut zur Ausführung des Kanalbaues genommen.

Auch ein zweiter Auftrag in diesem Territorium blieb in der Theorie stecken: „Der Baumeister hat zu untersuchen, die Werra, wie sie oben uf der Bürgerleiten in Ambt Eisfeld herunter bey Schauenburg fellt, bei selbigen wasserweg undt so dann in die Cronach in der Neustadt, und an Meyn weg, daß man dadurch nach Regensburg kömnen könne, oder ob der Meyn gar allein könne dorthin gebracht werden, über Culmbach, wie aus der Fränkischen Charte zu wissen ist . . .“. Über eine Untersuchung dieses Weges ist nichts in den Archiven zu finden gewesen. „Leicht erklärlich!“ schreibt mein Vater 1914. „Zuerst nahm die erste Aufgabe Herzog Ernsts volle Aufmerksamkeit in Anspruch, ferner beschäftigten ihn Pläne, Unstrut, Sächsische Saale, auch die Gera, Helme, Wipper schiffbar zu machen und so seinen Untertanen die Elbe-Schiffahrt zu ermöglichen. Dazu kam, daß von 1670 ab die körperlichen Beschwerden, an denen er seit der Teilnahme am Dreißigjährigen Krieg litt, sehr zunahmen, so daß sie seine geistige Energie schwächten. 1674 traf ihn ein Schlagfluß; am 26. März 1675 hauchte er seine Seele aus: ein großer Mann war dahingegangen.“

## BESCHLIESSUNG

Wie auch immer diese Pläne in den Archiven verstauben, bewundern dürfen wir den weitreichenden unermüdlichen Geist dieser Landesväter, die damals schon — um den Wortlaut von Herzog und Fürstbischof zu gebrauchen —: „die gemeine Wollfarth und der Unterthanen bestes“ durch ein Wassergesetz zu fördern sich bemühten.

In all dieser Vorsorge für das Weltliche aber leuchtet aus den Briefen, Anweisungen und Verlautbarungen eine den Beinamen von Herzog Ernst, „der Fromme“, rechtfertigende Gesinnung für uns diese Zeit sorgsam Betrachtenden und Beachtenden auf: Was sollten letztlich die Anstrengungen für die Verbesserungen, wenn nicht zu innerst erkannt wird, woher nach einem solchen Niedergang des Dreißigjährigen Krieges der Aufstieg und Segen kommt? So sprechen die Briefe dankbar davon, daß der Kanal gebaut werde im Hinblick auf den zwischen Sachsen und Franken gegenseitigen Austausch von dem „in allerhand Notturfft VON GOTT bescherten Überfluß“.

## NEUER STAND

Dazu liegen zwei Berichte des „Lichtenfelser Tagblatt“ vor. Der erste vom 12. 6. 1918 ist noch vor dem Ende des Ersten Weltkrieges geschrieben: „Wie man in Bayern über den Werrakanal denkt? — Von König Ludwig steht fest, daß er den Werrakanal bei seinem Interesse für den Ludwig-Donau-Main-Kanal keineswegs übersieht. Im Gegenteil: er hat sich mehr als einmal darüber ausgesprochen, daß der Werrakanal (der ja in Bamberg an seinen Rhein-Main-Donau-Kanal anknüpfen soll) die gegebene Fortsetzung nach Norden zu ist. Für alle Teile von Bayern, die östlich von Bamberg liegen, kommen ganz sicherlich auch noch ganz andere Verkehrswege in Betracht. Für sie besteht seit altersher eine enge Verknüpfung mit dem Norden und Nordosten trotz hemmender Gebirge, dem Thüringer- und Frankenwald — —!“

20 Jahre danach, 1938/39, wird ein Plan entwickelt und eine Vermessung getätigt für einen Main-Werra-Kanal vom Obermain aus unterhalb von Schloß Banz mit einem Durchstich der Mainterrasse bei Weingarten in Richtung Stetten und Itzgrund. Bei Beginn des Zweiten Weltkrieges wird die Vermessung abgebrochen.

Über den neuesten Stand der Planung — abermals nach 20 Jahren — orientiert das „Lichtenfelser Tagblatt“ vom 13. 1. 1956 die Öffentlichkeit mit einem Bericht: „Deutsche Binnenschiffahrtsverbindung soll Lichtenfels berühren — Schiffshebewerk oder Schleusenanlage — jedoch nicht vor 1968 ins Auge gefaßt.“ Ergebnis der Aussprache der Ortsplanungsstelle mit Behördenvertretern im Lichtenfelser Rathaus: dem Bürgermeister von Lichtenfels, den Vertretern der Hafen- und Schiffahrtsdirektion Würzburg, des Schiffsamtes Schweinfurt, des Landratsamtes Lichtenfels, des Kreisbauamtes Lichtenfels, des Wasserbauamtes Kronach u. a. Der Werrakanal soll in Lichtenfels in den Main münden. Ein Hafen muß angelegt werden. „Die mitten durch Deutschland laufende Schifffahrtslinie, auf der Schiffe mit 1200 Tonnen Tragkraft verkehren würden, verkürzt wesentlich den Weg zu den Nordseehäfen.“ Spruchreif werde das wieder aufgegriffene Projekt erst ab 1968. Natürlich müßte zuerst das Ostzonenproblem gelöst werden. Dipl.-Ing. Dr. Eggert von der Bezirks-

planungsstelle bei der Regierung von Oberfranken warf die Frage der Wirtschaftlichkeit des Kanals auf. Er empfahl der Schiffahrtsdirektion Würzburg ihre Pläne mit dem bayerischen Wirtschaftsministerium bzw. der Regierung von Oberfranken auf die eigenen Planungen abzustimmen. . . .“ Die Hafenanlagegestaltung in Lichtenfels bedeutete eine Verlegung des Segelflugplatzes. Seit 1943 sei die Projektierung liegen geblieben, jedoch hinsichtlich der Linienführung des Kanals, Lage der Bauwerke abgeschlossen gewesen. Auch bei der Errichtung des Kraftwerkes Hausen war von Planung und Bau des Werrakanals die Rede. Die früheren Planungsunterlagen wurden 1943 bei der Regierung von Ober- und Mittelfranken in Ansbach als „Geheime Sache“ behandelt und 1945 bei der Annäherung der amerikanischen Truppen auf dem Hof des Landratsamtes Rothenburg o. d. T. verbrannt. Zum geplanten Schiffshebewerk, das eine Höhe von 70 m erhalten soll, wurde bemerkt, hier würde ein neuer Schwerpunkt zu den Fremdenverkehrspunkten Vierzahnheiligen und Schloß Banz gebildet. Jedoch bedürfe es genauer Prüfung hinsichtlich der Verschmelzung der Landschaft mit der Technik. Von dem schönen Landschaftsbild bei Lichtenfels sei schon bei der früheren Planung ein eigenes Modell gefertigt und alles versucht worden, Technik, Landschaft und Städtebild in Einklang zu bringen. Das Bauwerk dürfe einerseits nicht das Landschaftsbild stören, andererseits aber werde es auch ein Anziehungspunkt für die Fremden werden. In Kösten seien bereits wegen der Anlage eines Schiffshebewerkes Schürfungen vorgenommen worden. Die Versammlung berührte noch geologische Fragen, soweit sie das Gebiet betreffen, wo das Schiffshebewerk am Herberg errichtet werden soll. Dabei dienten als Unterlagen die geologischen Forschungen von Moritz Abend (CHW-Mitglied), doch müßten noch größere Tiefbohrungen vor Beginn des Baues geschehen — —.

Der Stadtplan der Ortsplanungsstelle vom 8. 3. 1958, den ich gütigerweise auf dem Stadtbauamt Lichtenfels einsehen durfte, zeigt den Teilabschnitt des neugeplanten Werra-Main-Kanals. Der Zeichnung nach standen 1958 zwei Projekte zur Auswahl:

I. Der Kanal führt 300 m unterhalb der Mainbrücke aus dem regulierten Flußbett des Maines gegen den Herberg hin und überwindet die Steigung durch ein „Lotgerechtes Hebewerk“ am Herberg in Richtung des Itzgrundes.

Oder II.: Der Kanal verläuft zwischen dem noch zu Lichtenfels gehörigen rechtsmainischen Stadtteil Bürglein und der Coburger Straße. Seine Wasser kommen aus dem Itzgrund an Untersiemau vorbei mittels einer „Schleusentreppe“ in den Main.

Im Jahre 1961 hatte man zwischen beiden Projekten gewählt und sich für das zweite entschieden. Nach dem letzten Stadtplan vom 21. 2. 1961, der mir freundlicherweise im Kreisbauamt Lichtenfels vorgelegt wurde, soll nun der Kanal zwischen Stadtteil Bürglein und Coburger Straße führen und das Gefälle von 64 m (von 320 m auf 256 m Mainspiegel) durch ein Schleusensystem überwinden. Der Kanalweg selbst läuft aber nicht mehr direkt in den Itzgrund, sondern rechts abweichend zwischen Forsthub und Ebersdorf der Werra zu.

Nach letzter Auskunft bei der Wasser- und Schiffahrtsdirektion von Würzburg (13. 2. 1967) sollte der Kanal 1961 vom Main bei Lichtenfels östlich an Coburg vorbei nach Unterlauter, Meeder, Rodach, Streufdorf, Simmershausen, Römhild, Haima, Juchsen, Neubrunn, Untermaßfeld an der Werra (also zum I. Ausgangspunkt von 1661) verlaufen. Im Main bei Unnersdorf ist eine Staustufe mit einem Oberwasser von NN + 255,50 geplant. Wiederholen wir 1967 — um uns wieder und wieder nach 300 Jahren unter veränderter Zeit neu zu bedenken — die Sätze aus der Versammlung der Regierungsvertreter im Lichtenfelser Rathaus anfangs 1956: „Spruchreif wird das wieder aufgegriffene Projekt erst ab 1968. Natürlich müßte zuerst das Ostzonenproblem gelöst werden!“

*Johann Vitzthum, Döringstadt:*

## FISCHKRIEG DER WIESENER

### MIT DER FÜRSTBISCHÖFLICHEN HOFKAMMER IN BAMBERG

In früheren Jahrhunderten war der Main ein wilder Fluß, der willkürlich immer neue Bette grub und große „Altungen“ (= Altwasser) zurückließ, besonders in der Döringstadter und Wiesener Flur. In Wiesen wurde zudem in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts der Fluß durch einen Durchstich ungefähr 500 Meter vom Dorf weg gegen Unterzettlitz verlegt, nachdem er bis dahin unmittelbar an Wiesen vorbeigeflossen war. Auf diese Weise entstand ein neues Altwasser, der alte Main genannt. Gerade in diese zum Main hin offene Altung zogen sich naturgemäß die Fische und Krebse zurück. Bereits in den zwanziger und noch mehr in den vierziger Jahren des 18. Jahrhunderts erhob sich nun die Rechtsfrage: Wem gehören diese Altwasser? Das Fürstbischöfliche Kammeramt in Bamberg stellte sich auf den Standpunkt, diese Flächen seien Flußbett gewesen und gehörten wie alle Gewässer dem Fürstbistum, also der öffentlichen Hand. Die Amtsvögte des Dompropsteiamtes (der Dompropst vertritt das Domkapitel und nicht den Bischof) in Döringstadt dagegen stellten sich löblicherweise auf die Seite der Gemeinden Wiesen und Döringstadt und wollten solche Grundstücke den Gemeinden zusprechen. Nach ihrer Ansicht seien solche Grundstücke rechtlich wie Schwemmland oder wie durch Naturkatastrophen entstandenes Neuland zu behandeln. Solche Auffassung ließ aber die genannte Kammer nicht gelten und erließ strenge Anordnungen, die das Fischen, Krebsen und Weidenausschneiden auf diesen dem Fürstbistum eigenen Grundstücken unter Androhung von 10 Reichsthalern Strafe verboten.

Da aber die Döringstadter Vögte solche Dekrete nur lästig respektierten, fischte und krebste man in Döringstadt und Wiesen wie zu Vaters- und Großvaterszeiten ruhig weiter.

Der Geringfügigkeit halber wäre der Rechtsstreit vielleicht mit der Zeit eingeschlafen, wenn nicht die Fürstbischöflichen Zinsfischer dem Kastner in Lichtenfels dauernd in den Ohren gelegen wären mit der Drohung, sie seien für die Zukunft nicht mehr bereit, den jährlichen Zins von 2.30 fl. weiter zu zahlen, da sie durch das wilde Fischen in Döringstadt und Wiesen in ihrem Gewerbe beträchtlich geschädigt würden.

Sie fanden beim Fürstbischöflichen Kastner in Lichtenfels, namens Christoph Wilhelm Röder, geneigtes Ohr, welcher hinwiederum die Kammer in Bamberg zu entflammen

suchte: An Fischerzins gingen jährlich 200 fl. ein. Dieser Betrag müsse rapid zurückgehen. Und woher sollte man die „Schußhechte“, die ausschließlich im Wiesener Alten Main gefangen und in die Fürstbischöflichen Teiche in Neuensee und Hammer eingesetzt würden, nehmen, wenn Wiesen das Altwasser fische.

Kastner Röder hatte nun den nervus rerum, nämlich den Geldbeutel getroffen, und beim Geld hört bekanntlich der Spaß auf. Jetzt ergingen neue Erlasse vom Kastner und von Bamberg an den Vogt Philipp Faber in Döringstadt, welcher sich aber hinter die Wiesener stellte und seelenruhig berichtete, die Wiesener hätten schon seit Menschengedenken bei hellichtem Tag und vor den Augen der Zinsfischer in ihrer Altung gefischt und niemand sei gegen sie vorgegangen.

Kastner Röder hoffte wohl, sich beim Fürstbischof Sporen verdienen zu können, wenn er nun mit Gewalt gegen die Wiesener vorzugehen drohte. Diese antworteten jedoch mit Gewalt und errichteten im Juni 1784 einen Damm, der den Fluß gegen das Altwasser abspernte. Den Zinsfishern war somit der Weg zum alten Main gesperrt. Urheber der Aktion war Bürgermeister Georg Zahner.

Der Kastner antwortet gegen solche Barrikade mit heftigen Protesten nach Bamberg, die Zinsfischer schafften im Oktober 1784 demonstrativ ihre Schelche über den Damm und fischen den alten Main ab, die Wiesener hingegen nicht faul, nehmen den 9 Fischern ihre 4 Kähne und 2 große Zuggarnnetze ab und beschlagnahmen sie. Aber auch der Vogt Faber in Döringstadt sieht ein, daß die Wiesener zu weit gegangen sind, und rät zur Vernunft, die die Wiesener auch annehmen und sich bereit erklären, Schelche und Netze bei Abholung wieder zurückzugeben.

Da wollte es das Unglück, daß gerade am 7. August 1785 der Centrichter von Staffelsein Besuch bekam, und zwar vom Domkapitel von Bamberg, und das ausgerechnet über zwei Fasttage. Er könne den Hohen Herrn alles vorsetzen, so schreibt er an den Kastner, nur keine Fische. Da der Mainfluß durch den Durchstich klar und schnell abfließe, gäbe es dort keine Fische mehr zu fangen, und der alte Main in Wiesen, wo man Fische nach allen Größen und Mengen fangen könnte, sei durch den Damm gesperrt. Vogt Faber verspricht, die Zinsfischer könnten für die Zeit des Festschmauses das Wiesener Altwasser abfischen, wenn sie sich kein Recht daraus machten. Solch ein Ansinnen konnte natürlich einen Kastner und die Hohen Herrn nur noch mehr reizen. Jedenfalls hatte sich der Fischstreit ihnen auf den Magen gelegt. Die Hohen Herrn werden in Bamberg das Nötige veranlaßt haben. Letztes Mittel des Rechts ist bekanntlich die Gewalt. So beschließt nun die Hohe Kammer in Bamberg, den vermaledeiten

Damm mit Gewalt in kriegsmäßigem Einsatz zum 20. Januar 1786 sprengen zu lassen. Doch darüber die Originalurkunde:

„Zur Aufrechthaltung der Hochfürstlichen Gerechtsamen geruheten Ihre Hochfürstlichen Gnaden untern 8.ten jüngst verschieenen Monaths und Jahres (das ist der 8. Januar 1786) gnädigst zu begnehmigen, daß die Hochfürstliche Hofkammer die gegen die Landesgehudigte Unterthanen zu Wiesen durch die Reichsgesätze verstattete eigene Hülfe gebrauchen, und sich in dem ihr zustehenden Eigenthum über die Altung bey Wiesen selbst schützen solle.

Kastner zu Lichtenfels hat daher den ganzen von der Gemeinde Wiesen angelegten Damm, wodurch obgedachte Altung zugebaut ist, von Grund aus einzureisen und wegzuschaffen, und zwar soll solches Vorhaben am 20.ten dieses Monats unfehlbar ausgeführt werden.

Kastner hat hiebey mit aller Verschwiegenheit und möglichster Behutsamkeit zu Werke zu gehen; derselbe hat demnach soviel Arbeiter, als immer zur Wegräumung dieses Dammes erforderlich sind, und wenn das Erdreich nicht in den Maynfluß an der Stelle geworfen werden kann, die zum wegfahren desselben erforderlichen Fuhren zu bestellen, ohne ihnen vor der Hand bekannt zu machen, zu welchem Zwecke sie verwendet werden sollen; diese Arbeiter und auf allen Fall erforderliche Fuhren haben sich in einem der Altung nahe gelegenen Orte in der Art zu sammeln, daß sie in aller Frühe auf den Platz des niederzureisenden Dammes geführt werden können.

Kastner hat zu diesem Geschäfte in eigener Person beyzuwohnen, und sich mit dem Überreiter und Amtsknechte in aller Frühe an das Versammlungsort zu verfügen, die Arbeiter abzuführen, bey dem einzureisenden Damm anzustellen, und solchen in der Art wegzuschaffen, daß von demselben keine Spur mehr übrig bleibe, und den Lichtenfelser Zinnsfishern die freye Befischung offen stehe; auch hat er dieselben sogleich die eröffnete Altung befischen zu lassen.

Damit aber die Ausführung dieses Vorhabens nicht durch Thätliche Gegenwehr der Gemeinde zu Wiesen vereithelt werden könne, so hat Kastner die Vorsicht zu gebrauchen, daß die Arbeiter und allenfallsige Fuhren vor den Angriffen der Wiesener Gemeinde sicher gestellet, und in ihrer Arbeit nicht gehindert werden. Zu welchem Ende derselbe ein Husaren Commando zur nöthigen Bedeckung erhalten wird, demselben ist aber die Ordre zu ertheilen, daß es keine Thätlichkeiten begehen, sondern nur bey einem sich wider Vermuthen ergebenden Handgemenge die streitenden Theile auseinander, und Fried schaffen solle.

Nicht undienlich wird hiebey seyn, wenn Kastner nebst diesem Husaren Commando einige Unterthanen des Lichtenfelder Amtes, wenn er es für nöthig hält, den Arbeitern zu ihrer Beschützung beygesellet, auch auf dem Falle der Noth in einem nächstgelegenen Orte mehrere Mannschaft, um auf Verlangen vorzurücken, bereit gehalten werde, damit der Gemeinde zu Wiesen der Lust vergehe, den angreifenden Theil zu machen, indem eine Hochfürstliche Hofkammer hiebey alle Thätlichkeiten, so viel immer möglich, vermieden wissen, und nicht in die unangenehme Nothwendigkeit versetzt werden will, Gewalt mit Gewalte bey wirklichen von dem Gegentheile zuerst verübten Thathandlungen abzutreiben.

Wenn nun Kastner auf solche Art den gedachten Damm weggeschaffet hat, so hat derselbe über die ganze Beschäftigung ein ordentliches Protocoll zu führen, und solches zur Hochfürstlichen Hofkammer ehestens einzuschicken.

Anderweit aber hat Kastner zuverlässige Kundschaft einzuziehen, wer diejenige Spoliatores seyen, die den Lichtenfelder Zinnsfishern ihre Zuckgarne abgepfändet haben; Dieselbe hat er in dem zu erstattenden Berichte der Hochfürstlichen Hofkammer namhaft zu machen, und anderweitige Befehle zu erwarten.

Kastner wird sich nach dieser ausdrücklichen Vorschrift pünktlich richten, dessen man sich von demselben zuversichtlich versichert.

Decretum Bamberg den 10.ten Januar 1786

H Oesterreicher      Mehler JA Wunder      ASteinlein  
F. J. Rohrbach

An Kastner Röder zu Lichtenfels.“

Herr Hochfürstlicher Kastner konnte zufrieden sein. „Doch mit des Geschickes Mächten ist kein ewiger Bund zu flechten“: Als nämlich das Husarenkommando richtig am 19. Januar in Lichtenfels eintraf, bekam der Main Hochwasser, das den besagten Damm überschwemmte. Dem Kastner blieb nichts anderes übrig, als das Kommando wieder nach Bamberg zurückzubeordern. Er bekam von der Kammer eine große Nase, weil er das kommende Hochwasser nicht vorausgesehen habe, und einen neuen Befehl, sobald das Wasser wieder gefallen, das Kommando sogleich wieder anzufordern. Das muß bald geschehen sein, denn bereits am 25. Januar 1786 stand Herr Kastner mit dem Husarenkommando und einer in Wiesen noch nie gesehenen Streitmacht vor Wiesen, um den Kampf um den Damm zu beginnen.

Zunftfischermeister Joh. Christoph Schnappauf von Lichtenfels hat genau Buch geführt über die Stärke der Streitmacht aus dem Kreis der Zinnsfisher:

124

„Von diesen Ausvall zu Wiesen 1786 den Altungs Bau heraus zu Reißen geschehen den 25. und 26. January da sind dabey gewesen 19 Mann Fischer von Lichtenfels, und der Zunft Meister Johann Christoph Schnappauf und 12 Mann von Schönbrunn und der Fischerknecht von Schönbrunn, und 17 Mann von der unterau und der Fischerknecht Atam Lengt, und 16 Mann von Michelau und der Fischerknecht Petter Fischer, und 6 Mann von Burkunstat und der Fischerknecht Fritrich Ditß

Summa dieser Fischer seyndt 70 Mann und 5 Fischerknecht

Johann Christoph Schnappauf, Zunftfischer-Meister Lichtenfels“

Der Schulteiß von Niederau hat seine Furlaute zusammengestellt:

„Specification

wegen denen anspätern zu Nieterau wegen waserbau gefahren haben:

Peter Schmeltzing    Georg Behmär    Gottfried Hörschlein    Gotthard Hörschlein  
Georg Behmer    Jünger    Valentin Wuner    alle 6 gefahren

Schulteiß hatte auch zwey Täg da bey bestelet worten

Nieterau den 26.ten Jener

Peter Schmeltzing Camer und  
Gemein Schulteiß.“

Von Ebenfeld haben gefahren:

„Ver Zeignis Währ den 25.ten January 1786 aus Ebenfeldt zu dem Wiesener Dam hat fahren müssen wie volliget:

Christoph Mailler	1 Dag
Christoph Dinkel	1 Dag
Nikolaus Gnoblach	1 Dag

den 26.ten

Jörig Läsner	1 Dag
Langens Wittib	1 Dag

Jörig Winkler	1 Dag
Wallters Wittib	1 Dag
Andreas Hoffmann	1 Dag
Paulus Hümmer	1 Dag
Pangratz Heo	1 Dag

Paullus Müller Cent und Gemein Schulteis.“

125

Und was ist die zwei Tage, das ist der 25 und 26. Januar, verzehrt worden?

„Ver Zeichnis was durch die Fischer aus dem Lichtenfelser Ambt und Bohr Cunstater Ambt den 25.ten January 1786 verzehrth ist wordeten vie volliget:

2 fl. 8 Batzen die Lichtenfelser Fischer dan

1 fl. mehr verzehrth das wollen sie zahlen durch 19 Mann

12 Batzen 6 Man von Schwerbitz dan

3 Batzen das wollen sie zahlen

10 Batzen 5 Man von Bor Cunstat dan

5 Batzen das wollen sie zahlen

Vor das übriche so verzehrth ist wordten ist Lichtenfelser Fischer Knecht Böring und Zahler. Suma 5 fl. 8 Batz. fränk.

Paullus Müller Cent und Gemein Schulteis.“

Gegen eine solche Übermacht sind nicht einmal mehr die Wiesener, bekannt ob ihrer Schlagkraft, Mut und Tapferkeit, wo es um die Ehre ihres Dorfes geht, aufgekommen. Mit geballten Fäusten und bebenden Lippen werden sie dem Vernichtungswerk ihrer Feinde zugeschaut haben.

Triumphierend konnte tags darauf ihr Erzfeind Kastner Röder von Lichtenfels seinen Sieg an die Hochfürstliche Kammer nach Bamberg melden. Ob er sich mit seinem Sieg Sporen verdient hat, ist nicht bekannt geworden.

Inzwischen ist es um den alten Main in Wiesen still geworden. Der neue Main hat sich in sein Bett tiefer eingefressen, und die Altung ist ausgetrocknet. Ein mächtiger Felbenhain, Reichtum und Stolz der Gemeinde Wiesen, gedeiht heute dort, wo einstens die heiß umstrittenen Fische schwammen. Heute unumstrittenes Eigen der Gemeinde. Schließlich hat eben doch die Gerechtigkeit vor der Gewalt gesiegt.

Nur noch gelegentlich, wenn nämlich der Main bei Hochwasser über seine Ufer tritt und eine Menge prächtiger Fische in den alten Main wirft, erinnern sich die Wiesener an die Zeiten von anno dazumal, und groß und klein fischt wieder nach Herzenslust, und niemand ist da, der ihnen ihren Fang nicht gönnen möchte. Sie sind und bleiben eben doch mit Leib und Seele Verehrer ihres großen Fischerpatrons St. Andreas.

#### Literaturnachweis:

Pfarr- und Ortschronik der Pfarrei Döringstadt, verfaßt von Pfarrer Johann Vitzthum (maschinengeschrieben), 1963, S. 299—304.

(Alle einschlägigen Akten finden sich im Pfarrarchiv.)

*Willi Schreiber, Kronach:*

#### EIN ALTES GEMEINDEHAUS — SAGE UND WAHRHEIT

Bevor die Rodach Kronach erreicht, weitet sich ihr Tal, und hinter hohen Erlen, jenseits des Flusses, liegt die Gemeinde Vogtendorf, die Geburtsstätte des großen Sprach- und Geschichtsforschers Prof. Dr. Johann Kaspar Zeuß (1806—1856). Das Wahrzeichen Vogtendorfs ist das Gemeindegäuschen mit Turm und Glocke und Uhr. Die Sage berichtet, daß ein Schloßfräulein aus Fischbach sich im großen Anger bei Nebel verirrt hatte. Sie war schon der Erschöpfung nahe, als sie die Hammerschläge des Vogtendorfer Schmiedes hörte und, ihnen nachgehend, den richtigen Weg wieder fand. Aus Dankbarkeit und um anderen Verirrten zu helfen, habe sie eine Glocke auf das Gemeindehaus gestiftet, die morgens, mittags, abends und zur Nachtzeit geläutet werden müsse.

Sicher eine schöne Sage. Aber die Wahrheit um das Glöcklein ist nicht weniger interessant. Das alte Gemeindebuch, von dem damaligen Schultheißen Johann Heinrich Zeuß, einem Vorfahren des berühmten Professors, gibt darüber erschöpfende Auskunft, und gerade wie der Schultheiß selbst die Geschichte schreibt, ist sie am schönsten:

„Es werden sich sowohl bey der gemeind als auch bey amt wie auch bey einer hochfürstlichen Regierung die verschiedenen acta-Zeichen, was für Vergleich und Receß zwischen Höffles und Vogtendorff seynt festgesetzt worden aber von der gemeind zu Höffles niemahls gehalten worden seyn, sondern von derselben auf allerley weis bedrug und liest um nur Vogtendorff mehr und mehr einzuschrenken, in die Kösten zu setzen und unterthänig zu machen Veränderung gemacht worden seyn, je bekannter es ist, daß Höffles und Vogtendorff nicht allein eine gemeine Huth, sondern auch einen gemeinen hirten, und so auch ein gemeinsambes hirtenhaus gehabt haben. Aber alles nur nach ihrer eigener Willensmeinung wider alle Verordnung und recht allein benutzen wollen wodurch die mehrste gemeindstück seynt mißbraucht und die Einwohner in Kösten, und unnachbarschaft seynt versehrt worden. Diesem aber ein Endt zu machen hat die gemeind zu Vogtendorff die von der gemeind zu Höffles in vorschlag gebrachte gänzliche Huth- und Grenzscheidung mit dem Vorbehalt beliebet daß Schulthes zu Vogtendorff sich die Einverleibtwerden wollende Vergleichspuncta selbst Conceppiren und nicht von denen beeden Ober- und Vogteyämtern Cronach und Stadtsteinach Convirmirt sondern bey einer hochfürstl. Regierung selbst von landesherrlicher Machtvollkommenheit zur Bestettigung übergeben dörrffe, wel-

ches dann auch also geschehen, und vermög Receß 1757 von seyten der gemeind zu Höffles von hochfürstl. Regierung willig angenommen worden ist, dannen der Fluß Rotach zur gänzlichen Huth- und gemeinscheidung gesetzt und furohin Höffles uff Vogtendorffer seyts und Vogtendorff uf Höffleser seyten im geringsten nichts mehr zu suchen, zu gewinnen, zu befehlen haben soll. So hat Vogtendorff somit keine Hirtenunterkumpfft mehr zu Höffles gehabt, sondern hat sich einen eigenen Hirten anschaffen müssen, wovon die gemeind jährlich die Hauszins zu entrichten gehabt, und weilen dann kein gemeingenossen mehr dem Hirten vors (für's) Geld eine Unterkumpfft geben wollt, Als hat Schultheiß Heinrich Zeuß auch die Veranstaltung gemacht, daß ein gemeindhaus nächst an die Gemeindmühl im Jahr 1763 ist erbaut worden, in welchem ein zeitlicher gemeindhirt und zugleich gemeinddiener seyne unterkumpfft insoweit haben soll, daß er fürs 1te keine Arme, sie mögen Namen haben wie sie immer wollen, aufnehmen soll, 2tens der gemeind Bürgschaft leisten, oder Gelt einlegen wann er sich ungetreu gegen die gemeindgenossen aufführt oder denenselben keinen gehorsamb leistet, 3tens dem Schultheiß jedesmal die Gemeind ruft. Das Thürnlein, Uhr und Glock betreffent, welches von Johann Heinrich Zeuß, Schultheiß alhir 1669 und 1770 ist erbauet, und hergestellt worden und zum andern seyn Nahmen in die glocken gossen ist.

Nachdeme bey dem Von Jahr 1757 bis 1763 angedauernden blud und gelt begirigen, land und leuth verderblichen Krich zu Vogtendorff weder Menschen und Vihe seynt beschädiget worden oder verunglücket, indem doch der feind mit seyner gantzen Armee von Donnerstag welcher der 9te Maey war bis dem Sonntag als den 12ten dito uf dem Creutzberg gelegen, und in vast allen orten gepreßt und geblünderet aber zu Vogtendorff, welches zwarr auch Protz, holtz und Haber ins Lager gelieffert ingeringsten ohne bewilligung nichts entwendet.

Als hat Schultheiß Heinrich Zeuß die Veranstaltung gemacht, daß mit gnädigster Erlaubnis und Willensmeinung des hochfürstl. Ober- und Vogteyamtes und hiesigen ortslehensherrn, dermahls pfarr und Degant Eisenberger genannt zu Stadtsteinach zu vermehrung der Ehr Gottes und zum ebigen Dankopfer

Erstlich ein Thürnlein

2tens eine Uhr und

3tens eine Glocken auf Kösten der Gemeind ist geschaffen worden und am Sangt Domastag 1770 das erste Mahl das Ave Mari, und zu Nacht um 9 Uhr die pollecey ist geleudet worden, und so fort ohnablässig alltäglich fruhmorgens, mittag um 12 Uhr,



abends beim Endt des Tages das Ave Maria, und sommerszeit zu nachts um 10 Uhr von Winterszeit von Mardiny bis Walburgis um 9 Uhr die pollecey, und wana eine Hochzeit oder Leich aus dem Dorf gehet oder sonst ein Aufruhr entstehet oder ein herrschaftliches weiteres gebott ergeheth soll geleudet werden, und der oder diejenige, schultheißen, vorsteher oder gemeindgenossen, insonderheit die darüber zu befehlende obrigkeit sothanes Uhr- und Leutwerk nicht instand erhalten, und die Ehr Gottes wie solche wenigstens jetzt verordnet, nicht fortführen oder auf das Möglichste vermehren, sollen von mir als dermahligen anstiepfther (Anstifter) bey dem allgemeinen gerichtstag angeklagt und um die unterlassene Ehr Gottes von dem allgemeinen Richterstuhl Gottes angehalten werden.

Dahero ich Johann Heinrich Zeuß derMahls Schultheiß in Vogtendorf, und zu fischbach, tauschendorff, unter- und oberstöcken, grünlinden staibera und wüstenbuch solches mit eigener hant beschrieben habe.

*Heinrich Meyer, Lichtenfels:*

## DIE ENTWICKLUNG DER KORBFLECHTEREI UND DES KORBHANDELS AM OBERMAIN

Die Technik des Korbflechtens ist uralte. Die handwerklichen Anfänge greifen nachweisbar bis in die Zeit der Babylonier und Chaldäer (um 1830—539 vor Christi Geburt), wahrscheinlich jedoch noch viel weiter zurück. Die Griechen und Römer führten die Flechtkunst fort. Von diesen Nationen ging sie schließlich in steter Aufwärtsentwicklung auch auf die Germanen über. Sie blieb seitdem über alle Völker, über wechselnde Gebräuche, Moden und Sitten hinweg, der Menschheit als wertvolles Erbgut erhalten.

Aber unbeschadet des hohen Alters reicht unser Wissen über diesen Berufsstand, soweit er als „zünftiges“ Handwerk auftritt, kaum über das 16. Jahrhundert hinaus. Gewiß mögen am Obermain bereits in keltisch-illyrischer Zeit Körbe geflochten und Weidezäune errichtet worden sein, jedoch die Männer und Frauen, die sich jenem Können hingaben, dürften sichtlich nur Halbhandwerker gewesen sein. Was sie und die ihnen folgenden Geschlechter in einer fernen gewerbearmen Zeit für den eigenen Hausbedarf herstellten, geschah in erster Linie doch nur aus der notwendigen Pflege einer bäuerlichen Autarkie heraus. Man mußte zur Sicherung des Lebens sich auf allen Gebieten selber helfen. Die dabei erzeugten, mehr oder weniger guten oder auch primitiven Leistungen konnten angesichts des verwendeten bescheidenen Materials, wohl die untere oder mittlere Ebene einer schlichten Volkskunst erreichen; bis zur Bildung eines eigenen straff organisierten und fachlich gut geschulten Berufsstandes war dagegen noch ein weiter Weg zurückzulegen. Erst an der Wende des 15. zum 16. Jahrhunderts, im Zeitalter der Entdeckungen und Erfindungen, als in Deutschland allgemein das geistige und wirtschaftliche Leben erstarkte, tritt auch der Korbflechter, zunächst nur ganz vereinzelt, dann aber mehr und mehr als selbständiger Handwerker in Erscheinung.

Soweit die Beschaffung der zur Flechtkunst benötigten Rohstoffe in Frage kam (Stroh und Weide), waren am Obermain besonders hinsichtlich der Weide von jeher günstige Voraussetzungen gegeben. Die wildwachsende Weide war am Main in den Altungen, Auen und Halbinseln, auf den sogenannten Wörthen, allenthalben zu finden. Infolge der regelmäßig wiederkehrenden Überschwemmungen konnten die

Fluß-Uferstreifen wirtschaftlich kaum irgendwie nutzbringend ausgebeutet werden. Sie waren und blieben ein gegebener Standort für das Weidengebüsch. Erinnerung sei nur an den Ortsnamen Weidnitz bei Burgkunstadt, der 1180 erstmals als Widence erwähnt wird. Der Name geht, wenn auch die Ortsnamenforscher Ziegelhöfer und Hey an slavisches Sprachgut denken, vermutlich doch auf die Weide zurück. Hingewiesen sei auch auf das Michelauer Weidenwörth, welches 1569 ein Hans Koler erwarb, ferner auf den Michelauer Flurteil Schatzweidig. Allein im Flurbereich der Stadt Lichtenfels, einschließlich des eingemeindeten Ortes Oberwallenstadt, bildete die Weide sieben Flurnamen: die Weid, das Weidach (schon 1400 genannt), der Weidenberg (im Lichtenfelser Forst), das Weidenreuth (am Mainwörth) und das Weidenwörth (zweimal) sowie bei Oberwallenstadt noch die Weidigswiese. Über die frühzeitige wirtschaftliche Nutzung der Weide unterrichtet auch die Küpser Gemeindeordnung vom 20. August 1696. Hier wird im Abschnitt 20 das „Gemeinholz“ genannt, auf dem „Zayn-Weiden“ (im Text an erster Stelle genannt), ferner Eichen, Kiefern und Erlen wachsen. Ähnliche Hinweise auf Standorte der wildwachsenden Weide lassen sich am Obermain und im Bereich der Rodach wohl fast für jeden Ort erbringen.

Angesichts der großen Verbreitung und der frühzeitigen wirtschaftlichen Nutzung der Weide mag überraschen, daß das Korbflechter-Handwerk in den alten Lichtenfelser Amts- und Steuerbüchern verhältnismäßig spät und zunächst nur sehr spärlich in Erscheinung tritt. Bei einer systematischen Ausbeute der Lehenbücher sowie der Pfarrmatrikel dürfte allerdings wohl noch mancher aufhellende Hinweis gefunden werden. Vom Schreiber dieser Zeilen wurden die im Staatsarchiv Bamberg verwahrten Lichtenfelser Forst- und Castenrechnungen von 1479—1803 sowie die ab 1500 geführten Lichtenfelser Oberfischermeister-, Forst- und Castenamts-Protokollbücher (für die engere Heimatgeschichte Fundquellen ersten Ranges) ausgebeutet. Das Ergebnis war für die Geschichte der Korbflechterei verhältnismäßig gering. Erstmals ist der Lichtenfelser Castenrechnung von 1525/26 ein Ausgabebeleg in Höhe von 23 Pfund 3 Pfg. für 5½ Schock Weiden für den Zaun im Amtsmanngarten zu Lichtenfels zu entnehmen, wobei für das Schock ein halber Gulden bezahlt wurde.

Aus dem Rechnungsjahr 1539/40 stammt die früheste Nachricht über einen systematischen Anbau von Weiden. Die Lichtenfelser Forst- und Castenrechnung erwähnt, daß beim Wasserbau im Alten Wasser (Flurteil am linken Mainufer südlich des Lichtenfelser Schützenfestplatzes) zwei Pfund Weiden angepflanzt wurden.

Im Rechnungsjahr 1567/68 liefert laut Lichtenfelser Forstrechnung der Bauer Voll zu Reundorf an den Lichtenfelser Castenhof „zu Zeunen“ zwei Schock Weiden und erhält hierfür einen Gulden ausbezahlt.

Den vorerst frühesten Hinweis auf den Versand von Korbflechterei-Erzeugnissen bringt die Lichtenfelser Forstrechnung von 1574/75. Der Ausgabe-Beleg lautet wörtlich: 5½ Gulden Hanssen Oßwaldt zu Oberwallenstadt von 6 Par gar großer Wagenzain, das Par zu 3 Orthen und 6 Par zwiefache Karrenzain, das Par zu 7 (Ort), zu Wassern (Floßverkehr) gein Hof (Hofhaltung in Bamberg) zu den Hofgeschirren geschickt. Durch Befehl den 30. Octobris 1574“.

Ein zweiter, nicht weniger wichtiger Ausgabehinweis ist der Lichtenfelser Forstrechnung von 1579/80 zu entnehmen. Auch er soll hier im Wortlaut folgen: „7 Gulden, 4 Pfund 24 Pfg Endreß Lutzen zu Unterwallenstadt und Hannsen Schreiner zu Schney für 6 Par Karn Zeuna (Karrenzäune) und 6 Paar Schwingen-Zeuna, ein Par 42 Pfg, dann 6 Par groß Wagen-Zeuna, für 1 Par 5 Pfund zu machen, uffs Hofweigleins Anzeigung zum Wagenwerk verfertigen lassen. Actum Jubilate 1580. — — 1½ Gulden Endreßen Hertzog zu Lichtenfels von obgemeldten Zeunen (und 1000 Hopfenstangen) gein Hallstat zu führen.“

Diese beiden letzterwähnten Meldungen lassen bereits auf die Existenz berufsmäßiger Korbflechter in Ober- und Unterwallenstadt sowie in Schney schließen, was natürlich nicht ausschaltet, daß um dieselbe Zeit auch mainaufwärts in Michelau, Schwürbitz usw. schon geschulte Korbflechter saßen.

Einen Beitrag mehr heiterer Natur steuert das Lichtenfelser Ratsprotokollbuch für das Jahr 1605 (Stadtarchiv Lichtenfels) bei. Der Lichtenfelser Bürger Peter Molgast erwarb damals als Hehler aus dunkler Quelle in Schney Weiden, welche am Lichtenfelser Weidenwörth gestohlen worden waren. Molgast, ein wohlhabender Mann, wurde hiewegen vor versammeltem Rat der Stadt, im Beisein von Amtmann und Vogt, über den Stuhl gelegt, um auf dem entblößten Allerwertesten durch den Stadtknecht „Zwölf Streiche mit dem Seyl“ als gebührende Sühne in Empfang zu nehmen.

Der für die Frühgeschichte der Korbflechterei am Obermain wichtigste Bericht befindet sich in einem Protokollbuch des Forstamtes Lichtenfels für 1622 (Literalien des bischöflichen Amtes Lichtenfels B 76/12, Blatt 221 = Staatsarchiv Bamberg). Der Eintrag enthält u. a. die Übersicht über eine Warenlieferung, die der Lichtenfelser Forstmeister für den fürstlichen Kammermeister in Bamberg zur Weiterbeförderung

an den bischöflichen Hof in Würzburg vermittelte. In erster Linie handelte es sich dabei zwar um Erzeugnisse der Weißbüttnerei, während die Korbwaren nur beige-packt wurden. An dieser Sendung, welche Einzelgegenstände im Werte von 243 Gulden enthielt, waren folgende Handwerker beteiligt: Förtsch Fritz, Büttner in Schney, mit 71 Gulden; Packh Jörg, Büttner in Lichtenfels, mit 60 Gulden; Schlee Wolf, Büttner in Marktzeuln, mit 14 Gulden; Detscher Paulus, Schlüsselhändler in Kronach, mit 35 Gulden; Deller (Dehler) Hans Adam, in Schwürbitz, für Ruhstangen, mit 30 Gulden; Theler Clas, Siebmacher, von Grub am Forst, mit 6 Pfund 9 Pfg.; Hagelstein Georg in Bamberg, für Taftschachteln mit 2 Gulden, und schließlich aus der Gilde der Flechtünstler der Kretzenmacher Jörg Kühlmann aus Schwürbitz mit 16 Gulden.

Die Rechnung hatte, soweit die Lieferung der Korbmacherei-Erzeugnisse in Frage kommt, folgenden Wortlaut: „Verzeichnuß über die aus Herrn Cammermeister zu Bamberg Befehl für die Würtzburgische Hofhaltung bestellte und den 14. April 1622 daselbst hin verschaffte weiß-Püttners Wahr und anderste

Ordentliche Vertzaichnuß

Über die Herrnn Cammermeister zu Bamberg neihe zugeschickth Würtzburgische weiß Püttnerswahr vnnd anderst wieviel derselbe an Stückhen was Jedeß ankauffs vnndt hinunter zue führenn costen.

Jorg Khuellmann, Kretzenmacher zu Schwurbitz hat gelieffert:

- 6 lenglichter Körb mit Deckheln, Einem vmb 5 Ortt = 7 Gulden, 4 Pfund 6 Pfg.
- 6 Hengel Korb, auch mit Deckheln, Einem vmb 1 Ortt = 1 Gulden, 4 Pfund 6 Pfg.
- 6 großer Lenglichter Körb ohne Deckhel, Einem vmb 3 Ortt = 4 Gulden, 4 Pfund 6 Pfg.
- 6 Kleiner Lenglichter Körb ohne Deckhel, Einem vmb  $\frac{1}{2}$  Gulden = 3 Gulden.“

Die Waren wurden auf dem Main nach Würzburg verfrachtet. Den Transport führte der Krappenberg-Förster, der Forstknecht Hans Schlund von Oberwallenstadt aus. Als Begleiter auf dem Wasser standen ihm Anthing Endres und Hans Gagel, beide aus Michelau, von Beruf jedenfalls Fischer oder Flößer, zur Seite. Sie verrechneten gemeinsam hiefür 40 Gulden.

Weder in den Rechnungsauszügen noch in letzterwähnter Aufstellung befinden sich Andeutungen darüber, ob es sich bei den Lieferungen jeweils um grobe oder feine Arbeiten handelte. Nachdem Kühlmann seine Lieferung aber in große und kleine, in

längliche und Henkelkörbe, in solche mit und ohne Deckel gliedert, scheint es sich doch, auch unter Berücksichtigung des verhältnismäßig hohen Preises, um bessere Leistungen gehandelt zu haben. Bei den Preisen sind allerdings wohl die inflatorischen Verhältnisse mit zu berücksichtigen, die gerade um 1622 im Hochstift herrschten.

Als Kühlmann seine Erzeugnisse an den Würzburger Hof lieferte, war der Dreißigjährige Krieg bereits ausgebrochen. Aber erst von 1632 an wurden die Lande am Obermain zum Kriegsschauplatz. Die Folgen des Völkerringens waren für unsere Heimat verheerend. Brand, Mord und Raub blieben lange Zeit an der Tagesordnung. Städte und Dörfer sanken in Schutt und Asche. Jeglicher Handel erstarb. Wenn auch der Friede endlich am 6. August und am 24. Oktober 1648 zu Osnabrück und Münster geschlossen wurde, die Durchmärsche und Einquartierungen hielten noch viele Jahre an. Erst am St. Heinrichstag 1660 wagte man in allen Kirchen des Hochstiftes Bamberg das Generalfriedensfest zu feiern. Die meisten Handwerkszweige waren trotz der Aussicht auf einen gewaltigen Nachholbedarf am Ende ihrer Kraft; es fehlte das Geld. Erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts erholten sich die einzelnen Gewerbe wieder. Auch die Korbflechterei, die im 17. Jahrhundert vollends vernichtet schien, meldete sich endlich zögernd wieder zum Wort. Ganz vereinzelt traten da und dort erneut Korbflechter in Erscheinung.

Nach mündlicher Mitteilung von Gemeindecarchivar Fritz Groß, Michelau, bewarb sich 1715 erstmals ein Gutseel aus Michelau um Zulassung als Korbhandelsmann. Das Kirchenbuch in Schney erwähnt (nach Andreas Werner, Zeit- und Kulturgeschichte von Schney, 1955, S. 128) für 1731 den Korbmacher und Flößknecht Erhard Gick. Ausweislich des Geburtsregisters beim kath. Pfarramt Lichtenfels, S. 356, übernahm die Korbflechtersfrau Maria Margareta Göttling 1735 die Patenstelle bei der Geburt der Schneiderstochter Maria Margareta Wilhelm.

Wiederum im Schneyer Kirchenbuch stellt Werner in seiner Schneyer Zeit- und Kulturgeschichte (S. 128) für 1760 den Hintersaß (Mietbewohner) und Korbmacher Georg Schwager, dortselbst, fest.

Ab 1791 sind die Korbmacher auch in Küps bei Kronach und Umgebung zu finden. Pfarrer Pöhlmann nennt in seiner „Geschichte des Marktfleckens Küps“, 1909, S. 42, folgende Korb- und Kretzenstricker:

- 1791 Michael Meusel in Küps
- 1792 Johann Hanft in Tüschnitz
- 1792 Konrad Kolb in Mannsgerauth

- 1811 Johann Tischer in Oberlangenstadt
- 1824 Veit Schlefing in Oberlangenstadt
- 1825 Johann Nikol Fischer in Oberlangenstadt
- 1826 Christian Friedrich Leßner in Küps und
- 1834 Friedrich Thauer in Küps.

Pfarrer Pöhlmann erwähnt auch noch, daß in den nach 1834 folgenden 50 Jahren die Korbmacherei um Küps sich derart verbreitete, daß die alten Berufe der Flößerei und Weberei völlig abgelöst wurden.

Die durch den Dreißigjährigen Krieg schwer betroffene Korbmacherei scheint also erst nach 1700 sich wieder einigermaßen erholt zu haben, während der eigentliche Aufstieg des Handwerks wohl nicht vor der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts einsetzte.

Über das erste Viertel des 19. Jahrhunderts hinaus stand den Korbflechtern als Arbeitsmaterial wohl nur die heimische Weide zur Verfügung. Der wirksame Schutz der Weidenanlagen wurde damit zu einer wichtigen behördlichen Aufgabe.

Hans Neder erzählt in seinen Aufzeichnungen über Marktzeuln (Lichtenfelser Heimatblätter Nr. 10/1961), der Weidenbau sei in Marktzeuln in den Jahren 1696/97 am „Mühlgrieß“, dem gemeindlichen Uferland unterhalb der Mühlbäche, angelegt worden.

Nach der Lichtenfelser Fischerrechnung von 1766/67 (Staatsarchiv Bamberg) ersteigerte Jörg Behringer (wahrscheinlich von Reundorf) als Meistbietender um 8 Gulden 32 Kreuzer insgesamt 16 Schock überständige Weiden, das Schock zu 32 Kreuzer, die auf dem Weidenwörth zu Reundorf gehauen wurden.

Am 9. November 1767 ermahnte Oberamtmann Franz Heinrich Freiherr von Rotenhan den Lichtenfelser Rat schriftlich, er hoffe, nach seiner Rückkehr von Würzburg eine beträchtliche Anzahl Nußbäume auf dem Burgberg gesetzt zu sehen, wie er auch eine Pappel- und Weidenanlage auf den Lichtenfelser Angerwiesen erwarte. (Denkwürdigkeiten zur Geschichte der Stadt Lichtenfels, Bd. 4, Manuskript von Gerichts-assessor Fexer, erstellt um 1830/40, jetzt in der Staatsbibliothek Bamberg.)

Die Lichtenfelser Castenrechnungen (Staatsarchiv Bamberg) bringen mehrfach Einträge über erfolgte Bestrafungen von Weidenfrevlern.

So wurden 1774 Adam Schwarz von Lichtenfels mit 6 Gulden Strafe belegt, weil er am Weidenwörth frevelte, 1780/81 Andreas Trütschel zu Lichtenfels und Johann Wenninger zu Burgberg, weil sie im herrschaftlichen Weidenwörth Weiden abschnitten. Die Buße betrug jeweils 2 Gulden 24 Kreuzer.

Die gleiche Strafe traf 1781/82 Wilhelm Sailer zu Oberwallenstadt, der am herrschaftlichen Weidenwörth sowie in den kastenamtliehen Bestallungswiesen zu Lichtenfels unbefugt Weiden schnitt.

Was bisher an Einzelmeldungen zur Frühgeschichte des Handwerks zusammengetragen wurde, befaßt sich praktisch nur mit der groben Korbmacherei, obwohl der oben erwähnte Warenversand an die Hofhaltungen in Bamberg und Würzburg (1580 und 1622) doch wohl auf eine bereits vor dem Dreißigjährigen Krieg bestehende Handwerkerschaft hinweist. Der nächste und wichtigste Schritt zum Kunstgewerbe hin mußte dagegen erst getan werden.

Als entscheidender Anlaß zum Aufstieg gilt die Erfindung des Weidenhobels durch den Michelauer Korbflechter Johann Puppert, welche, nach dem im Deutschen Korbmuseum zu Michelau verwahrten Originalhobel zu schließen, spätestens 1773 erfolgt sein dürfte. Mit Hilfe dieses einfachen Gerätes konnte der Kern der Weide entfernt werden. Mit den so gewonnenen „Weidenschwarten“ ließen sich die feinsten Flechtarbeiten ausführen. Das erste in dieser Art von Puppert hergestellte Körbchen wurde auch sein Meisterstück. Die Hofratsstube in Bamberg, der die Leistung zur Würdigung vorgelegt wurde, erkannte in einem Schreiben vom 27. Januar 1773 in schlichtem Amtsdeutsch: „Auf dieß von Johann Bupperden zu Michelau, Korbmachergesellen, dargebrachte Körbchen als Erstes aus gespalteten Weiden hier gesehen, und mit derselbst unterthänigsten Bitte um das Meister-Decret, wird Vogten zu Burgkunstadt der Befehl ertheilt, denselben als Korbmachermeister an- und aufzunehmen.“

Nun erst war der Weg zur Entfaltung des Handwerks frei. Die Veredelung der Korbflechterarbeiten setzte ein. Damit stieg auch der Absatz. Ermutigt durch die guten Erfolge in Michelau entwickelten sich in den folgenden 90 Jahren schließlich auch die übrigen Korbmachergemeinden, hinauf bis Theisenort, Schmölz, Thonberg und Mitwitz im Landkreis Kronach und hinüber nach Ebersdorf, Weidhausen und Sonnefeld im Coburger Land, um nur einige wenige Orte aus der Fülle der Korbmachersiedlungen namentlich herauszuheben, zu starken und gesunden Bollwerken.

Der erwähnte Hans Puppert, dessen Sohn Nikolaus ebenfalls als Korbmachermeister in Michelau wirkte, machte noch manche Erfindungen, jedoch geriet er vorübergehend in Vergessenheit. Man nützte wohl allenthalben das von ihm entwickelte Handwerksgerät, wie auch die durch ihn geformten Körbe als die „Puppertle“ fortleben. Aber seiner Herkunft als gebürtiger Michelauer gedachte niemand. Die Sage machte einen

fremden Wanderburschen aus ihm, der nur aus Dankbarkeit, weil er hier gastfreundliche Leute fand, die ihm Herberge, Speise und Trank reichten, den Michelauern so gewissermaßen im Vorübergehen die Feinkorbmacherei lehrte. Kein Wort davon trifft zu. Die Puppert sind ein altes fränkisches Geschlecht. Der Name tritt im Jahre 1328 im ältesten Bamberger Urbar erstmals in Marktgraitz in Erscheinung. 1511 lebten ausweislich der Lichtenfelder Forstrechnung in Michelau bereits ein Hans und ein Heinz Pupper. Erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts starb das alte Geschlecht Puppert in Michelau in der männlichen Linie aus.

Die gute Entfaltung des Handwerks veranlaßte die Landesdirektion in Bamberg spätestens im Jahre 1795, eine Korbmacherzunft zu errichten. J. Georg Held schreibt hiezu 1896 in der zum 100. Korbmacher-Jubiläum herausgegebenen Festschrift (1795—1896): „Die erste beglaubigte Nachricht über ein Zunft finden wir zuerst 1795 in einer Zunftliste, die von 1795—1811 reicht, aber nur bis zum Jahre 1807 ordnungsgemäß geführt ist. Die Zunftliste führt im ganzen 138 Meister auf; davon entfallen auf Michelau allein 95, auf Marktgraitz 18, auf Lettenreuth 4, auf Schwürbitz 4, auf Oberwallenstadt 3, auf Trainau 3, auf Marktzeuln 3, auf Lichtenfels 2, auf Schney 2, auf Burgkunstadt, Neuensee, Schneckenloh und Woffendorf je 1 Mann.“

Neben der Zunft gab es natürlich auch „unzünftige“ Korbmacher, die der Zunft fern standen, ungeachtet dessen aber jährlich einen Geldbetrag zur Zunftkasse zu entrichten hatten. In einer Verordnung des königl. Landgerichtes Banz vom 12. Dezember 1806 werden alle diejenigen unzünftigen Korbmacher (Pfuscher) mit der Execution bedroht, die nicht innerhalb 14 Tagen ihrer Verpflichtung dem „Zunft-Rechnungsleiter“ gegenüber nachkommen.

Am 9. Dezember 1807 erhielt das Korbmacher-Handwerk (nach J. Georg Held) eine neue Zunftordnung, die am 1. Januar 1808 in Kraft trat. An der Spitze des Schaugerichts stand damals ein Nikolaus Puppert, der als Sohn des Erfinders Hans Puppert gilt. Sitz der Zunft war nach wie vor Michelau. Der erste Fürmeister hatte die „Zunftlade mit allen Zugehörungen“ zu übernehmen und die Zunftrechnung zeitgerecht dem Landgericht vorzulegen. Alle Korbmacher, die bereits Familienväter waren und bisher in der Korbmacherei ihre Nahrung gefunden hatten, wurden nach abgelegter Meisterprobe zur Zunft zugelassen. Die über 20 Jahre alten unverheirateten Mitglieder erhielten die Erlaubnis, sich als Gesellen zu betätigen; Jugendliche über 15 Jahren wurden nicht mehr zur Profession zugelassen.

Je mehr die Korbflechtereie sich ausbreitete, desto wichtiger wurde die Organisation des Absatzes der erzeugten Waren, es mußte für neue Märkte gesorgt werden. Der mehrfach zitierte Held bezeichnet als ersten Korbhändler Johann Nikolaus Kirster aus Michelau, der 1795 Fuhren von Körben, mit 6 Pferden gezogen, auf alle Märkte Sachsens und Preußens brachte, und nach ihm Michael Burckhardt sowie Georg Aumüller und Johann Georg Gagel, sämtliche aus Michelau.

Im Jahre 1803 gab es in Michelau fünf Korbhändler: Peter Gick, Lorenz Nemmert, Andreas Gagel, Friedrich Gick und Michael Aumüller. Hans Jürg Gagel, der im gleichen Jahre das erste handelsgerichtlich eingetragene Korbgeschäft im Kreis Lichtenfels gründete, ist noch als „Häfner“ aufgeführt; er war Häfnermeister und hatte neben dem Korbgeschäft seinen Häfnerberuf mit fortgeführt. (Fritz Groß, im Michelauer Amts- und Nachrichtenblatt Nr. 39/1963.) Auch im Coburger Land, und zwar in Firmelsdorf, befaßte sich ein Birnstiel 1803 mit der Fabrikation von Körben und Schanzen. (Die Wirtschaft im Coburger Land, 1952, S. 246.)

Der lokalen Forschung in den wichtigsten Korbmacherorten bleibt freilich noch die dringende Aufgabe, an Stelle der meist unklaren, im Dunkel der Vergangenheit sich verlierenden Nachrichten, genaue Aufschlüsse über Gründung und Entfaltung der einzelnen Korbhandelsfirmen herauszustellen. Vorerst ist diese Aufgabe eigentlich nur für die Orte Lichtenfels und Michelau gelöst. In der Kreisstadt Lichtenfels steht an der Spitze der Kaufmann und Handelsherr Joseph Krauss, dessen Ahnen bereits in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts als Korbmacher in Krappenroth und Oberwallenstadt wirkten. Krauss unternahm kurz nach 1800, schon in sehr jungen Jahren, ausgedehnte Auslandsreisen, die ihn über Frankreich und Spanien bis Amerika führten. Das von ihm gegründete Unternehmen blüht heute noch in der Firma Heinrich Krauss, Fabrik für Polstermöbel, Korbwaren und Korbmöbel. Nach dem Tod von Joseph Krauss, am 13. Juli 1838, betrieb dessen Witwe Margareta das Geschäft zunächst allein weiter. 1848 traten zwar ihre drei Söhne Georg, Johann und Heinrich als Teilhaber dem Unternehmen bei, trennten sich jedoch 1851 wieder, um in Lichtenfels eigene Firmen zu errichten. Auf dem Stammhaus blieb der jüngste Sohn Heinrich. Erst 1839 erhielt die Familie Krauss durch den Zugang von Lorenz Gagel aus Michelau eine erste Konkurrenz. Er ließ sich in Lichtenfels als Korbhändler nieder, verlegte 1884 den Sitz seines Geschäftes aber nach Coburg.

In Gestalt zahlreicher Klein- und Mittelbetriebe blühte um 1830 das Korbgewerbe bereits weitverbreitet im Lichtenfelder Land sowie um Kronach und Coburg; 1836

z. B. errichtete Fräulein Louise von Meyern-Hohenberg in Coburg eine Manufaktur für alle Arten von Geflechtem, verbunden mit der Herstellung feiner Strohflechtereien. (Inventar des Stadtarchivs Coburg, 1960, S. 94.)

Über den allgemeinen Stand der Korbmacherei im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts berichtet der Lichtenfelser Landgerichtsassessor Thomas Rüblein in seiner als Druckschrift erschienenen „Beschreibung des Landgerichts Lichtenfels, 1831“. Er führt hiezu auf Seite 75 aus: „Was sich aber vorzüglich auszeichnet, ist das wieder freigegebene Gewerbe der Korbflechterei, welche man in neuerer Zeit aus schiefen Ansichten in Zunftverband eingezwängt hatte. Diese in Dörfern am Main oberhalb Lichtenfels und an der Rodach und Steinach, besonders zu Schney, Michelau, Schwürbitz, Zeuln und Redwitz zu Hause, liefert die künstlerischsten, feinsten und geschmackvollsten Arbeiten in Korbgefäßen von allerlei und den schönsten und gefälligsten Façon und in aus Rohr, Fischbein, Pfaufedern, Weiden u. a. geflochtenen Manns- und Frauenhüten, Kappen, Kinderhütchen und dergleichen als Mode- und Luxusprodukte, und treibt damit Handel bis ins weiteste Ausland, beschäftigt daher viele Hände. Mittelfeine und gewöhnliche Korbmacherei wird nur als Nebenbeschäftigung von den Bewohnern da, wo die Korbmacherei zu Hause ist, getrieben.“

Der schon im Jahre 1803 erwähnte Korbflechter Andreas Birnstiel in Firmelsdorf bei Coburg erhält 1840 die Konzession zur Herstellung von Geflechtem aus Weiden, Rohr und Stroh. Und 1841 wird dem Korbflechter Johann Peter Fischer von Weißenbrunn am Forst die Eröffnung einer Korbflechterei in Coburg gestattet. (Die Wirtschaft im Coburger Land, 1952, S. 250.)

Gering blieb die Zahl der selbständigen Korbmacher in Lichtenfels. Nach dem Gewerbekataster der Stadt Lichtenfels, das die Jahre von 1828—1851 umfaßt, wurden in diesem Zeitraum hier nur 5 Korbmacher zum Handwerk zugelassen. (Inventar des Stadtarchivs Lichtenfels Nr. 822/2.)

Dreißig Jahre später, 1865, erschien im Münchener Verlag Cotta die von einem Kreis bayerischer Gelehrter bearbeitete „Landes- und Volkskunde des Königreichs Bayern, B a v a r i a. Sie bringt ab S. 462 ff das erste umfassende Bild über den Stand des Korbflechtgewerbes. Der Berichterstatter schreibt:

„Von großer Ausdehnung und Bedeutung namentlich für das platte Land des Amtes Lichtenfels, dann von Bamberg und Kronach ist die Korbflechterindustrie. Bereits zu Ende des vorigen Jahrhunderts hatten sich die Bewohner mehrerer stiftsbamberger Orte (Michelau bei Lichtenfels, Sand am Maine, jetzt unterfränkisch, Seußling an der Regnitz u. a.) diesem Erwerbszweige zugewendet,

und brachten es durch ihre Betriebsamkeit zu besonderem Wohlstande. Vor allem zeichnete sich Michelau aus, das seine Krätze und Waschkörbe, seine Tische und Sesseln aus Geflechtem von geschälten Weiden allenthalben hin verschleußte, und sich selbst zu feineren, niedlichen Korbflechterarbeiten verstieg.

Die neuere Zeit brachte auch in diese Industrie Organisation, freilich nicht ohne Rückwirkung auf die Selbständigkeit der Arbeiter. Die Vermittlung von Produktion und Consumption konzentrierte sich in den Händen verhältnismäßig weniger Capitalbesitzer, welche zwar den Namen „Fabrikanten“ führen, schließlich aber nur den kaufmännischen Theil des Geschäftes besorgen. (Die bedeutendsten Firmen sind gegenwärtig: Bauer, Gagel, Krauß und Schardt in Lichtenfels, Eichhorn in Schney, Baier, Gagel, Gick, Kerling und Schardt in Michelau, Vogler in Markt Zeuln, Gosser, Pauson und Zinn u. Co. in Redwitz an der Rodach und Fischer in Burkersdorf.) Höchstens daß bei ihnen die Verpackung derselben unmittelbar besorgt wird. Die Korbflechterei selbst wird von den „Heimarbeitern“ des platten Landes beschaffen; ihnen ist auch das Weidenschälen, Hobeln und die ähnliche vorbereitende Arbeit übertragen, welche hunderte von Kinderhänden in den Trog- und Flechterfamilien besorgen.

Einzelne Fabrikanten beschäftigen mehrere hundert Arbeiter; die wachsende Ausdehnung dieses Industriezweiges läßt sich aus der statistischen Tatsache entnehmen, daß die Zahl der oberfränkischen Korbflechter vom Jahre 1847 bis zum Jahre 1861 von 800 auf nahezu 1200 stieg. (In Oberfranken trifft 1 Korbmacher auf 636 Einwohner; im übrigen Bayern ist das Verhältnis wie 1 : 2500.) Sie sitzen vorzugsweise in den Orten Schney, Michelau, Schwürbitz, Lettenreuth, Markt Zeuln, Markt Graitz und Redwitz, dann weniger dicht in einigen Dörfern des Bezirkes Kronach. In den genannten Orten genießen sie auch den Ruf als die besten und gewandtesten Arbeiter; das feinste Fabrikat jedoch bloß aus weißen Weiden liefert das sächsische Weidhausen zunächst der bayerischen Grenze. Im allgemeinen hält jeder Hauptort mit ziemlicher Ständigkeit an seinem speziellen Fabrikationszweige, und so gewinnen die Flechter je in ihrem Fache eine besondere Übung und technische Fertigkeit. Ordinaire Waare liefert insbesondere der Westen gegen Bamberg zu.

Die Korbflechter erhalten das benötigte Rohmaterial, nötigenfalls gefärbt und zubereitet, aus der Hand des Fabrikanten entweder zum Kaufe oder gegen Abzug am Lohne. Sie verarbeiten es regelmäßig im Stücklohn. Dieses Material besteht aus Weiden, Rohr (Stuhlrohr), Schilf (Palmbblätter) und Rohrriß (Spartegras, Esparto). Von den Weiden wird ein sehr beträchtlicher Teil nicht nur aus der ferneren Umgegend (Eltmann, Baunach, Sassanfarth an der Regnitz), sondern auch aus Schlesien und Brandenburg, selbst aus Frankreich (Origny und Vouziers im Departement der Ardennen) bezogen. Rohr, Schilf und Spartegras liefert Südamerika. — Der Arbeitslohn ist nicht unbedeutend, hängt aber nicht allein von dem Fleiß und der Geschicklichkeit des Flechters, sondern auch vom Preis des Rohmaterials und selbstverständlich von den Handelsconjuncturen ab. Mitte des vorigen Jahrzehnts brachte es ein tüchtiger und emsiger Flechter kaum über 40 bis 48 Kreuzer Taglohn; gegenwärtig weiß er sich wöchentlich 6—12 — ja 15 Gulden zu verdienen. Die feinste Arbeit wird im Verhältnis am schlechtesten bezahlt.

Der Warenabsatz ist verhältnismäßig gering in Deutschland, desto namhafter der Export nach der Schweiz, nach Frankreich, Spanien, Belgien, Holland, England und Schweden. Selbst in Australien, Ost- und Westindien haben die oberfränkischen Flechterarbeiten sich einen nicht unbedeutenden Markt geschaffen. Amerika, sowohl Süd- als Nordamerika, macht massenhafte Bestellungen, daß sie kaum effektiert werden können. Rußland dagegen glaubt sich nur an französische Waren halten zu sollen;

die oberfränkische macht deshalb — zum erklecklichen Teile wenigstens — einen Umweg über Paris, wo sie französische Stempel erhält, und findet so gleichfalls ihren Weg über die russische Grenze. Der Handel ist teils ein direkter, teils wird er durch Kaufleute in Hamburg, Rotterdam und London vermittelt.

Wir haben noch eines Umstandes zu erwähnen. Bei der bedeutenden Ausdehnung dieses Industriezweiges nimmt es Wunder, daß für Weidenpflanzungen verhältnismäßig wenig geschieht. Den aus dem Auslande importierten Rohstoff an Weiden abgerechnet, reicht das an Ort und Stelle gewonnene Material kaum für drei Vierteile des restigen Bedarfes aus. Neuerer Zeit hat man zwar auch in dieser Beziehung einen Schritt vorwärts getan; aber noch immer absorbiert namentlich Norddeutschland zu große Summen für den dorthier erhaltenen Bedarf, während das schlechteste Erdreich und namentlich die weiter nicht verwendbaren Flußanschlütten sich trefflich und ohne viel Culturarbeit zu Korbweidenpflanzungen eignen würden. Noch im Jahre 1857 wurde für eine mit Weiden bestockte Anschütte im Ausmaße von kaum einem halben Tagwerke ein Pachtschilling von 40 Gulden bezahlt.“

Wenn auch die gegen Ende des 18. Jahrhunderts gegründete Korbmacherzunft längst eingegangen war, lebte der handwerkliche Gemeinschaftsgeist doch weiter. Im Saale des Rathauses zu Marktzeuln hängt unter Glas und Rahmen die alte Korbmacherfahne. Sie trägt in den bayerischen Landesfarben, von Lorbeerzweigen umrahmt, die Königskrone, samt der Jahreszahl 1830. Die dazu gehörige Fahnenurkunde besagt:

„Der löbliche Verein der Korbmacher von Michelau und Marktzeuln erhält die Fahne in soweit derselbe dem feierlichen Aufzug der Gewerbevereine bei der Anwesenheit Ihrer Königlichen Majestäten dahier beiwohnte, von der Stadt Bamberg zum Geschenke als Andenken an diesen Festzug, und mit dem Wunsche, daß die Fahne in Marktzeuln aufbewahrt, bei allen feierlichen Gelegenheiten allda gebraucht, aber auch den Korbmachern zu Michelau zu ähnlichen Gebrauch jederzeit verabfolgt werden möge. Im Namen des Festausschusses. Bamberg, den 26. Juni 1830 (unterzeichnet) von Hornthal.“

Daß die Fahne nicht in Michelau, dem Hauptort der Korbflechtere, verwahrt wird, gibt heute noch zu denken. Man erzählt, ein Korbmacher aus Marktzeuln, welcher alle Jahre seine Verkaufsbude beim Theresienfest in Bamberg aufgeschlagen hatte, benützte die Gelegenheit und bat den Bürgermeister der Stadt Bamberg, als den Leiter des Festausschusses, ob er die Korbmacherfahne nicht mit nach Marktzeuln nehmen dürfe, die Michelauer und Marktzeulner Korbflechter bildeten, so begründete er seine Bitte, einen Verein, sie gehören zusammen; da Michelau jedoch kein Rathaus besitze, sei es besser, die Fahne in Marktzeuln zu verwahren. Der Präsident (Bürgermeister) habe sich bereden lassen. Vorsorglich sei aber die oben zitierte Niederschrift aufgesetzt worden. (Michelauer Amts- und Nachrichtenblatt Nr. 11/1961.)

Nach umlaufender Legende sollen übrigens die Korbflechter von Marktzeuln und Michelau auf dem Heimweg von Bamberg einen erbitterten Ringkampf um das Fahnenkleinod ausgeführt haben, wobei Zeuln der Sieger blieb. (!)

In Michelau, dessen führende Stellung im Korbflechtergewerbe nach wie vor unbestritten ist, entstand 1839 auch die „Korbmacher-Hymne“. Sie wurde vom dortigen Volksschullehrer Adam Leupold in sechs Strophen verfaßt, und 1895 durch den Michelauer Korbmacherdichter Fritz Aumüller noch um zwei weitere Strophen erweitert.

„Jetzt greift an, so schnell jeder kann,  
Wir wollen in die Weiden,  
Woll'n wacker drauf los schneiden,  
Schälen, schlitzen fein,  
Und hobeln obendrein!

Und wenn nun geht alles um und um,  
Wir flechten Körb' und Hüte  
Aus allerbesten Güte  
Und desgleichen mehr  
Verschaffen wir auf Ehr.

Als voran geht Schwefeln auch noch an,  
Und darnach das Lackieren,  
Das Richten, das Frisieren,  
Dies alles verursacht  
Die allerschönste Pracht.

In das Feld und in die weite Welt,  
Nach Süden und nach Norden,  
Nach West und anderen Orten  
Wird, was von uns'rer Hand  
Gefertigt, hingesandt.“

Und am End verdienen uns're Händ'  
Gar manchen schönen Pfennig,  
Und doch hat mancher wenig,  
Weil er eben nicht  
Brav fleißig drauf los flicht.

Groß und klein soll deshalb fleißig sein,  
Wir können stets uns nähren,  
Soll's noch so lange währen,  
Kinder, Mann und Frau  
In unserem Michelau.

Rohr, Hanf, Flachs, Celluloid und Wachs,  
Patentschnur und Bänder  
Aus aller Herren Länder  
Alles wird verwert't,  
Was erzeugt die Erd!

Binsen, Stroh, Lisch,  
Ziert unsern Arbeitstisch,  
Sinnet, Lufa, Flotten,  
Und tausende von Borten,  
Schilf und Raffia  
Vom fernen Afrika.“

Entscheidend für den außergewöhnlichen Aufschwung der Korbflechtere war das Jahrzehnt von 1840—1850. Am 15. Januar 1846 wurde auf der Strecke Bamberg — Lichtenfels der Bahnbetrieb aufgenommen. Ein Jahr vorher erfolgte die Auflösung der Zunft und die Beseitigung des Konzessionszwanges. Der Anschluß an den Verkehr sowie die Gewerbefreiheit wurden zu wirksamen Faktoren. Der Zunft gehörten damals 96 Meister in 18 Ortschaften an (25 in Michelau, 21 in Schwürbitz, 10 in Marktzeuln, 9 in Marktgraitz, 8 in Redwitz a. d. R. usw.). Ferner wurden 92 Gesellen gezählt (19 in Michelau, 11 in Schwürbitz, 13 in Marktzeuln, 9 in Marktgraitz, 8 in Redwitz a. d. R. usw.) (Emanuel Sax, Die Korbflechtere in Oberfranken, 1888, S. 8). Die Gemeinden bemühten sich um die Förderung der Weidenzucht; Lichtenfels z. B. stellte am 21. März 1846 den Schafanger und den Sauanger sowie das

Gelände am Main unterhalb der Langen Brücke für den Weidenanbau zur Verfügung. Der Korbmacher Heinrich Kayser von Schney erhielt gegen eine jährliche Pachtsumme von 150 Gulden den Zuschlag (Lichtenfelser Stadtrechnung 1845/46).

Ende Dezember 1854 verlängerte die Stadt Lichtenfels die Pachtzeit auf 10—20 Jahre, um den Pächtern einen Anreiz zur rechten Pflege der Anpflanzung zu geben. (Stadtarchiv Lichtenfels, Beschlußbuch von 1854.)

1860 schalteten sich auch die Regierung sowie die landwirtschaftlichen Lokalvereine zur Förderung der Weidenkultur ein. Besonders die Besitzer von Naßanger und Trieb versprachen die Lieferung einer der Auslandsware gleichwertigen Weide, jedoch wesentliche Erfolge blieben aus. (Emanuel Sax, a. a. O. S. 16.)

Neue Rohstoffe gelangten zur Einführung. Der mehrfach erwähnte Sax schreibt auf Seite 12 hiezu:

„Seit 30—35 Jahren verwenden die Flechter auch das Palmblatt und seit etwa 25 Jahren Esparto in ihrer Industrie. Palmblatt oder Schilf aus Cuba wird nach dem Gewicht verkauft, in Bündeln von 25 Pfund, und noch auf dem Schiff, zumeist in Hafre, verstrichen; der Preis schwankt mit der Ergiebigkeit der Ernte und betrug beispielsweise Ende der 70er Jahre bis zu 70 Mark für den Meterzentner, zwei bis drei Jahre später nur mehr 25—26 Mark. Man fertigt aus Palmblatt vornehmlich Körbe und Koffer für Reisende und verbraucht davon (schätzungsweise) gegen 3000 Zentner im Jahr. Esparto, eine flachsartige Strohart, wird aus Spanien unvermittelt auf feste Rechnung bezogen und kommt gebleicht, in Ballen zu zwei Meterzentnern in den Handel; der Bedarf ist jährlich 2000 bis 2500 Zentner. Der Preis stellt sich in Lichtenfels auf 54—58 Mark für den Ballen. Eine Michelauer Spezialität waren Fischbein-Hüte. Sie wurden 1852 durch den 24 Jahre alten Nikolaus Puppert mit Auslands-Reisepaß vertrieben.“ (Michelauer Amts- und Nachrichtenblatt Nr. 1/1959)

Der Einzug der großen Korbhandelsfirmen in Lichtenfels setzte kurz vor 1860 ein. Den Anfang machte 1856 Nikolaus Schardt aus Schney. Ihm folgte 1858 Gottlieb Bauer, 1865 Wilhelm Fickentscher. Weiter folgten 1867 die Gebrüder Gosser aus Redwitz a. d. R.; 1868 Johann Hofmann; 1869 Julius Schlesinger, 1870 Hieronymus Weigmann; 1871 der Franzose Hourdeaux; 1874 Brüll und Kohn; 1876 Samuel Zinn; 1880 Carl Walschleb und ferner die Gebrüder Pauson; 1887 die Gebrüder Bamberger; 1897 Max Marchand und 1899 Georg Backert. Den vereinten Bestrebungen blieb ein Erfolg nicht versagt. Geistiger Führer des Korbhandels war um die Jahrhundertwende jahrzehntelang der Geheimrat Georg Krauss in Lichtenfels. Lichtenfels wurde Sitz eines eigenen Handelsgremiums (1872). Der Korbindustriellenverband gründete sich. Seitens des Bezirksamtes Lichtenfels wurde der Korbmacherei-Gewerbsverband ins Leben gerufen, eine Standesvertretung der Handwerksmeister (1900). Am 5. Mai 1904 konnte die Staatliche Fachschule für Korbflechterei in Lichtenfels ihre Pforten

öffnen, nachdem bereits seit 1889 in den großen Korbmacherdörfern Zeichenkurse für die Lehrlinge durchgeführt wurden. So entwickelte sich Lichtenfels in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts schrittweise zum Mittelpunkt der fränkischen Korbindustrie; der Ehrentitel „Deutsche Korbstadt“, der nach dem Ersten Weltkrieg aufkam, war eine wohlverdiente Auszeichnung.

Viele tausende fleißige Hände werkten um die Jahrhundertwende am Main, Itz und Rodach mit Rohr und Weide, sowie mit vielen anderen Ersatzstoffen. Das Übergewicht des Korbgewerbes gegenüber den anderen Handwerkszweigen wurde so stark, daß selbst anerkannte Fachleute in der Zeit vor 1914 über die nach ihrer Meinung allzu stark zusammengeballte und dadurch nicht krisenfeste oberfränkische Korbindustrie besorgt waren. Die Forderung, das zu sehr massierte Holz- und Korbgewerbe durch Ansiedlung neuer Arbeitszweige aufzulockern, wurde in jener Zeit fast zu einem Schlagwort und trat damals in der Tagespresse, in Berichten und Gutachten maßgebender Fachleute immer wieder hervor. Als schließlich im Ersten Weltkrieg die Rohstoffbezugsquellen aus dem Ausland fast schlagartig verloren gingen, wobei gerade die Rohmaterialien für die feineren Flechtarbeiten zuerst ausblieben und das große Heer der Korbschaffenden notgedrungen schier ausnahmslos nur mehr der Kriegswirtschaft, der Herstellung primitiv gestalteter Geschoßkörbe dienen konnte, da schien die lange vorausgesagte düstere Nacht über den gewerbefleißigen Winkel am Main und Rodach hereinzubrechen. Das Heer der Erwerbslosen wuchs nach Kriegsende beängstigend. Aber gleichzeitig setzte auch ein Reinigungsprozeß ein, der all das was im Laufe der Kriegsjahre und in der anschließenden trügerischen Inflationszeit dem ehrsamem Flechtgewerbe und dem Korbhandel an tauben Blüten zugewachsen war, gnadenlos vernichtete. Ein zweiter, leider noch tiefer wirkender Einschnitt zerstörte in der Zeit nach 1934 unter dem politischen Schlagwort der Arisierung gerade jene festen Handelssäulen, die noch über intakte weltweite Geschäftsbeziehungen verfügten und dadurch in erster Linie berufen gewesen wären, dem Wiederaufbau nach dem 1939 ausgebrochenen Zweiten Weltkrieg in vorderster Linie zu dienen. In jenen dunklen Jahren nach 1945 bewährte sich sichtbar die außerordentliche Anpassungsfähigkeit des heimischen Industriearbeiters. Die überzähligen Kräfte des Korbgewerbes stellten sich zum Aufbau neuer Arbeitszweige zur Verfügung. Aus der Korbflechterei wuchs als Schwesterhandwerk das Polstergewerbe heraus. Beide Berufe vereinten sich glücklich unter einem Dach. Eine Reihe führender Firmen ging dazu über, Korbwaren und Polstermöbel gleichzeitig herzustellen, wie überhaupt den Ersatz-

stoffen (z. B. Plastik- und Stahlmöbel) Tür und Tor zu öffnen. Noch ist die auf breiter Bahn vorgetragene Entwicklung nicht abgeschlossen. Für den Korbflechtergau wirkte sich die Entwicklung bis jetzt nur segensreich aus. Das Nebeneinander und Miteinander verschiedener, eigentlich selbständiger Berufe, die gegenseitige Befruchtung, die Entwicklung von Zubehör- und Nachbarbetrieben erzeugte ein äußerst pulsierendes, expansiv wirkendes Leben. Über die alten Industriegemeinden hinaus entstanden auch in rein ländlichen Siedlungen Zweigbetriebe. So in jüngster Zeit z. B. in Klosterlangheim, ja sogar in dem revierfernen Juraort Göräu.

Eine Sonderstellung im Rahmen des Korbflechterhandwerks beansprucht die Spankorbmacherei in Mistelfeld. Sie wurde 1883 durch einen sächsischen Wandergesellen, Gustav Weiß, eingeführt und ernährt rund 100 Personen. Das Handwerk besitzt seit 1904 auch eine eigene Innung. Mistelfeld sonnt sich in dem Ruhm, das einzige Spankorbmacherdorf der Bundesrepublik zu sein.

Getrennt vom Korbflechtergebiet geht auch das Gewerbe der Strohflechter zu Wilhelmsthal, Landkreis Kronach, seinen eigenen Weg. Dasselbe kam in den Notjahren um 1930 durch die Tatkraft eines dortigen Lehrers zu guter Blüte.

Der Korbhandel hatte auch noch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mancherlei Schwierigkeiten zu überwinden. Es würde den Rahmen der Abhandlung sprengen, wollte man auf Einzelheiten eingehen, ein Beispiel mag genügen. Die zum Versand der Korbwaren dienenden leichten sperrigen Holzkisten wurden vor 1870 fast ausschließlich in Neustadt bei Coburg hergestellt. Allein nach Schney wurden je Monat von dort durchschnittlich für 400 Gulden Kisten geliefert. Ihr Versand von Neustadt bis Lichtenfels nahm in der Regel 8—14 Tage in Anspruch. Dabei gelangten die Kisten meist beschädigt in die Hände des Empfängers. Erst nach 1870 entwickelte sich im Korbflechterland selber der Handwerkszweig der Kistenschreiner. (Lichtenfelser Wochenblatt Nr. 126 vom 22. 10. 1864.)

Die Erkenntnis, daß gemeinsame Ziele nur im Rahmen einer tatkräftigen Organisation zu erreichen sind, führte am 9. April 1905 in Lichtenfels zur Gründung des „Verbandes bayerischer und thüringischer Korbindustrieller“. Die führenden Männer dieser Organisation waren die späteren Geheimräte Georg Krauss, Lichtenfels, und Georg Gagel, Coburg. Am 18. Oktober 1905 wurde der Verband in das Vereinsregister des Amtsgerichts Lichtenfels eingetragen. Damit konnte, wie sich der Vorsitzende Georg Krauss äußerte, die „Kultivierung eines lange Zeit un bebauten Bodens“ beginnen.

Kurz vor Beendigung des Ersten Weltkrieges, der die Korbindustrie immer stärker in das Produktionsprogramm für Heeresbedarf eingereiht hatte, bildete sich, da der alte Verband seiner Aufgabe nicht mehr gerecht zu werden vermochte, am 26. September 1918 unter Georg Gagel, Coburg, der „Verband der Korbindustriellen, G. m. b. H.“ mit dem Sitz in Coburg. Der alte Verband löste sich am 3. Mai 1921 auf. Die Rückführung der stark aufgeblähten Korbindustrie zu normalen Verhältnissen, die zunächst zu einem selbstmörderischen Konkurrenzkampf führte, war ein schweres Stück Arbeit. Im Jahre 1920 rief der Verband im Auftrage des Reichswirtschaftsministeriums eine Preisprüfungsstelle für den Außenhandel ins Leben. Sie sollte bei dem damals herrschenden Währungsverfall eine zunehmende Verschleuderung des deutschen Volksvermögens in Form zu niedriger Exportpreise verhindern. Um den Folgen des Währungszusammenbruches entgegenzuwirken, führte der Verband 1926 eine „Reichskorbwarenwoche“ durch. Gegen Ende der zwanziger Jahre gelang es dann auch, der schwierigen Lage Herr zu werden. 1929 stieg die Umsatzentwicklung der Korbindustrie bereits wieder auf 17 Millionen RM an. Leider machten sich zur selben Zeit die ersten Anzeichen der Weltwirtschaftskrise von 1932 bemerkbar. Die Korbindustrie wurde in ihrer Entwicklung erneut entscheidend zurückgeworfen. Die politischen Ereignisse ab 1933 führten zu einer Neugliederung der gewerblichen Wirtschaft. Am 27. August 1934 wurde der Verband der Korbindustriellen der „Wirtschaftsgruppe Holzverarbeitende Industrie“ zugeteilt und in die „Fachgruppe Korbwaren- und Korbmöbelindustrie“ überführt.

Das Ende des Zweiten Weltkrieges stellte die oberfränkische Korbindustrie wieder vor eine völlig veränderte Situation. Die Weidenrohstoffbasis im Inland (ostwärts der Oder und Neiße samt den umfangreichen Weidenanbaugebieten in Schlesien) war verlorengegangen. Die Zonentrennung verursachte den Ausfall des früheren Hauptabsatzgebietes der Korbindustrie in den dicht besiedelten Ländern Thüringens, Sachsens und Schlesiens. Das oberfränkische Land war zur Grenzlandindustrie geworden.

Während vor dem Zweiten Weltkrieg im oberfränkischen Korbwareengebiet in erster Linie Kinderwagenkörbe für die bekannte Zeitzer Kinderwagen-Industrie hergestellt wurden, hat nach Ausfall dieser Betriebe für die Versorgung der Bundesrepublik Oberfranken die Fertigung von Korbkindergartenwagen nebst den artverwandten Sport- und Puppenwagen aufgenommen. Dieser Industriezweig, der heute im oberfränkischen Raum eine bedeutende Anzahl namhafter Herstellerbetriebe umfaßt, ist ein Teil der Korbindustrie geblieben.

Die Polstermöbelindustrie dagegen trennte sich 1951 organisatorisch von der Korbindustrie und faßte ihre Hersteller in einem eigenen Fachverband zusammen. Die Korbindustrie paßte sich dem durch die Bildung des „Vereins der Korbindustrie“ mit dem Titel: „Verein der Korbwaren-, Korbmöbel- und Kinderwagenindustrie e. V.“ an. (50 Jahre Verein der Korbwaren-Korbmöbel- und Kinderwagenindustrie e. V. Coburg, 1955.)

Naturgemäß verlangte die vielseitige Entfaltung des Korbflechtgewerbes die Heranbildung eines geschulten Facharbeiterstabes. Zu diesem Zweck erfolgte 1889 — wie schon erwähnt — zunächst die Einführung eigener Zeichenklassen in den wichtigsten Korbmacherdörfern des Lichtenfels-Coburg-Kronacher Korbindustriengebietes. Sie hatten die Aufgabe, durch zeichnerische Schulung die Entwurfsfähigkeit der Korbmacher und Mustergestalter zu steigern. Die guten Ergebnisse dieser Kurse führten zum nächsten Schritt, zur Gründung der Staatlichen Fachschule für Korbflechterei in Lichtenfels im Jahre 1904. Die Leitung des Instituts lag in den Händen von Professor Friedrich Reidt, der als ein weitblickender Mann Theorie und Praxis glücklich verband. Dabei darf nicht unerwähnt bleiben, daß in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts einige begabte Michelauer und Marktzeulner Korbmacher in die Donaumonarchie auswanderten und zu Urhebern der blühenden österreichischen Korbindustrie wurden. Unter Professor Funke wurden in jenen Jahren an 30 Fachschulen und Lehrwerkstätten für den Raum vom Böhmerland bis zum Gardasee gegründet. Professor Reidt ging, bevor er hier die Fachschule eröffnete, in Wien an der Fachschule sozusagen in die Lehre und führte die dort gewonnenen Erkenntnisse wieder in den oberfränkischen Raum zurück. Sein Nachfolger war ab 1918 Professor Carl Daum. Von 1950—1966 führte Direktor Christoph Will die Fachschule durch die Stürme der Zeit, die gar manchmal den Bestand der wertvollen Einrichtung zu zerstören drohten. (Das Flechtwerk, Fachblatt für das Korbmacherhandwerk, Rohrmöbel- und Kinderwagen-Industrie und Handel, Neustadt bei Coburg, Heft 6/7, 1956.)

Direktor Will gibt in seinem Fachbuch: „Flechtwaren“, Bamberg, S. 145, einen Überblick über die heutige Verbreitung der Korbflechterei in der ganzen Welt. Er schreibt u. a. „Das größte deutsche Korberzeugungsgebiet ist Oberfranken, im Dreieck Lichtenfels - Coburg - Kronach gelegen, das sich durch eine handwerklich aufgeschlossene, fantasiebegabte Bevölkerung zu der heutigen Vielseitigkeit und Leistungsstärke entwickelt hat.“

Dazu noch ein Hinweis aus gleicher Schrift (S. 146) über die außerordentliche Spezialisierung des Handwerks: „Die Staatl. Fachschule für Korbflechterei in Lichtenfels besitzt eine Sammlung von über 100 Rückentragkörben, die etwa 70 Hauptformen und Ausführungen enthält und noch keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben kann. Allein was an Brotschalenmustern in der oberfränkischen Korbindustrie vorhanden war und ist, geht in die Tausende. Und das sind nur zwei Warensorten von hunderten!“

Den besten Aufschluß über die Technik der Korbflechterei gibt das 1928/29 in ungünstiger Zeit gegründete Deutsche Korbmuseum in Michelau. Hier werden Korbwaren- Korbmöbel, Kinderwagen und sonstige Flechtwaren aller Zeiten und Völker, Werkstoffe, Verbände, Geflechte, Werkzeuge und Maschinen, dazu die sämtlichen Handwerksgeräte gezeigt. Mit gutem Recht führt die aufstrebende und fleißige Gemeinde Michelau die geflochtene Fischreuse, das echte Wahrzeichen des Ortes, in ihrem Wappen.

Ein eigenes, noch wenig erschlossenes Kapitel in der Geschichte unseres Handwerks bilden die schweren sozialen Kämpfe. Von den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg währten allein die Auseinandersetzungen über das sogenannte Truck-System (Bezahlung der Arbeitnehmer in Waren, besonders in Lebens- und Genußmitteln, an Stelle des Barlohns). Viele Jahrzehnte wurde ferner ein heißer Streit um die Geltung des Korbflechters als selbständigen Meisters gegenüber dem Großhändler geführt; ob er Arbeiter, Unternehmer, Geselle oder Meister sei, ob er der Krankenversicherungspflicht und dem Innungswesen unterliege oder abseits jeglicher gesetzlicher Bestimmungen völlig auf eigenen Füßen stehe. Die Kinderarbeit, die Konkurrenz der Strafanstalten, die sogenannte Zuchthausarbeit, die Härten ausländischer Zolltarife waren nicht nur billige Schlagworte, sie belasteten wirklich Generationen hindurch den ganzen Berufsstand.

Aber auch volkskundlich bietet die Korbflechterei reiche Ausbeute. Der Alltag des Flechters, der in der Hauptsache Heimarbeiter ist, wickelt sich ganz anders ab als etwa das Dasein der in der Industrie tätigen Kräfte. Von kaum einer Arbeitszeitkontrolle berührt, stand ihm von jeher die persönliche Freiheit in einem Maße zu, wie sie der in einer Fabrik schaffende Mensch nicht kennt. Diese Ungebundenheit bildete im Korbmacherhaushalt ein Stück Sonne, deren Wärme den an sich harten Lebensrhythmus erheiterte und fröhlicher gestaltete. Korbflechterdörfer waren von jeher lebendiger, unterhaltsamer, humorvoller. Man denke nur an die Durchführung lokaler

Festlichkeiten im Korbmachergau, z. B. an das Graitzer Fastnachtstreiben, an die Michelauer Kirchweih, die Schützenfeste von Lichtenfels bis Redwitz a. d. R. und die Vogelschießen um Ebersdorf und Weidhausen im Coburger Land. Des Korbmakers Freude und Freizeit galt von jeher dem Gesang, der Musik und dem Sport. Die Liebe zum Garten- und Obstbau, zur Kleintierzucht und Bienenhaltung runden das Bild des heimarbeitenden Korbflechters. Diese buntschillernde, lebensfrohe Haltung regte in den letzten hundert Jahren auch manche Feder an. An der Spitze steht das Volksstück des Zeulner Pfarrers Andreas Kaiser: „Die Armenhäuslerin“ sowie der Korbmacherroman von Kuni Tremel-Eggert: „Die Rotmansteiner“. Auch die Zahl gelegentlicher Beiträge zum Korbflechterschrifttum ist überraschend groß. Das Korbmacherlied erschien in mehreren Variationen. Nur einige Namen aus der Zahl der Mitarbeiter mögen den Umfang der Korbmacherliteratur im 19. und 20. Jahrhundert bekräftigen: Franz Joseph Ahles, Burkheim; Fritz Aumüller, Michelau; Hans Backert, Michelau; Andreas Dück, Lichtenfels; Paul Flieger, Marktzeuln; Friedrich Gerlach, Lichtenfels; Fritz Groß, Michelau; Max Heid, Lichtenfels; J. Georg Held, Michelau; Margareta Paravan, Weidnitz; Konrad Schardt, Michelau; Heinrich Schrepfer, Schwürbitz; Fritz Vogler, Marktzeuln; Andreas Werner, Schney; Georg Will, Burgkunstadt; Hans Zürl, Oberlangheim u. a. mehr. Dazu treten noch die fachwissenschaftlichen Werke von Dr. Fred Benecke, Trieb; Kurt Brauer, Sonneberg; Dr. Hans Heine, Lichtenfels; Dr. Emanuel Sax, Thüringen, und Fachschuldirektor Christoph Will, Lichtenfels. Besondere Erwähnung verdient endlich auch die seit 1949 in Neustadt bei Coburg unter Schriftleiter Hans Lunz erscheinende Fachzeitschrift „Das Flechtwerk“. Damit rundet sich das Bild einer Darstellung der Korbindustrie, eines Wirtschaftsblockes von nicht geringer Bedeutung. Wenn auch heute durch den großen Umschichtungsprozeß die Korbflechtereier im nordoberfränkischen Schaubild etwas zurückgedrängt wurde, der Einfluß, den sie seit mehr als 200 Jahren für die engere Heimat besaß und noch innehat, kann dadurch kaum geschmälert werden.

Leider fehlt noch eine umfassende Monographie der oberfränkischen Flechtindustrie, eine große Aufgabe, an der vor allem die Staatliche Fachschule für Korbflechtereier und das Deutsche Korbmuseum in Michelau durch Bereitstellung des Stoffes mitwirken müssen. Wer von der Krone des Staffelberges ost- und nordwärts schaut, erfaßt mit einem einzigen weitgespannten Blick die kleine Welt des Krätzenstrickers. Vor dem Beschauer liegt sie als eine schöne Landschaft, deren Bewohner sich dem Meistertum des Flechtgewerbes, das sich nicht selten zur Volkskunst steigerte, mit Leib und Seele verschrieben haben.

#### Quellen- und Literaturnachweis

Aus den Beständen des Staatsarchivs Bamberg:

- 1 Lichtenfelser Amtsurbar vom Jahre 1513, Reihe Bamberger Standbücher
- 2 Rechnungen über das Fischermeisteramt zu Lichtenfels von 1527/28 — 1801/02, Rechnungen Nr. 39 120 — 39 185
- 3 Zinsbücher des Forst- und Castenamtes Lichtenfels von 1385, 1548—1555 und ab 1637—1802
- 4 Protokollbuch des Forstamtes Lichtenfels von 1604—1620
- 5 Buch der Abschied in Forst-, Casten- und Vischer-Amtssachen unter Bischof Veit von Bamberg, geführt unter Forstmeister Rab, Lichtenfels, ab 1571

Aus den Beständen des Historischen Vereins Bamberg (untergebracht in der Staatl. Bibliothek Bamberg):

- 6 Denkwürdigkeiten aus der Vorzeit des Landgerichts-Bezirks Lichtenfels als Materialien zu dessen Geschichte von Fexer, sechs handschriftliche Bände

Aus den Beständen des Stadtarchivs Lichtenfels:

- 7 Lichtenfelser Tagblatt ab 1857
- 8 Die Korbflechtereier in Oberfranken und Coburg. Die Hausindustrie in Neustadt a. Rennsteig und Bürgel, von Dr. Emanuel Sax, Jena, 1888
- 9 Festschrift, herausgegeben zum Korbmacher-Jubiläum 1795—1896, Michelau, Lichtenfels 1896
- 10 Eine Frankenchronik: Geschichte des Marktfleckens Küps vorm Frankenwalde mit Umgegend, verfaßt von Heinrich Pöhlmann, Pfarrer in Küps, Lichtenfels 1909
- 11 Die Korbwarenindustrie in Oberfranken von Dr. Hans Heine in Lichtenfels (Annalen des Reichs für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft, Rechts- und staatswissenschaftliche Monatszeitschrift, Nr. 3 u. 4, 1910)
- 12 Die Korbflechtereier in Oberfranken. Ein kurzer Beitrag über die Geschichte der Korbflechtereier von Direktor Prof. Reidt, o. J.
- 13 Die deutsche Kinderwagenindustrie, Inaugural-Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Frankfurt/M., von Hans Fulle, Weißenfels, Borna-Leipzig 1928
- 14 Die Heimarbeiter in der Korbwarenindustrie Oberfrankens von Dr. rer. pol. Alfred Wilk, Coburg, Jena 1931
- 15 50 Jahre Verein der Korbwaren-Korbmöbel- und Kinderwagenindustrie, e. V., Coburg, Neustadt bei Coburg 1955
- 16 Vom Krappenberg zur Hohen Asslitz — Ein Büchlein zur Michelauer Heimatkunde für die Schuljugend von Gerhard Kopp, 1962
- 17 Flechtwaren — Ein Fachbuch von Christoph Will, Bamberg 1963

*Max Heid, Lichtenfels:*

JOSEF VIKTOR VON SCHEFFELS SOMMERAUFENTHALT  
IN BANZ 1859

Man schrieb den 11. Juli 1859, als der Dichter von Meiningen her mit der nach dem Hauptfluß Thüringens benannten Werrabahn in der Endstation Lichtenfels ankam. Die letzte Strecke von Coburg bis Lichtenfels war erst ein halbes Jahr vor der Ankunft Scheffels eröffnet worden, am 22. Januar, und zwar wie auch schon die am 15. Februar 1846 in Betrieb genommene Linie Bamberg—Lichtenfels ohne besondere Feierlichkeit <sup>1)</sup>. Nur die Eröffnung der ersten deutschen Eisenbahn Nürnberg—Fürth am 7. Dezember 1835 hatte mit großem Festgepränge stattgefunden.

Von den altertümlichen Stadttoren in Lichtenfels hatte eines, das Coburger Tor, der neuen Zeit weichen müssen, während das stämmige, untersetzte Bamberger Tor und vom Oberen oder Kronacher Tor der hochragende Turm ihren Platz behaupteten.

Als Scheffel in jenem Sommer 1859 in Lichtenfels den Fuß auf fränkische Erde setzte, war gerade ungefähr ein Jahrzehnt dahin, seit er im blutigen Mai des Jahres 1849 als Dreiundzwanzigjähriger in seiner Vaterstadt Karlsruhe das Waffenarsenal gegen die Aufständischen mitverteidigt und dabei die Tragik des deutschen Bürgertums miterlebt hatte.

Von jenem Ereignis und den folgenden bitteren „fünfziger Jahren“, in denen der jugendliche Feuergeist zum Manne gereift war, hatte sich ihm „viel Rost in der Seele angesetzt“, der Rost der Enttäuschung, der zerbrochenen politischen Hoffnungen und Ideale.

Aus der „neudeutschen Kleinheit“ <sup>2)</sup>, aus einer Gegenwart, die zwar reich war an Geist und Leben, jedoch politisch erstarrt in leeren Formen, flüchtete der Dichter in die Vergangenheit. In der Geschichte fand er eine Wirklichkeit, die er bejahen und gestalten konnte <sup>3)</sup>.

Einer dieser Wege in die Welt des Vergangenen führte ihn donauabwärts bis nach Österreich, wo er für einen geplanten Nibelungen-Roman die historischen Stätten kennen lernen wollte: das Passau des Bischofs Pilgrim, das Pöchlarn Rüdigers von Bechelaren und andere Orte der Sage.

Der Waffengang um die Lombardei, die durch ihn entstandene Ungesicherheit in Österreich machten jedoch dieser Studienreise vorzeitig ein Ende.

Über Böhmen, wo seines Vorbildes Adalbert Stifter großer Geschichtsroman Witiko spielt, kam Scheffel nach Thüringen. Auf der Wartburg geriet er aufs neue in den Zauberkreis der Sage, in den Bann der Geschichte. Zur Erholung von der Reise und den mit ihr verknüpften Arbeiten in Bibliotheken und Archiven begab er sich schließlich nach Banz, dem einstigen Benediktinerstift am oberen Main, das seit der Säkularisation 1803 dem herzoglichen Zweig des Hauses Wittelsbach gehörte.

Den Menschen um die Mitte des 19. Jahrhunderts waren Postkutsche und Wanderschuhe noch wesentlich vertrauter als die neue Eisenbahn. Man stand dem Bahnbau auch nicht selten mit Bedenken und Befürchtungen gegenüber, besonders in den von ihm betroffenen ländlichen Kreisen. Auch sonst wurde mancher Vorbehalt laut. So erlebte der herzogliche Sekretär auf Banz, Dr. Carl Theodori, 1857 das Symbol eines neuen Zeitalters von der Terrasse aus mit zwiespältigem Gefühl, „aus dem Genusse ihrer feierlichen Ruhe fast unheimlich aufgeschreckt durch den Dampfwagen, der mit Sturmwindsschnelle das Thal durchbrauset und mit seinem eintönigen Geklapper und schwarzen Rauchwolken die Luft erfüllt“. Doch räumt er ein, es sei „ein Schauspiel, von hier oben dennoch erfreulich anzusehen“. Dürfe sich ja — so meinte er in dem noch ungetrübten Fortschrittsglauben seiner Epoche — der Mensch des ihm verliehenen Geistes freuen und sich die Kräfte der Natur untertan machen <sup>4)</sup>. —

Auch Scheffel mag von Lichtenfels aus wieder gerne am Wanderstab dahingeschritten sein durch die damals noch unverbaute, freiere Mainlandschaft, und es mag im Gleichmaß der Schritte sein „Wanderlied fahrender Schüler“ erstmals Ton und Farbe gefunden haben:

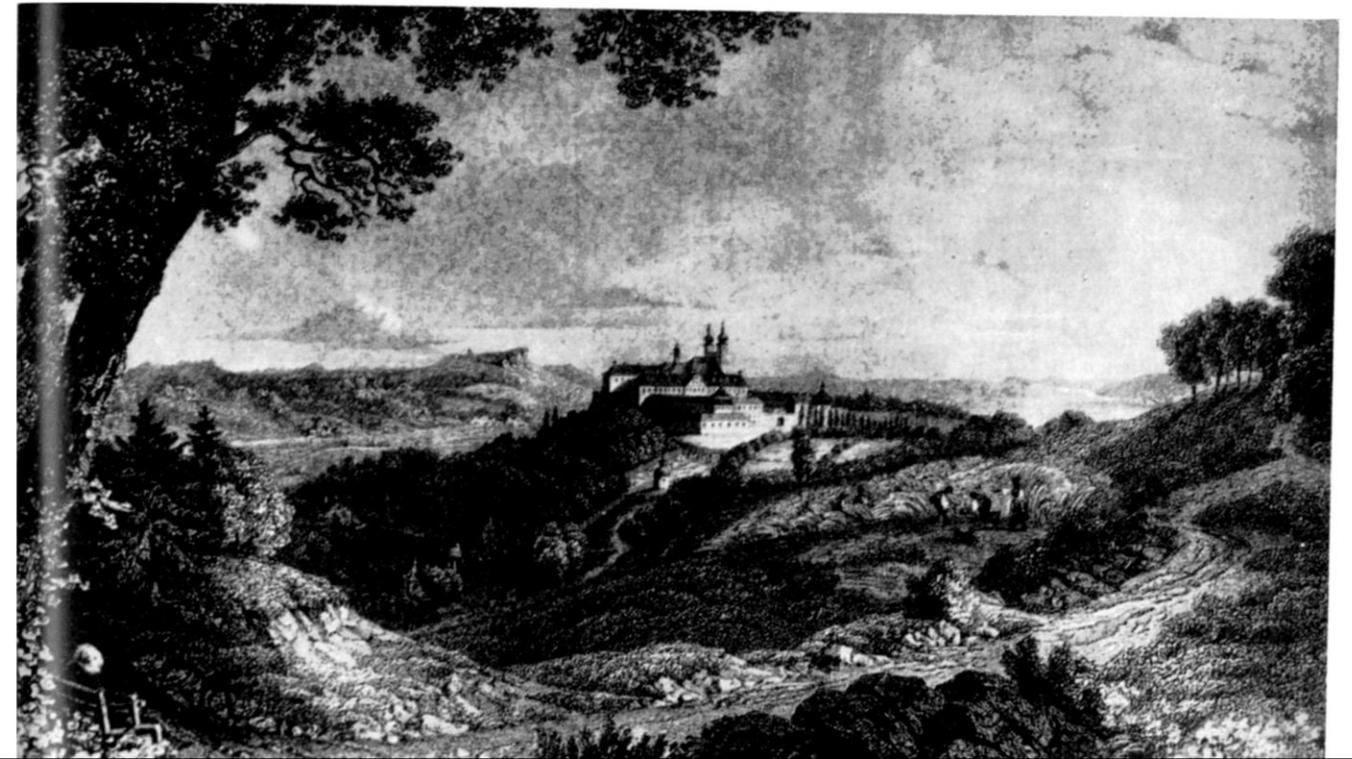
Wohlauf, die Luft geht frisch und rein,  
Wer lange sitzt, muß rosten,  
Den allersonnigsten Sonnenschein  
Läßt uns der Himmel kosten.  
Jetzt reicht mir Stab und Ordenskleid  
Der fahrenden Scholaren,  
Ich will zu guter Sommerzeit  
Ins Land der Franken fahren.

Die Pächtersleute der sogenannten Traiteurwirtschaft zu Banz namens Schomer waren zwar auf gelegentliche Übernachtungen eingerichtet, aber doch überrascht, als der

Fremde die Absicht äußerte, für längere Zeit Aufenthalt zu nehmen, für Wochen, vielleicht für Monate.

„Man wies mir eine prächtige Wohnung von zwei Stuben zu, in einem Korridor, der von niemandem mitbewohnt wird . . . Die beiden hohen Stuben sind mit schwerem, altem Prälatenmöbel ausgestattet und haben Aussicht in die fränkischen Berge . . . Ich bin in meiner Klosterzelle bei einfachen Leuten gut aufgehoben und könnte Jahr und Tag hier sein . . .“. So schildert der Dichter in Briefen nach Hause seine Unterkunft in dem einsamen Klostergang, wo man nur weit weg einmal eine Türe gehen hörte oder einen Schritt, der in der Stille erstarb. Man könnte meinen, er habe die Wohnung des Glücks gefunden.

Auf dem einstigen Mönchsberg in Franken werden auch geistige Brunnenstuben seiner Heimat wieder wach. Scheffel erlebt mit innerer Anteilnahme die zahlreichen Wallfahrten, die „in langen Reihen mit Kreuz und Fahnen und Schalmeien“ über „seinen Berg“ nach dem gegenüberliegenden Vierzehnheiligen ziehen und deren Pilgerbittgesang auch während der Überfahrt über den Main nicht aussetzt <sup>5)</sup>. „Mit dem Volke kann ich noch fromm sein“ bekennt er, und sein Wanderlied besingt die Pilger in Versen von gutem lyrischen Klang:



Wallfahrer ziehen durch das Tal  
Mit fliegenden Standarten,  
Hell grüßt ihr doppelter Choral  
Den weiten Gottesgarten . . .

Hier in Banz fand Scheffel eine Umwelt, die der seiner Familientradition ähnlich war. Wurzelte der Dichter doch in jener von allemannischer Reichsunmittelbarkeit sprechenden oberdeutschen Landschaft vom Lech zum Rhein, wo die einstigen großen reichsfürstlichen Abteien lagen, in deren einer, Gengenbach, sein Urgroßoheim väterlicherseits Abt gewesen war, der Großvater Scheffel klösterlicher Oberschaffner oder Verwalter. Von solcher Atmosphäre sah sich der Dichter in dem stattlichen Klosterbau umwittert, wo „das Andenken an die Vergangenheit lebte und der Geist, der dies alles geschaffen hatte, noch über den Mauern schwebte“<sup>6)</sup>. Heißt doch viele Jahrzehnte nach der Säkularisation der Bereich des einstigen Klosteramtes Banz im Volke noch immer das Stiftsland, seine ländliche Bevölkerung die Stiftsbauern.

Und Franken war immer Reichsland gewesen<sup>7)</sup>. Der Rang des Fürstbistums Bamberg als Kaiserliches Hochstift, das benachbarte Jurakloster Langheim, dessen Abt den Titel eines Kaiserlichen Kaplans hatte und das die Reichsunmittelbarkeit, die Reichsfreiheit durch Jahrhunderte praetendierte, auf Banz selbst der Kaisersaal mit den Bildern der „Herren Römischen Kaiser“ sowie die Steinsäule zum Andenken an die Reise eines Prälaten nach der Kaiserstadt Wien, dies alles wirkte zusammen, den Dichter auch hier in Franken jenen großen Atem der Geschichte spüren zu lassen, der seine Heimat durchwehte, die Idee vom Alten Reich, die ja noch immer, namentlich im deutschen Süden und Südwesten, lebendig war.

Doch auch in der Politik des Tages, in der damaligen leidenschaftlichen Erörterung der Deutschen Frage, fand Scheffel in Banz eine seinem eigenen Standpunkt gleiche Gesinnung vor. In die badische Heimat, die ihm seit dem Sturmjahr 1848 wie eine „eroberte preußische Provinz“ erschien, schrieb er, in Franken sei man über die Politik Bismarcks wütend bis auf den Bauer am Pflug und den Forstwart im Wald. — Schwärmte man damals doch auch in Frankfurt für die österreichischen „Weißröcke“, die Soldaten des Kaisers.

Fast auf den Tag sieben Jahre nach Scheffels Ankunft in Banz, am 3. Juli 1866, fiel bekanntlich in blutiger Schlacht die Entscheidung über die künftige Gestaltung Deutschlands. Gleich dem Österreicher Stifter hat auch der Süddeutsche Scheffel den Bruder-

krieg und dessen politische Folgen nie überwunden. Stifter starb bereits Anfang 1868, Scheffel lebte, nachdem sein Traum von einem Deutschland in Einheit und Freiheit vorbei war, noch zwanzig Jahre in einer Art innerer Emigration. Selbst die bismarcksche Reichsgründung von 1871, mochte auch nach diesem Jahre für seinen Ekkehard-Roman die Zeit der Massenverbreitung kommen, konnte ihn, der noch immer „seinen großen Idealen verbunden war“<sup>8)</sup>, nicht begeistern. Dem jüngeren Freunde Anton von Werner, dem Historienmaler des Bismarckreiches, gegenüber gebrauchte er in bitterer Mischung von Resignation und Liebe zu seinem Land die schon erwähnte Wendung vom seelischen Rost, von dem frei geblieben der Freund es leichter habe, sich in die neue Zeit zu finden.

Noch aber, im Sommer 1859, dem letzten der „von Sehnsucht und Qual durchbehten fünfziger Jahre“, war, mochten die Sturmvögel auch bereits den politischen Horizont umkreisen, auf Banz Frieden. Der Dichter hatte hier „den ruhigen Berggipfel gefunden, der ihm für einige Zeit die Voraussetzung für schöpferische Gestaltung bot: Stille, Waldeinsamkeit und einfaches ländliches Leben“.

Für die Leute auf Banz ist Scheffel der „Professor“, eine Bezeichnung, die nicht ganz unzutreffend war für den Archivar und Bibliothekar des Fürsten von Fürstenberg in Donaueschingen. Sie schätzen ihn als Teilnehmer ihrer einfachen Geselligkeit in der gewölbten abendlichen Wirtsstube. Die Förster des Reviers laden ihn, den Weidmann, zu ihren Scheibenschießen ein. Er ist glücklich, sich auf Banz, wo sein Ruf als Dichter kaum Widerklang gefunden hat, dennoch so wohlgelitten zu sehen. „Die Förster, Jäger, Schreiber, Gerichtsdiener, alle haben mich, ohne zu wissen, was ich bin und treibe, als Menschen gern“. Und wieder heißt es in einem Brief: „Die Menschen hier sind voller Güte und Freundlichkeit“. — Man läßt ihn auch ungestört seine versonnenen Waldgänge gehen, wo er unter dem großen Blick der Einsamkeit mehr und mehr zu sich findet:

Daß ich wieder singen und dichten kann,  
Daß alle Lieder geraten,  
Verdank' ich nur dem Streifen im Tann,  
Den stillen Hochlandspfaden.

Das neue Lebensgefühl ermutigt ihn zu einem seit längerem erwogenen Schritt: er kündigt sein Amt als Bibliothekar und Archivar, um fortan ganz unabhängig zu sein für sein dichterisches Schaffen.

Nach vier Wochen Aufenthaltes in Banz ist der Weitgereiste, der die Insel Capri für den deutschen Tourismus jener Tage entdeckt hatte, des einfachen Lebens auf dem Berg in Franken noch nicht im geringsten überdrüssig. „Ich bin hier immer noch wohl- auf und vergesse schier die Welt. Ich könnte noch Monate hier bleiben“ heißt es aber- mals in einem Brief nach Hause. Und wieder rühmt er „die freundlichen Wirtsleute, die frische Bergluft, die weite Aussicht“. — Banz wird für den Dichter zum Inbegriff der Ruhe und einer klassischen Genügsamkeit in einer noch ungestörten Natur, der sich hier ein Werk der Kultur gesellte in dem um den geräumigen Ehrenhof und dessen Dominante, die Freitreppe, geordneten Kloster, vor allem aber in der Klosterkirche, diesem Meisterwerk fränkisch-kühnen Bauens <sup>9)</sup>.

Im vielräumigen Klostergebäude hatte sich seit einigen Jahrzehnten — um ein von Karl Immermann (1796—1840) auf die Fränkische Schweiz bezogenes Wort auch auf Banz anzuwenden — „ein Archiv von Urkunden über die Schöpfungsgeschichte“ auf- getan und die steinernen Pergamente phantastischer Vorzeit entrollt in der schon damals „wegen ihrer Vollständigkeit einen sehr verbreiteten Ruf besitzenden Local- Sammlung von Petrefacten“, die, begründet durch den ehemaligen Benediktiner und Pfarrer von Banz P. Augustin Geyer und den schon genannten herzoglichen Sekre- tär Dr. Theodori, 1835 durch den gleichfalls herzoglichen Rentamtsaktuar Herd und besonders durch Pfarrer Murk „mit den ausgezeichnetsten Saurier-Überresten war bereichert worden“ <sup>10)</sup>.

Scheffel hat manch launiges, zuweilen die Naturwissenschaft parodierendes Poem auf die Flugdrachen des einstigen Jurameeres geschrieben, deren fossile Überreste ihm hier auf Banz vor Augen kamen, wo zum gleichen Thema ein Gedicht „Der Meer- drache“ entstand. Lieber noch las er freilich im Buch der lebenden Natur. Es wurde zu Banz ein stimmungsvoller „Waldfrieden“ gedichtet, ferner der beschwingte „Choral der Mönche“, dieser wohl auf der höchsten Erhebung der Banzberge nord-nordwest- lich des Klosters, wo sich in „buchenumfriedeter Einsamkeit“, nach Theodori auch „umstanden von sehr hohen Tannen“, der Erholungsplatz der Mönche befand mit seinen archaischen Tischen und Sitzen von Stein. Das Gedicht des Sommers von Banz 1859 aber war das schon erwähnte Staffelberglied, der Sang vom Main. —

Der geplante neue Geschichtsroman, zu dem sich Scheffel auf der Wartburg dem Großherzog von Sachsen-Meiningen durch Wort und Handschlag hatte verpflichten müssen, gewann auch in Banz kein Leben.

Lag es an dem Stoff, dem sagenhaften Sängereid auf der genannten Burg, den schon Goethe als poetisch unergiebig bezeichnet hatte <sup>11)</sup>, der überdies dem Dichter innerlich fremd war im Gegensatz zu seinem Erstlingswerk, dem Ekkehard, mit dessen Welt er sich durch die Tradition seiner Familie verbunden gefühlt hatte? Kam es von dem Irrtum, der ihn die Lebensader seiner Poesie in der Geschichte sehen ließ, während dies doch die Natur war, vor allem die seiner Heimat mit den „steil aufgeschossenen Gipfeln des Hegaus in einsamer Schöne“, jener Landschaft, in der auch die Erinne- rung an ihn noch besonders lebendig ist? War es Scheffels schon beim Ekkehard aufgetauchter Zweifel, ob der historische Roman denn auch wirklich als ebenbürtiger Bruder der Historie oder Geschichte anzusehen sei <sup>12)</sup>, wie ja auch Theodor Fontane der Ansicht war, es sei unmöglich, in der Dichtung länger als zwei Generationen zurückzugehen, wolle man nicht bloß die Kulisse einer vergangenen Zeit erfassen statt ihr Leben, ihre Atmosphäre? — Oder bestätigte sich nur die Befürchtung, die dem Dichter bei den schon erwähnten Vorarbeiten zum gleichfalls geplanten Nibe- lungenroman gekommen war, es möchten „die historischen Studien aus grauer Vorzeit die Energie der eigenen Produktion lahmlegen“? —

In Banz mochte Scheffel noch meinen, am Stocken der Arbeit sei — wie auch an seinen öfteren Kopfschmerzen — die außergewöhnliche Hitze jenes Sommers schuld. Doch ein Jahr nach dem Aufenthalt in Franken konnte er sich nicht mehr der Gewißheit verschließen: das Wartburgversprechen war unerfüllbar. — Er hatte es vor dem den Sängereid darstellenden großen Wandgemälde auf der Burg geben müssen. Da der Maler des Bildes, M. v. Schwind, zum Freundeskreis der Familie Scheffel gehörte, litt der Dichter doppelt unter dem Mißerfolg.

Zu diesem Freundeskreis zählte auch der Freiherr Konrad von Malsen, der damals in der Welt des Deutschen Bundes königlich bayrischer Gesandter am großherzoglich badischen Hof zu Karlsruhe war. Die Tochter des freiherrlichen Hauses, Karoline von Malsen, wurde im Sommer 1864 Scheffels Frau, ein Jahr fünf nach seinem Sommer von Banz. Ihre Wiege stand im gleichen Raum um den oberen Main, nämlich in Trieb, das dem Blick von Banz aus nur entzogen ist durch den jenseits Lichtenfels sich erhebenden teilweise bewaldeten Krappenberg. Der Ort liegt sechs Kilometer östlich von Lichtenfels an der Alten Reichsstraße, die damals auch die Sächsische oder Hamburgische Landstraße hieß und mit mancher Krümme und Steile, so beim „Triebberg“, über den Krappenberg zieht, heute jedoch durch eine umgehende Talstraße ersetzt ist. Trieb war der älteste Klosterhof der 1132 gegründeten, 1803



säkularisierten Abtei Langheim. Das Schloß aus Klosterzeiten sowie der benachbarte, einst gleichfalls langheimische Gutshof Naßanger waren in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts im Besitz der Familie von Malsen. J. H. Jäck nennt 1826 einen Herrn von Malsen als Eigentümer, mit der Anmerkung, der Freiherr stamme aus Frankreich. Es war dies Johann Konrad von Malsen, geboren am 27. No-

vember 1748 zu Colmar im Elsaß, gestorben am 19. Mai 1826 und bestattet zu Bamberg, wo der Name Malsen mehrfach, auch in der einstigen Propsteikirche St. Getreu des Klosters Michelsberg, auf Epitaphen zu lesen ist. Johann Konrad, königlich französischer Oberst, war der erste, der statt der Namensform Malzen die Schreibweise Malsen gebrauchte.

Die von dem Lichtenfeler Gerichtsassessor Th. Rüblein als Handschrift verfaßte „Beschreibung des Landkreises Lichtenfels vom Jahre 1831“ berichtet: „Größtes unter den gebundenen Gütern ist der Klosterhof Naßanger bey Trieb, zu sechs Pflügen, der stärkste im Landkreis, gehörig Sr. Exzellenz dem Königlich bayrischen Gesandten am Päpstlichen Stuhl, Freiherrn Konrad von Malsen“<sup>13)</sup>.

Im Schloß zu Trieb wurde Karoline von Malsen am 29. August 1833 geboren und daselbst am darauffolgenden Tag durch Pfarrer Luderer von Isling getauft, und zwar auf die Namen Karoline Fideline Cunigund. So beurkundet das Taufbuch der K. Pfarrei Isling, zu welcher Trieb bis zum Jahre 1835 gehörte. Die Urkunde weist noch die ältere Namensform Malzen auf. Sie nennt die Eltern des Taufkinds: „Freyherr Konrad von Malzen, königlich bayerischer Gesandter, und Freyfrau Karoline, ge-

borene von Peckenzell, königl. bay. Kammer-Herrentochter, beide katholisch“. Patin war „Freyfrau Karoline Fideline von Mandl, erbliche Gerichts-räthin auf Düßling, Landgericht Altötting“. Die Mutter, geboren am 20. Dezember 1808 zu Pfeffstätt, vermählt am 3. Juni 1829 zu Mezzolombardo, starb am 14. Juli 1849 zu Karlsruhe, wenige Wochen nach den eingangs erwähnten dort stattgefundenen Straßenkämpfen, der Vater am 14. Oktober 1867 zu Konstanz, von wo ihn J. V. von Scheffel nach Bamberg zu Grabe geleitete.

Karoline von Malsen, in Franken geboren, war „eine Bayerin und in den Münchener Beziehungen vollständig zu Hause“<sup>14)</sup>. In der Stadt an der Isar fand sie auch ihr Grab. Sie starb am 17. Dezember 1904 in Meran, nach einem mehr als siebenjährigen Leben, in welchem der Main — um mit Hölderlin zu sprechen — „der Fluß ihres erwachenden Herzens war“.

J. V. von Scheffel sah — nach einem Gedicht der Nachlaßsammlung „Aus Heimat und Fremde“ — in ihr sein „Eins und Alles“. Die Schwiegertochter, die sie noch einmal kurz vor dem Tode in Meran besuchte, sprach von ihr — nach der Erinnerung der Enkelin — „stets mit großer Liebe und Verehrung“. — Ein vor Jahren in dem bei Trieb gelegenen, heute nach Lichtenfels eingemeindeten Orte Krappenroth aufgefundenes Jugendbildnis Karoline von Malsens befindet sich im Scheffelmuseum zu Karlsruhe. Es ist ein Bildnis voll Geist und Anmut. —

Das große Erlebnis des Dichters während seines Sommers von Banz 1859 war der Staffelberg. Hier schloß er Freundschaft mit dem Einsiedler Ivo, dem „Eremiten, der Sankt Adelgundens Kirchlein in felsiger Klause hütete“. Die Freundschaft war von Dauer. Noch zwei Monate vor seinem Tode 1886 sandte er aus Heidelberg einen letzten Kartengruß an den schlichten Bergmönch in Franken.

Bruder Ivo, mit bürgerlichem Namen Johannes Hennemann, im Bannkreis des Berges 1824 zu Oberleiterbach als Sohn eines Bauern geboren, lebte, als Scheffel ihn kennen lernte, bereits zweieinhalb Jahre auf dem Berg in dem baufälligen, balkengestützten Blockhaus der alten Klause. Als Mitglied der Regensburger Eremitensozietät auch im Bistum Regensburg am Sitz des Ordensoberen eingekleidet, war er im Winter 1857 zu Vierzehnheiligen in Gegenwart des Bürgermeisters von Staffelstein und mit Zustimmung des dortigen Stadtrates, des Erzbischöflichen Ordinariates in Bamberg und des zuständigen Ministeriums mit der Hut des Bergkirchleins und mit dem Mesnerdienst betraut worden. Auch die Bewirtung der damals noch seltenen Bergbesucher gehörte zu seinen Obliegenheiten, für die er das Wohnrecht in der Klause und das

Schankrecht auf dem Berg hatte, dazu einen jährlichen Barbetrag, der sich nach der Umrechnung aus der Guldenwährung auf einundsiebzig Mark fünf Pfennige bezifferte. Der Ertrag der kleinen Wirtschaft wurde nach 1900 mit jährlich vierhundert Mark veranschlagt. Sein eigenes für jene Zeit beachtliches väterliches Erbe von 700 Gulden war von Ivo vor seinem Einzug in die Klausen beim Amtsgericht Lichtenfels dem Staffelbergkirchlein vermacht worden<sup>15)</sup>.

Durch Scheffels Lied wurde der Staffelberg, der in früherer Zeit ein Ziel für Waller und Pilger aus dem Umlande war, in immer weiteren Fernen bekannt, so daß auch die Zahl wanderfroher Besucher immer mehr wuchs. Seine Erhabenheit, seine Stille und Einsamkeit mögen so manchen ähnlich ergriffen haben wie einst den Würzburger Weihbischof Johann Melchior Söllner, der, als er 1654 kam, um das aus den Ruinen des Bauernkrieges wieder erstandene Kirchlein neu zu benedizieren, den Berg mit bloßen Füßen betrat. Und mancher mag beim Rundblick von der hohen Felsenwarte seiner Empfindung mit den Worten des Dichters Sprache verliehen haben:

Zum heil'gen Veit von Staffelstein  
Komm' ich emporgestiegen  
Und seh die Lande um den Main  
Zu meinen Füßen liegen.  
Von Bamberg bis zum Grabfeldgau  
Umrahmen Berg' und Hügel  
Die breite, stromdurchglänzte Au —

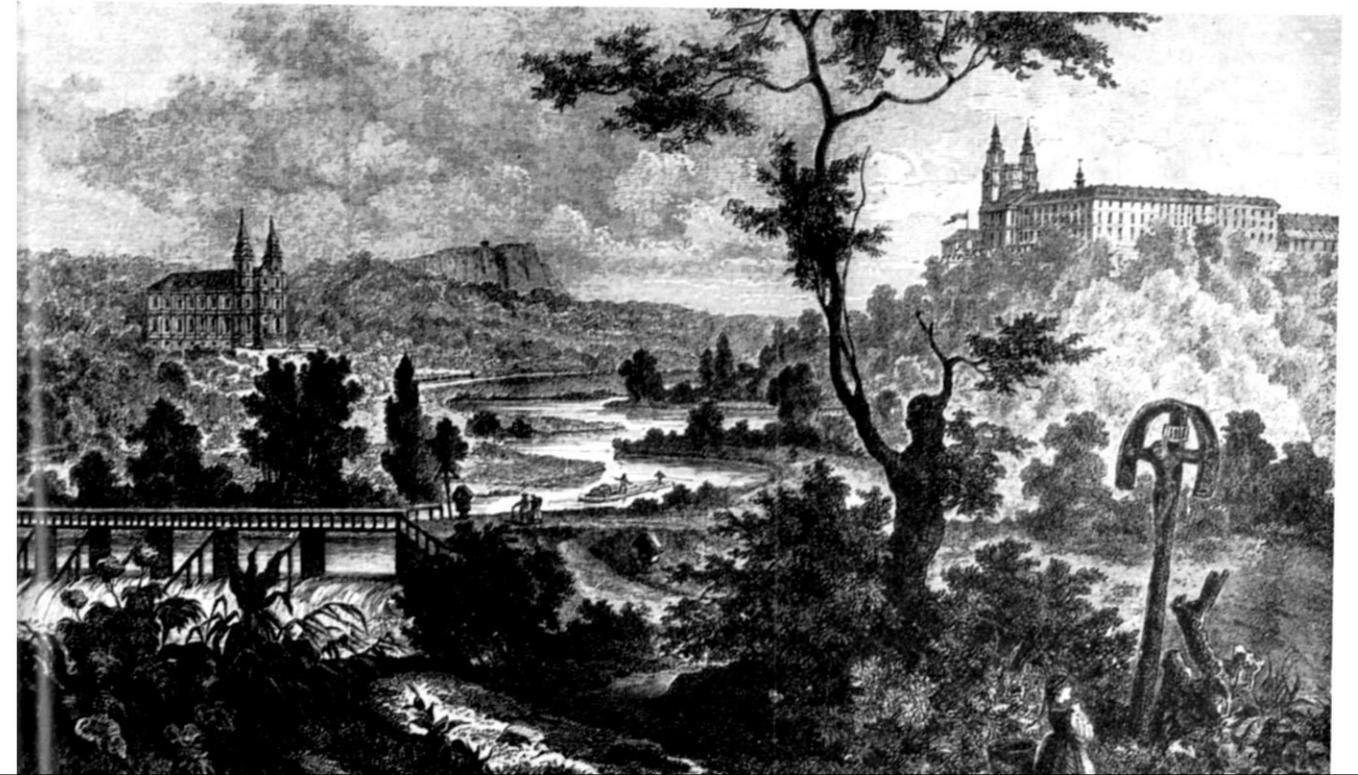
Wenn aber die Bergkreuze im letzten Abendstrahl standen, mag so mancher auch sinnend dem Glöcklein der Kapelle gelauscht haben, das, vom Eremiten geläutet, über die Jurahöhe und hinab ins Tal erklang.

Auf den kurzen Bergsommer folgte der lange und harte Bergwinter mit den langen Nächten, in denen der Wind um die verfallene Klausen toste. Dann hätte ein abergläubiges Gemüt aus dem Gepolter draußen vor Fenster und Tür wohl Stimmen vernennen können, die klagende, warnende etwa des Eremiten Daniel Plenkeln, der anno 1721 seiner geringen Habe wegen ermordet worden. Bruder Ivo aber lobte in Sturm wie in Stille mit allen guten Geistern Gott den Herrn, und „vor Kreuz und Buch und Mönchsgebet“ zerstoben die unholden.

Vierzig Jahre war Ivo auf dem Staffelberg. Bis ins Alter stieg er Tag für Tag, wenn Weg und Wetter es erlaubten, zur Frühmesse hinab nach Staffelstein, wanderte er im

Lauf der Jahrzehnte mehrere hundert Male zu den Festgottesdiensten und Prozessionen nach Vierzehneiligen, hier wie dort gern gesehen wegen seiner schlichten, geraden Art und seines bei allem Ernst der Lebensführung freundlichen Humors. Mit vierundsiebzig Jahren nahm er Abschied von seinem Berg, nachdem er noch landauf landab für den Bau einer neuen, steinernen Klausen erworben hatte. Ein heimischer Poet besang diesen Abschied: „Ich fahr' zu Tal, die Nebel brauen . . .“. Meister Josephus — wie sich Scheffel gern nannte — hätte wohl nachdenklich wiederholt: „Ja, Freund Ivo, die Nebel brauen . . .“ und hätte mit seinem Werner Kirchhofer, dem „Trompeter von Säckingen“, hinzugefügt: „Zum Abschiednehmen just das rechte Wetter!“ — In seinem Heimatort verbrachte Ivo die drei letzten Lebensjahre. Dort fand er im Spätherbst 1900 auch sein Grab.

Einmal wäre die Freundschaft des Dichters mit dem Einsiedler beinahe ins Wanken geraten wie Ivos Klausen im Sturm. Es war die Geschichte mit dem „Einsiedelmann“, der an sommerlicher Halde bei „schöner Schnitterin“ verweilt, für Scheffel eine zum Handwerk der Poeten gehörende sogenannte dichterische Freiheit oder poetische



Lizenz, für Ivo eine vorübergehende Erschütterung seiner Gelassenheit. Wie Scheffel im „Ekkehard“ als künstlerischen Gegensatz zur elegischen „Werther-Stimmung“ dieses Romans einige der Mönche mit übersprudelnder Laune gezeichnet hatte, so nahm er nun im Staffenberglied, das neben dem Silberton echter Lyrik auch den leichteren Ton fahrender Schüler aufklingen läßt, Freund Ivo aufs Korn. Scheffel, der wie Stifter Maler werden wollte, folgte in dem Lied wohl auch der Vorliebe der damaligen Landschaftsmalerei für Staffage, für Ausschmückung des Bildes mit Gestalten, mit Wanderern, Pilgern, Mönchen.

Es wird erzählt, ein mit Ivo befreundeter Lehrer in der Nachbarschaft habe den Eremiten mit dem Hinweis auf die erwähnte dichterische Freiheit beruhigt. Ein junger Verwandter Ivos jedoch, der nachmalige Weihbischof von Bamberg Dr. Adam Senger († 1935), der als Student von Döringstadt aus in den Ferien gern den durch Scheffels Lied weithin bekannt gewordenen Eremiten besuchte, brachte die Angelegenheit einmal zur Sprache. Er meinte, der Vetter Einsiedler hätte das nicht hinnehmen dürfen, schon wegen der Vielen, die vom Ordensstande nichts verstehen. Der Alte vom Berge, der von unersetzter Statur war, blickte zu dem hochgewachsenen Studenten auf und sagte begütigend, das Vetterlein habe schon recht, aber Scheffel sei halt nun einmal ein Dichter gewesen. —

In den zwei Monaten seines Aufenthaltes in Banz verließ Scheffel nur zweimal „seinen Berg“ auf größere Entfernung. Das eine Mal brachte ihn der „Dampfwagen“ für einen Tag nach Bamberg, das andere Mal nach Forchheim, von wo aus er in drei Tagen die Fränkische Schweiz durchwanderte.

In Bamberg interessierte ihn, den Bücherhirten, den Freund und Kenner alter Handschriften und Folianten, vor allem die Bibliothek mit ihren reichen Beständen aus den säkularisierten ostfränkischen Klöstern und Stiften. Dann stieg er den Domberg hinan und besuchte den Dom und die Alte Hofhaltung. Und wieder ist es die schwäbische Heimat, die angesichts der schicksalskundigen einstigen Königspfalz und Bischofsburg in Franken zu ihm spricht: „Ich habe die Stube gesehen, in welcher der Gemahl der Irene, der Hohenstaufe Philipp, ermordet wurde“. —

So viel des Sehenswürdigen Bamberg bot, der Dichter gesteht doch: „Schließlich bin ich wieder gerne auf meinen Berg zurückgestiegen“.

Noch einmal ergreift er den Wanderstab: „Ich habe aus der Einsamkeit meiner Klosterzelle heraus zum Abschluß meines Aufenthaltes in Franken einen herrlichen Ausflug in die Fränkische Schweiz unternommen“.

Frühnebel spielt, vom Wind gefacht,  
Um Felsen grobgestaltig —  
O Hochland, wilde Hochlandspracht — —

Von Gößweinstein aus wanderte er auf alten Wallfahrerwegen wieder dem Tal des oberen Maines zu. In Langheim hielt er eine letzte Rast. Und auch diese Reise, so reich an Bildern aus Natur und Geschichte sie war, klingt mit ähnlicher Empfindung aus wie die Tagfahrt nach Bamberg: „Dann nahm mich mein liebes Zellgelaß zu Banz wieder auf“. —

Allmählich nahte die Stunde des Abschieds. Herbstgefühl macht ihn frösteln „bei sinkendem Tages-Abendrot hinter den Buchenwäldern“. Vor diesem Abschied ist dem Dichter — wie er im letzten des halben Dutzends Briefe aus Banz schreibt — ein wenig bang. Am 10. September, genau zwei Monate nach seiner Ankunft, besteigt er in Lichtenfels wieder den Zug der Werrabahn, der ihn zurückträgt in die Wesenslosigkeit und Melancholie der Welt. Einer Welt, der J. V. v. Scheffel immer mit jenem ironischen Zweifel begegnete, von dem gesagt wurde, er sei mehr der Widerschein eines edlen Herzens, das zum bösen Spiel des Verstandes gute Miene macht.

Und am Ende der Erkenntnis  
Steht ein ahnungsvolles Schweigen.  
In dem Wechsel der Erscheinung  
Ahne das, was ewig bleibt. —

Diese frühen Verse des Dichters könnten auch in seinem Sommer von Banz entstanden sein, auf dem Mönchsberg am oberen Main, im Wehen der reinen Bergluft, beim Lied der Wälder, in der geistigen Atmosphäre jenes mit goldenen Lettern auf Latein in den Stein geschriebenen benediktinischen Friedensgrußes, mit dem das einstige Kloster den „sturmgeprüften Wandersmann“ aufnahm, als er am 11. Juli 1859 das Eingangstor durchschritt: *Es sei unser Segen gleich dem Morgenstern und wie ein strahlendes Licht!*

## Nachweise

- 1) Stadtarchiv Lichtenfels
- 2) F. Schnabel, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert, Band I, 1929
- 3) Ph. Witkop, Volk und Erde, Allemannische Dichterbildnisse, 1929
- 4) C. Theodori, Geschichte und Beschreibung des Schlosses Banz in Bayerns Oberfranken, 1857
- 5) G. von Heeringen, Das malerische und romantische Deutschland, 2. Band, Franken, 1846
- 6) C. Theodori, a. a. O.
- 7) K. Bosl, Aus den Anfängen des Territorialstaates in Franken, 1962
- 8) Ph. Witkop, a. a. O.
- 9) G. Piltz, Franken, Kunst einer Landschaft, 1958
- 10) C. Theodori, a. a. O.
- 11) Eckermann, Gespräche mit Goethe
- 12) Ph. Witkop, a. a. O.
- 13) Stadtarchiv Lichtenfels
- 14) J. Proelß, Scheffels Leben und Dichten, 1887
- 15) G. Kanzler, Eremiten im Bistum Bamberg, Historischer Verein Bamberg, 1964

Frau V. Stühlen - von Scheffel, Karlsruhe, sei für familiengeschichtliche Mitteilungen geziemender Dank gesagt. Dank auch dem Scheffelbund Karlsruhe und dem Pfarramt Isling.



*Andreas Dück, Lichtenfels:*

RUDOLF VON LABAN  
AUF SCHLOSS BANZ

Begegnung und Erinnerung

Rudolf von Laban entstammte dem Geschlecht des Marquis de la Ban, der in der Französischen Revolution nach Ungarn emigrierte. Sein Vater war der K.K. Generalgouverneur von Bosnien, ein Umstand, der den Lebensweg des jungen Laban volkstümlich ganz entscheidend beeinflusste. Und wenn er auch die militärische Laufbahn aus der Tradition der Familie beschreiten mußte, so konnte er sich doch keiner Zeit erinnern, in der er nicht von den Menschen und ihren Bewegungen in Mimik und Gestik fasziniert gewesen wäre. So quittierte er schon als junger Offizier den Soldaten-

beruf aus dem Wunsch heraus, die Geheimnisse der körperlichen und geistigen Leistungen zu erfahren und zu beherrschen.

Es war ein weiter Weg, der mit Studien, Versuchen und Forschungen in Paris, Berlin, Wien und anderen Orten der Kunst und Wissenschaft angefüllt war. Immer ging es ihm dabei um das Studium der Bewegung, wozu er auch die Mathematik, Physik, Physiologie und Anatomie rechnete. Darum gab er auch frühzeitig die Ausbildung zugunsten der Praxis auf. Er widmete sich dem Studium des primitiven und sich ständig wandelnden Menschen, der Eingeborenen in Afrika, der Indianer in Nordamerika, der Menschen in Mexiko, im Nahen Osten und in China. Ancona und Arizona wurden ihm entscheidende Stationen auf seinem Lebenswege, bis er über viele Jahre hin an der Berliner Staatsoper Leiter der Abteilung „Bewegungskunst“ war, wo er als einer der berühmtesten Choreographen eine Methode der Bewegungsinterpretation ausarbeitete, die sogenannte Kinetographie, die seinen Namen und seine Arbeitsweise über die ganze Welt bekanntmachte.

Überall in den Kunstzentren der ganzen Welt entstanden Labanschulen, und auf der Olympiade 1936 erlebte er noch das grandiose Schauspiel von 3600 Tänzern aus sechzig Ländern, von der kinetographischen Tanzschrift zauberhaft geleitet und gelenkt. Neid, Mißgunst und der Alleinanspruch der damaligen Machthaber in allen Künsten mit ihren barbarischen Schulungspraktiken machten es ihm unmöglich, mit ihnen zusammenzuarbeiten, nachdem er bereits mit Toscanini als Choreograph der Bayreuther Festspiele abgehalftert worden war. Da auch die choreographischen und kinetographischen Werke einer Lebensarbeit aus „Platzmangel“ nicht in Berlin bleiben durften, nahm die Sekretärin des Verbandes der Labanschulen, Frau Marie Luise Lieschke in Plauen, dieses einmalige und unschätzbare Archiv im Dachboden ihres Hauses auf, den ihr Mann, der Arzt Dr. Gottfried Lieschke, zu einem würdigen Raum ausgestalten ließ. Ich hatte das Glück und die Freude, diesen Tempel der Kunst des Ausdruckstanzes zu sehen und seinen Reichtum zu bewundern, als Laban 1938, wie einst sein Ahne, der Marquis de la Ban, in die Emigration gegangen war. Der Volltreffer einer Bombe legte 1945 das Haus in Trümmer, und Tausende von Blättern tanzten kilometerweit durch die Lüfte. 1957 starb Laban in London, auch von der britischen Regierung rühmlich geehrt. Zu seinem 75. Geburtstag aber erschien die Dezember-Nummer „The Laban Art of Movement Guild“ als Festschrift mit Beiträgen aus aller Welt, an ihrer Spitze seine große Schülerin Mary Wigman mit Harald Kreutzberg, Gret Palucca und vielen großen Namen dieser Ausdruckskunst. Daß auch der Schoolmaster aus Seubelsdorf, Bavaria, mit einem Beitrag „The Mysterious Little Box“ ver-

treten war, machte dem Geburtstagskind durch die Erinnerung an Banz, Vierzeheiligen und Lichtenfels eine besondere Freude, so daß ich gebeten wurde, für die Biographie einen weiteren Beitrag zu erstellen.

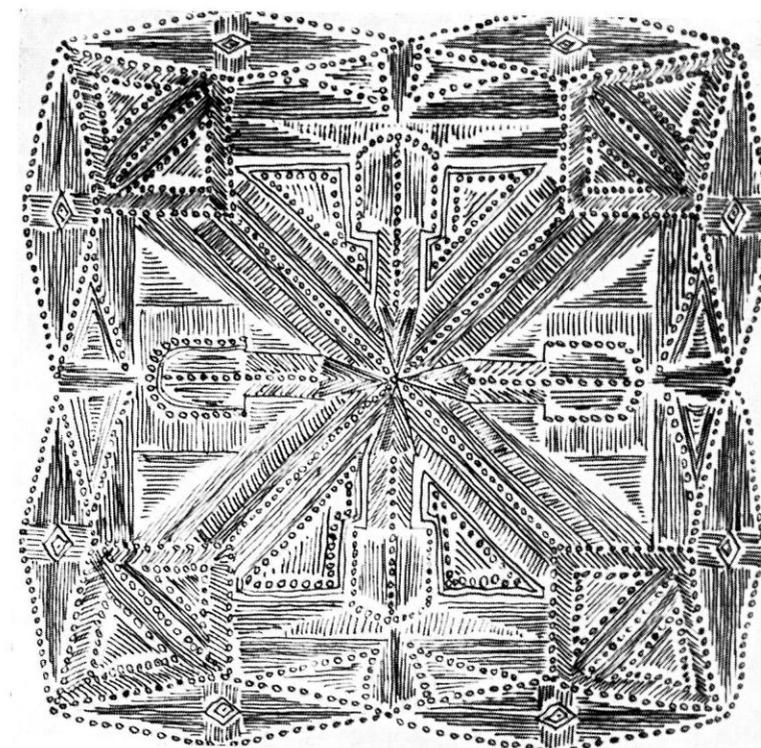
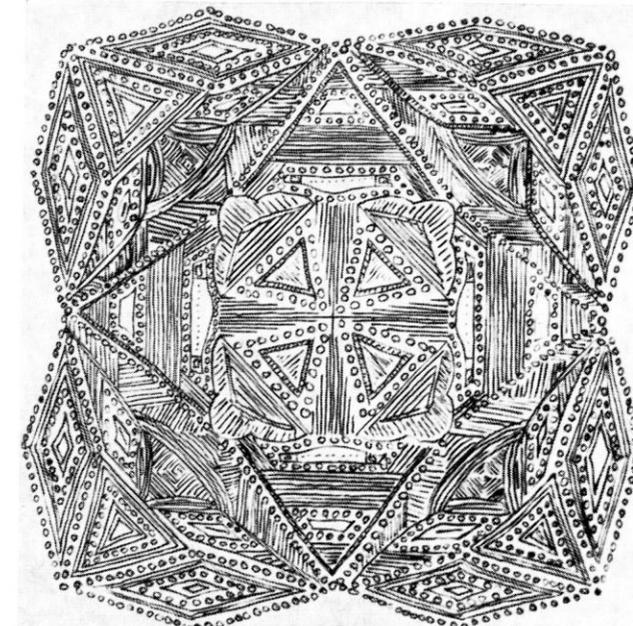
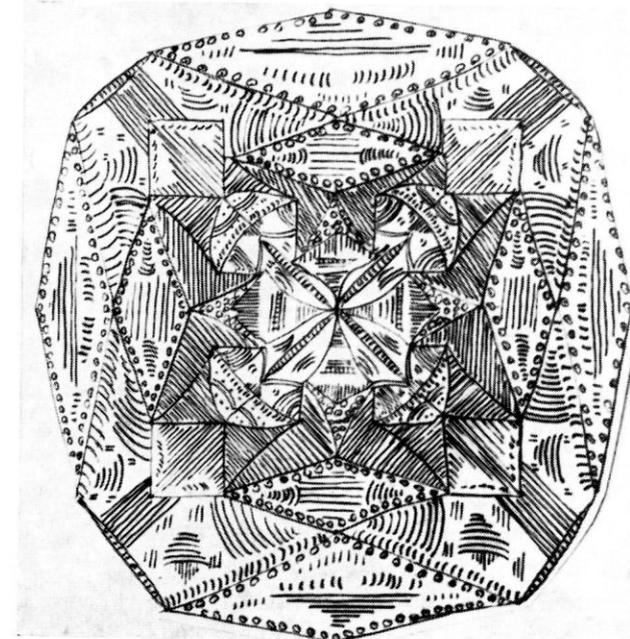
Laban war auch Musiker, Dichter, Maler und Plastiker. Als Schriftsteller veröffentlichte er 1926 die „Choreographie“, 1934 erschienen seine frühen Tanzdichtungen „Ein Leben für den Tanz“ und sein grundlegendes Werk „Die Welt des Tänzers“, in England kurz vor seinem Tod „Principles of Tanz and Movement“ und die „Kristallography“. In England und Amerika ist Laban Gegenstand einer weit ausgebreiteten Literatur geworden, und in Deutschland schuf Albrecht Knus, „ein Hieronymus im Labangehäuse“, eine achtbändige Enzyklopädie der Bewegungsschrift, von der ein „Abriß der Kinetographie“ in den letzten Jahren erschienen ist. Und dies die Leitlinie und das Fazit eines reichen, weisen und immer tätigen Lebens:

„Der Mensch kann an der Betriebsamkeit sterben, er kann aber auch damit großen Gewinn und Beglückung erfahren. Der Arbeitswille, die Würde der Arbeit, die Liebe zur Arbeit kommt nur dem zu, der an der Arbeit glücklich wird. Wir müssen tiefer in das Wesen des Menschen blicken, um dort herauszufinden, wo er sein Bestes zu leisten vermag, damit er alles natürlich und zwanglos und mit Zufriedenheit tue, die eben nur aus einer gut getanen Arbeit erwachsen kann.“

\*

Wenn sich mir auch mit dem Namen Laban schon viele Vorstellungen verbanden, so war doch das persönliche Kennenlernen dieses Mannes ein Ereignis besonderer Art, dem ich manches verdanke, was bis dahin mehr oder weniger nur Literatur war. Ich hatte ihn nie tanzen gesehen, wußte aber, worum er sich bemühte, und las alles, was von ihm und über ihn geschrieben worden war. Auch ich war ihm durch Vermittlung von Freunden kein Unbekannter mehr, und weil es sich begab, daß er und mein Freund J. A. Meisenbach (der Bamberger Verleger) zu gleicher Zeit Geburtstag hatten, kamen sie am 16. Dezember 1937 nach Lichtenfels, die Seubelsdorfer Kinderzeichnungen bei mir anzusehen. Sie faszinierten ihn aufs äußerste wegen ihrer einmaligen ornamentalen, geradezu tänzerischen Gestaltung als Schrift aus den Untergründen des Zauberreichs der Seele. Sie hatten bei Männern der Kunst und Dichtung schon viel Aufsehen erregt und sind in ihrer Einmaligkeit auch ein Rätsel geblieben bis auf den heutigen Tag, weil sie mit den üblichen Kinderzeichnungen nichts gemein haben, sondern eine Schrift von eigener Wertung sind, die einzig und allein aus den Kindern

von neun bis dreizehn Jahren ohne mein Zutun entstanden und sich zu Ausdrucks-  
gestaltungen von geradezu monumentalem Duktus auf kleinster Fläche steigerten.  
Laban wollte am nächsten Tag, weil man ihn in Berlin ausgebootet hatte, nach Gar-  
misch-Partenkirchen abreisen, war aber von dem Reichtum dessen, was er hier zu  
Gesicht bekam, so angetan, daß er sich entschloß, in meiner Nähe zu bleiben. Hinzu  
kam, daß er selber sich mit seiner Kristallographie beschäftigte, die ihm aus den  
Zeichnungen so eindeutig entgegen kam. Da er sich gleichzeitig mit der Idee des „Kilo-  
meterhauses“ und des Tanztheaters abgab, wollte er den Winter auf Schloß Banz  
verbringen in der Hoffnung, dort die ersehnte Ruhe und anregende Stille zu finden.  
Wir trafen uns öfter droben in Banz oder unten in Seubelsdorf, wo er die Schule be-  
suchte, den Kindern bei der Arbeit ihrer Zeichnungen zusah oder im Turnsaal mit  
ihnen gymnastische Versuche anstellte, wobei ich selber sein gelehriger Schüler wurde.  
Es war eine Dorfschule mit zwei Klassen, in der unteren die sechs- bis neunjährigen  
und in der oberen die zehn- bis vierzehnjährigen Knaben und Mädchen beisammen  
arbeitend, ein Umstand, dem ich meine guten Schulerfolge auf allen Gebieten des  
Unterrichts und der Erziehung verdanke, weil hier noch eine Gemeinschaft wirksam  
wurde, die durch die Aufgliederung in einzelne Jahrgänge nicht selten verloren geht.  
Bei einer Unterhaltung mit ihm vor der Klasse — die Kinder waren an derlei von  
manchen prominenten Besuchern her gewöhnt — kamen wir auf die Kristalle zu  
sprechen und das ihnen innewohnende Geheimnis der Gestaltung. Und als er eines  
Tages wieder kam, fand sein Erstaunen kein Ende über das, was sich ihm von den  
Zeichnungen der Kinder her alles offenbarte. Die Kinder-Kristalle gehören zum Schön-  
sten, was da ans Tageslicht trat, von einer Sauberkeit und Schönheit, die ihresgleichen  
sucht, und er, der stets sein geheimnisvolles Kästchen bei sich trug, das Kristallformen  
enthielt, stand vor einem Wunder: „Ich könnte es nicht glauben, wenn ich es nicht mit  
eigenen Augen sähe!“ sagte er zu den Kindern, die davon angerührt mit dem Stift  
ein Stück um das andere auf dem Papier hervorzauberten.  
Wir unterhielten uns viel über Schulprobleme und darüber, was ein Lehrer für Mög-  
lichkeiten zur Entfaltung des Seelischen im Kinde habe. Er als weltberühmter Mann  
der seelischen Entfaltung im Tanze wußte mehr als die Lehrer und die Tänzer, denen  
es nicht gegeben ist, Gottes Gehilfe an der Schöpfung zu sein. So waren wir Freunde  
geworden, die eine gemeinsame Sache verband.  
Unsere Gespräche auf Schloß Banz, wo wir der Wärme wegen gern in der familiären  
Schloßwirtschaft saßen, zogen auch die Gäste ins Gespräch, sozusagen in ein Collo-  
quium, anders als sonst, wo man sich um die Gunst der Zuhörer bemüht. Und noch



*Diese Schülerzeichnungen sind Bei-  
spiele einer Bilderschrift als Aus-  
drucksform jenseits des Sprechens  
und der Sprache. Die kindlichen  
Zeichner versuchen sich, angeregt  
durch ein Gespräch mit Laban vor  
der Klasse, an Kristallformen.*

bis zum heutigen Tag werde ich nach jenem Manne gefragt, der einmal in den Winterabenden durch sein leutseliges Wesen den Zauber seiner Persönlichkeit ausgestrahlt hatte. Die Nachricht von seinem Tod ging in und um Banz gewiß mehr zu Herzen als den Allzuvielen der gebildeten Welt, denen Laban kaum mehr als ein bekannter und sonderbarer Name war.

Als er im Februar 1938 an einer Erkältung erkrankte, blieb er bei uns, bis ihn meine Frau gesund gepflegt hatte. In diesen Tagen ist der Entschluß in ihm entstanden, in die Emigration zu gehen, was auch von uns auf Grund eigener Erfahrungen unterstützt wurde. Seitdem blieben wir in ständiger Verbindung, und noch vier Wochen vor seinem Tod galt sein besonderes Interesse den Zeichnungen der Seubelsdorfer Kinder, die ihn so tief berührt hatten, als er am eigenen Leib hatte erfahren müssen, wie das deutsche Geistesleben immer mehr unter dem Druck der damaligen Gewaltherrschaft erstarre. Der Krieg hat unseren Briefwechsel unterbunden, und ich danke es dem Tänzerpaar Kurt Joos und seiner Frau, daß sie mich als Freund Labans in einer Tanzpause am Regensburger Stadttheater nach dem Krieg in der Garderobe empfangen. Sie überbrachten mir die ersten Nachrichten über seine Tätigkeit in England während der Emigration und halfen mit, eine jahrelang unterbrochene freundschaftliche Verbindung wieder aufzunehmen, die einmal durch eine geradezu schicksalhafte Begegnung mit mir und meiner Frau, mit Meisenbach und den Schulkindern meiner Schule so lebendig und verheißend begonnen hatte.

Noch vier Wochen vor seinem Tod am 2. Juli 1958 gedachte er in seinem letzten Brief der Seubelsdorfer Kinderzeichnungen: „Ich habe das, was ich weiß, hier an interessierte Erziehungsleute weitererzählt und kann nur sagen, daß Ihre Ideen viel Anklang fanden und auch mit den hiesigen modernen Erziehungsbestrebungen sehr schön zusammenklingen. Natürlich waren Sie ein Vorläufer, denn damals dachte kaum einer in dieser Richtung. Seien Sie nun recht herzlich begrüßt und empfangen Sie meine allerbesten Freundeswünsche von ganzem Herzen.

Stets Ihr alter Rudolf Laban.“

**Die wichtigsten Schriften  
von Rudolf Laban:**

Die Welt des Tänzers, Stuttgart 1920  
Gymnastik und Tanz des Kindes, Oldenburg 1926  
Choreographie, Jena 1926  
Kinetographie Laban, Vienna — New York 1928  
Effort, London 1941  
Modern Educational Dance, London 1948  
Mastery of Movement on the Stage, London 1950  
Principles of Dance and Movement Notation, London 1954  
Kristallography, London 1958

*Jakob Lehmann, Lichtenfels:*

VOM WANDEL DES HEIMATBEGRIFFES

Die kritische Besprechung einer Autobiographie aus dem Kreis der Widerstandskämpfer vom 20. Juli 1944 beginnt mit den Worten:

„Das Recht, das Wort Vaterland zu gebrauchen oder gar, wie es hier geschieht, auf die Titelseite eines Buches zu setzen, ohne sich damit der Lächerlichkeit einer anachronistischen Ideologie preiszugeben, erwirbt sich ein Deutscher unserer Tage nur noch durch den Nachweis, daß er Mut und Entschlossenheit zu einem Martyrium im Geiste hat, dessen Schmerzdimensionen nicht leicht auszumessen sind.“<sup>1)</sup>

Was hier zum Begriff „Vaterland“ geschrieben wurde, könnte auch für das Wort „Heimat“ übernommen werden, wie es Hans Erich Nossack in seinem Aufsatz „Schwierigkeiten beim Schreiben der Wahrheit“<sup>2)</sup> mit folgenden Worten bestätigt:

„Wer das Wort ‚Heimat‘ zu untersuchen wagt, macht sich verhaßt. Die Leute stellen das Radio ab und schreiben empörte Briefe. Unter Umständen wird eine Gruppe oder Partei zum Staatsanwalt laufen, sich aufs Grundgesetz berufen und über Geschäftsschädigung klagen.“

Was in beiden Zitaten anklingt, kann jeder von uns bestätigen: Heimat gehört mit zu den zumeist umstrittenen, verworfenen, wieder hervorgeholten, belächelten oder tabuisierten Begriffen in unserer an Neurosen und Allergien keineswegs armen Zeit. Eine maßlose Übertreibung des hochgespielten Begriffes bis zur Sakralisierung und Mythologisierung wechselte jäh mit radikaler Bilderstürmerei, die jeden verdächtigt, der das Wort überhaupt noch in den Mund nimmt, die aber auch hie und da in eine gedanken- und einfallslose Restauration einmündet, so, als könne alles Gewesene wieder fröhliche Urstände feiern. Dem distanzierten Betrachter wird klar, daß der Begriff Heimat emotional beträchtlich aufgeladen war, bevor sich der Nationalsozialismus seiner bemächtigte, um ihn wie vieles andere ideologisch zu mißbrauchen. Alles das ist jedenfalls Grund genug, daß sich eine geschichtliche Vereinigung, die sich in ihrem Untertitel „Geschichts- und Heimatfreunde am Obermain“ nennt, auch einmal Klarheit verschafft, was in ihrem Sinne dieser Begriff umschließt und wie sie ihre Arbeit, ja sich selbst verstanden wissen möchte. Indem wir uns bemühen, das Wort Heimat neu zu begreifen, begreifen wir uns selbst, weil uns eine besessene Apologetik ebenso fern liegt wie eine snobistisch verächtlich machende Bagatellisie-

rung. Diese unsere redliche Neubesinnung kann auf eine nüchtern-rationale (nicht rationalistische!) Bestandsaufnahme des Gewesenen ebenso wenig verzichten wie auf eine kritische Analyse gängiger Interpretationen des Heimatbegriffes. Heimat ist kein Tabu für uns, über das nicht geredet werden darf; Heimat sollte aber auch nicht ausschließlich dem Literarischen Cabaret überlassen bleiben, wo es als Lückenbüßer zwischen politischen Sarkasmen, die auf die Dauer auch langweilig werden, immer gut ankommt. „Wir brauchen eine der Bewußtseinshöhe unserer Epoche entsprechende Rationalität“, forderte Prof. Conrady auf dem Münchener Germanistentag 1966, wo es um eine ähnliche Standortbesinnung ging. Das gilt auch für unsere Betrachtung, soll nicht schon der Ansatz verfehlt und die Erstarrung in manifeste Vorurteile ungelöst bleiben. Eine rationale Durchleuchtung wird keineswegs etwas ganz Neues, sicher aber Richtlinien für einen gereinigten, zeitgemäßen und in seinem Wechselverhältnis von Handlung und Reflexion dynamischen Heimatbegriff ergeben.

## I.

Beginnen wir mit der sprachlichen Seite! Carl Jakob Burckhardt nannte anlässlich der Verleihung des Friedenspreises des deutschen Buchhandels 1954 Heimat ein Wort, das der deutsche Sprachgeist geschaffen habe.<sup>3)</sup> Keine Sprache kennt ein völlig gleichbedeutendes Wort; meist ist Vaterland gemeint (ital. patria, franz. patrie, engl. mother country) oder Landschaft (ital. paese, franz. pays) oder Haus (ital. casa, engl. home). Heimat ist ein germanisches Wort, zurückgehend über mhd. heimot (heimuote) zu ahd. heimoti, heimuoti, got. haimothli (= heimatlicher Acker) und germ. = haim- (vgl. Boihaemun = Bojerland). Das Suffix -odi, ahd. -oti bedeutet wie in Armut (armuoti) oder Einöde (einoti) soviel wie „versehen mit“. Bei Tacitus und Strabo heißt es Sitz oder Besitz eines Stammes, worauf noch Ortsnamenendungen im Fränkischen, Süddeutschen und Niedersächsischen verweisen, wie Northeim, Gandersheim, Hildesheim usw.

Die auch in anderen germanischen Sprachen bekannte Reihe Heimat — Wohnort — Heim, Haus, Grundbesitz geht auf die idg. Wurzel\*key (vgl. griech. KOMÉ) zurück.

Das Mittelhochdeutsche kennt eine reiche Überlieferung mit heimote, heimuote, heimüte; im 12. Jh. ist es das eingefriedete Land, der Grundbesitz, das Eigentum oder persönlicher Besitz (bair. Hoamat, obö. Homatl), seit dem 15. Jh. verbreitet es sich über die deutschen Stämme und steht im Gegensatz zu ellende = der in oder aus

einem fremden Lande, der fremd ist, verbannt, geschieden von etwas, unglücklich, jammervoll, hilflos, elend. Bei Philipp Melanchthon finden wir: „Wiewol sy die zeit in einem fremden Land und nit in irem haimet waren.“ Noch ist das Wort als Neutrum gebraucht, als Feminium erscheint es erst im 18. Jh.; immer steht es in der Einzahl.

Im Schweizerischen ist Heimat = Bürgerort; man erwirbt dieses Heimatrecht, und es ist unverlierbar. Eigenartigerweise kennt das 18. Jh. — wohl aus dem Geist des Barock- und Rokoko-Zeitalters heraus, der mehr dynastisch als staatlich bestimmt ist — das Stichwort Heimat in keinem Lexikon. Überhaupt wird Heimat in unserem Sinn erst mit der Ende des 18. Jh. einsetzenden Mobilität des Geisteslebens verstanden. Die frühere Sesshaftigkeit (vgl. Ortsgelübde der Mönche!) kennt den Begriff nicht, erst mit den Reisläufern, den fahrenden Gesellen, den wandernden Schreiber- und Handwerksburschen, denen also, die in der Fremde leben müssen, wird Heimat zum Bewußtseinsinhalt, nachdem sie als „unbewußter Naturzustand“<sup>4)</sup> verloren gegangen ist.

Eine besondere Rolle spielt der Begriff bei den Romantikern, die ihn mit Gefühlswerten bis zur Überladung anreichern. Was jetzt in den Dichtungen und Briefen direkt und übertragen mit Heimat bezeichnet und ausgedrückt wird, entspringt einer neuen und originellen Haltung und entspricht in etwa der Entdeckung der deutschen Vergangenheit, der Verklärung des Rittertums und des Mittelalters (vgl. Berichte der norddeutschen Protestanten über die Fronleichnamsprozessionen im Bistum Bamberg!). Die Bilder eines Karl Spitzweg und Moritz von Schwind bannen dieses Gefühl in Farbe, und seine Auswirkungen reichen über Richard Wagner bis zu Ludwig II. und seinen Bauten.

Hinter dem ästhetischen Anliegen steht die politische Sehnsucht nach der größeren Heimat, dem Vaterland Deutschland, das zerstückelt in Kleinstaaten und gedemütigt durch Napoleon tiefe Erniedrigungen erlebt. Ist politisch die Hoffnung auf die Krone Preußens gerichtet, so gilt die geistige Sehnsucht der Gemeinsamkeit in Kultur und Geschichte.

Im weiteren 19. Jh. zieht sich das um die Früchte der Freiheitskriege betrogene deutsche Volk auf den privaten Bereich des eigenen Lebens zurück. Die biedermeierliche Enge schafft Besinnung auf das Nächstliegende, auf die lokale Heimatgeschichte, erzeugt aber auch schmalbrüstigen Krähwinkelgeist und kurzsichtige Kirchturmpolitik. Heimat wird zum Ort der Bescheidung, der Heilung von den Leiden der Welt. Das Wort Heimweh gewinnt seine sentimentale, modische Ausprägung.

Man weiß sich geborgen „im Schoße der Heimat“ und singt das Lob auf den Ort, „wo meine Wiege stand“. Gleichzeitig aber bürgern sich die Hochzeits- und Ferienreisen ein, man spielt mit der romantischen Fernsehnsucht und möchte nicht als „hausbacken“ oder „nicht weit her“ gelten, weil man die gewohnte Umgebung nie verließ. Das Nomadenhafte unserer freilich unter anderen Prämissen stehenden Gesellschaft hat hier seine Wurzeln.

Gegen Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jh. versucht die Heimatkunstbewegung im Kampf gegen Großstadt und „Asphaltliteratentum“ den schöpferischen Urgrund künstlerischen Schaffens im heimatlichen Raum wiederzugewinnen. Der Naturalismus hatte als eine Art gegen die Romantik gerichtete europäische Aufklärung die Befreiung von den überalteten Traditionen des 19. Jh. angestrebt. Unter Führung der Naturwissenschaften entwickelte sich ein großstädtischer Rationalismus und Internationalismus mit psychologischem Raffinement und heftiger Sozialkritik. In Frontstellung zu der angeblich drohenden Verstädterung und Intellektualisierung fordert die Heimatkunstbewegung im Anschluß an das Gedankengut von Julius Langbehn („Rembrandt als Erzieher“) und Paul de Lagarde („Deutsche Schriften“) die Rückbesinnung auf das Bodenständige, Bindung an Landschaft und Volkstum, an die Lebensfülle und Tradition der deutschen Stämme. Man beschwört die großen Vorbilder im Poetischen Realismus (Gotthelf, Keller, Stifter, Raabe, Storm, Ebner-Eschenbach), ohne sie je zu erreichen, und propagiert eine Verbindung von Heimatscholle und Dichtung. Damit ergießt sich erneut der aufgestaute Strom deutscher Innerlichkeit in ungezählte Bauernromane und Dorfgeschichten. Aber die „Suche nach der bergenden Wirklichkeit des deutschen Menschen“ als eine Art Selbstfindung „inmitten einer weithin gottleugnenden, seelenzerstörenden und bindingslosen Zeit“ (Hans Schwerte) wird zu nichts anderem als der angstvollen Flucht vor den Mächten der Zeit, der Technik und Industrialisierung, der neuen Wirtschaft und Gesellschaft. Kosmisches Allgefühl bei Barlach und Stehr steht neben landschaftlich-stammestümlichem Sich-Bescheiden bei der Miegel und bei Waggerl, europäische Verbundenheit im Humanen bei Hesse und Carossa neben nationaler Verengung und völkischer Überheblichkeit bei Schäfer, Strauß und Grimm.

Mit zunehmend emotionalem Schwärmen und raunendem Bodenkult setzt man sich von der Bewältigung der andrängenden Zeitprobleme, wie sie Fabriken, Werften, Welthandel, Banken und Laboratorien aufwarfen, ab und sammelt sich unter den Unkenrufen vom „deutschen Verfall“ abseits in agrarisch-kleinbürgerlichen Ressentiments. Man beachte: Es ist die gleiche Zeit, in der 1901 der „Wandervogel“ ge-

gründet wird und Kaiser Wilhelm II. in betont forscher Weise zum Impressionismus Stellung nimmt:

„Eine Kunst, die sich über die von Mir bezeichneten Gesetze und Schranken hinwegsetzt, ist keine Kunst mehr . . . Uns, dem deutschen Volke, sind die großen Ideale zu dauernden Gütern geworden, während sie anderen Völkern mehr oder weniger verloren gegangen sind.“<sup>5)</sup>

Was Wilhelm unter artgemäßer Kunst verstand, zeigten dann die marmornen Kunstprotze mit nationalpreußischer Ideologie längs der Siegesallee in Berlin.

An der Spitze der völkischen Literaturkritik steht Adolf Bartels, der selber als Bauernroman-Autor hervorgetreten war. Er unterschied bereits blutbewußte germanische und blutverseuchte jüdische Autoren. 1925 soll ihn Hitler besucht haben, H. St. Chamberlain widmete ihm seinen Goethe-Band mit den bemerkenswerten Worten: „Herrn Professor Bartels, mit der warmen Dankbarkeit, die jeder Germane ihm zollt.“

In kürzester Zeit war hier also aus gutgemeinten Absichten heraus eine neue gefährliche Wertpyramide entstanden, an deren Spitze das Völkische, Arische, Artreine und Heimatgebundene in mythischer Verklärung rangierte, gespeist aus den dunklen Gründen des Blutes, der Rasse und des Volkes. Damit geht es nahtlos in die PerverSIONen und Demagogien des Nationalsozialismus hinüber, der sich in maßlos übersteigertem nationalen Selbstgefühl zum Maßstab für alles setzte.

Dabei war auch noch der Neuansatz nach 1918 recht idealistisch gemeint gewesen. Angesichts der Kriegsverluste an Land und Leuten und der großen materiellen Einbußen bemühte man sich — wie nach 1815 — um Vertiefung, Verinnerlichung und Vergeistigung. Zahlreiche Heimatzeitschriften und -beilagen sowie Heimatvereine entstehen, darunter auch unser CHW! Man sucht Trost und Hilfe bei den verschütteten Quellen, bei der Geschichte der verbliebenen Landschaften und ihrer Brauchtumpflege. Aber wie so oft in unserer Geistesgeschichte geschah es mit zuviel Gefühl, zuviel raunendem Beschwören, im Halbdunkel von Traum und Gesicht, im Ton der Verkündigung, mit dröhnendem Pathos oder auch verkitscht, sentimentalisiert und in der Bierseligkeit des Spießers, jedenfalls mit zu wenig klarem Verstand, nicht rational wägend, nicht mit Einsicht, Toleranz, Kritik und gutem Geschmack. So konnte es nicht ausbleiben, daß die Deutschtümelei, das Heimatgetue mit Weißblauen Tagen und Parademärschen vor Kronprinzen, das Nationale vor Kriegerdenkmälern und in den Lesebüchern (unter dem Titel „Lieb Heimatland“) bald ins Teutonische und Nationalistische übergangen und alle Beteiligten mit wehenden Fahnen

den Rattenfänger melodien der Völkischen zum Opfer fielen. Und das um so mehr, als mit sicherem Instinkt für die Bedürfnisse und Verführbarkeit der Massen und mit berechnender Propaganda alle bislang vereinzelt Ansätze nunmehr unter staatlicher Regie zum Programm, zum Staats- und Nationalen Feiertag, zu völkischen Festen, Aufmärschen und opernhafte Inszenierungen erhoben wurden. Man muß die Scham einmal gespürt haben, die einem bei der Lektüre der Heimatzeitschriften usw. aus dem Jahre 1933 überkommt: Ohne jeden Zwang überschlägt man sich, die „Volkwerdung“, das „Neue Reich“, den „Führer“ zu begrüßen und ihnen die heiß ersehnte Mitwirkung anzubieten. Nur wenige blieben, die ihren gesunden Sinn für eine rechte Wertordnung bewahrten und in der Säkularisierung vieles Religiösen zugunsten von Heimat, Volk und Reich eine unverantwortliche Verdiesseitigung erblickten, die bloß Vorläufiges absolut setzte und damit schlimme Folgen ahnen ließ. Dagegen hatten die Blut- und Boden-Dichter, die Heimatschriftsteller, -musiker und -künstler Hochkonjunktur. An ihrer Spitze die Kolbenheyer, Grimm, Berens-Totenoht, Blunck, Vesper, darunter auch Kuni Tremel-Eggert, mit ihren rückgewandten Leitbildern des „bäuerlichen Schollenmenschen, hausväterlicher Heimlichkeit und landschaftlicher Innerlichkeit“<sup>6)</sup>, kurz: eine anachronistische „Agrarliteratur im durchorganisierten Industriestaat“<sup>7)</sup>. Die ungezählten Beispiele aus der jährlichen sog. Großen deutschen Kunstausstellung in München mit immer wieder abgewandelten rustikalen Motiven aus dem „Nährstand“ bieten einen aufschlußreichen Anschauungsunterricht über die damalige „Heimatkunst“.

Immer brünstiger scholl der Ruf „Meine Heimat!“ durch Heide und Walddom, „hallte von Bergeszacken im Alpenglühen bis an das große weite Meer. Die Gestalten, die beim heiligen Morgengebet das Korn in die von den Ahnen ererbte Scholle senkten, waren stolz und trutzig, rauhes reines Blut brauste in ihren Adern, der Maiden Augen blitzten, und ihre Gestalten strafften sich vor Stolz — vor allem, wenn der herb Geliebte aus dem welschen Tand-Land zu Käthe und Kate zurückfand. Alle schritten mehr oder weniger hinter dem Pflug, nicht zu vergessen der Ahnen lange Kette . . .“<sup>8)</sup>

Beispiel dafür ist „Barb — Der Roman einer deutschen Frau“ von Kuni Tremel-Eggert, erschienen im Franz Eher Verlag München 1939:

„Kaum ist er außer Hörweite, springt auch Barb auf. Lächelnd sieht sie zum Vater hin. Er nickt. Da hebt sie mit einem Ruck den körnerschweren, strohgeflochtenen Sätkorb und legt sich den breiten glänzend-gescheuerten Ledergurt über die magere linke Schulter.

Tief schneidet er ein. Die Last der Körner zieht sie herab. Sie achtet nicht darauf. Ihre Augen glänzen — ihr Mund lächelt, spielerisch nimmt sie eine Handvoll Körner und läßt sie durch die Finger rieseln. „Los!“ Der Alte sagt's und es klingt wie ein Kommando. Sie atmet tief, ihr Körper strafft sich zu seiner ganzen Höhe, ihre Rechte holt weit aus, und in großem Schwung sprühen die Körner aus ihrer Hand . . .

Hoch und stolz trägt sie den Kopf. Ihre Augen blitzen, ihr lächelnder Mund ist leicht geöffnet. Weit und zügig ist ihr Gang und gleichmäßig, wie sie es oft und oft von ihm gesehen, ist der Schwung ihrer weitausholenden Rechten. Immer weiter schreiten sie hinein in die braune Breite des Ackers, von dessen Tiefe es wie Rausch aufsteigt in ihre Herzen.

Auch Barb ist still geworden — das Erleben ist stärker, als Worte es zu sagen vermögen.

Um so lärmender werfen sich die aufgescheuchten Sperlinge und Ammern hinter ihnen wieder in's frischgebrochene Feld, Festmahl zu halten am reichgedeckten Tisch. Barb aber schreitet immer weiter und weiter. Sie scheint zu wachsen mit jedem Schritt. Hoch über ihr eilt jubelnd eine Lerche in's Blau, und in ihr selbst singt und klingt es wie bei einem erstmaligen hohen, hohen Fest. Sie lächelt glücklich! Und es denkt in ihr: „Wie schön ist das!“

Sie fühlt es plötzlich — sie geht nicht allein und nicht nur mit ihrem Vater durch's Feld. Viele sind mit ihr, neben ihr, die in Jahrhunderten hier gingen hinterm Pflug, dem heiligen Acker dienend.

Sie begleiten sie — sie lenken ihren Fuß, sie führen ihre Hand. Sie schreiten durch sie hindurch und heben ihr Herz in Sonnennähe.

Es ist ein Fest des Blutes, ein Fest innigster Verbundenheit mit der braunen Erde, in der ihr Fuß versinkt. Anstrengung und Freude helfen zusammen und treiben ihr Blut in schnellem Gang durch ihren jungen Körper, durchströmen ihn mit ungeahnter Kraft, die herauswächst aus der Tiefe des Ackers — durch sie hindurch, so daß sie jäh einhalten muß vor der wundersamen, sie tief erregenden Süße, die ihren ganzen Körper durchflutet.

Hätte sie sich in dieser Minute in einen Baum verwandelt, wären ihre Füße hinuntergewachsen, seine Wurzeln zu werden, hätten sich ihre Arme, ihre Hände gebreitet zu tragenden Ästen, sie hätte sich kein bißchen gewundert. Tief und demütig neigt sie den Kopf und steht still, wartend —.“<sup>9)</sup>

Man müßte diesen ungeheuerlichen Sprachkitsch Wort für Wort betrachten, um das ganze Instrumentarium bloßzulegen, mit dem man damals dem heimatlichen Strickstrumpf Masche für Masche anfügte, bald geschichtliche, bald folkloristische, bald rassische, bald pseudoreligiöse Muster hineinplazierend. Der Kult des Fraulich-Mütterlichen — der Deutsche ist angeblich seit Jahrhunderten dorthinunter unterwegs (vgl. die Zurechtdeutungen des Faust II!) — vereinte pantheistische (Mutter Natur), christliche (Mutter Gottes) und tiefenpsychologische (die große Allmutter) Elemente zu einem wieder gerührten Ideologiebrei.<sup>10)</sup> Dahinter aber stand die kalte Berechnung

auf möglichst viel Menschenmaterial, das die Gebälerin zu schaffen hatte, um es auf dem Altar des Krieges zu opfern. Bei R. Haas<sup>11)</sup> lesen wir:

„Die schräg geneigte Sonne ließ die Goldbuchstaben des Grabmals aufleuchten: ‚Sie starben, daß Deutschland lebe‘, und Deutschland lebte, kraftvoller, mächtiger und herrlicher als je, und würde leben in alle Ewigkeit. Mutter Berta erhob sich und schritt im Abendleuchten heim. In ihr war Freude und das Glück der Erfüllung.“

Dieser fürchterliche Gefühlsmißbrauch ist aber nicht etwa originale Schöpfung der NS-Schreiberlinge. Das alles ist längst vorbereitet, liegt bereit und bedarf nur neuer Embleme. Schon Walter Flex läßt in seinem „Wanderer zwischen beiden Welten“ die Mutter seines gefallenen Freundes fragen:

„. . . ‚Hat Ernst vor seinem Tode einen Sturmangriff mitgemacht?‘ Ich nickte mit dem Kopfe. ‚Ja, bei Warthi.‘ Da schloß sie die Augen und lehnte sich im Stuhle zurück. ‚Das war sein großer Wunsch‘, sagte sie langsam, als freue sie sich im Schmerze einer Erfüllung, um die sie lange gebangt hatte. Eine Mutter muß wohl um den tiefsten Wunsch ihres Kindes wissen. Und das muß ein tiefer Wunsch sein, um dessen Erfüllung sie noch nach seinem Tode bangt. Oh, ihr Mütter, ihr deutschen Mütter! — —“<sup>12)</sup>

Dem wäre nur hinzuzufügen: Oh, Walter Flex! Oh, deutsche Jugendbewegung! — Man wird verstehen, daß derlei in der Schule nichts mehr zu suchen hat!

Neben solchen in Serien fabrizierten süß-sauren Kitschprodukten erstanden jene historischen Reihenbilder, die in blinder oder bewußter Verwechslung von Bild und Sache nur einem explosiven Nationalismus dienten. Iphigenie und Nathan, Egmont und Tell verschwanden von den Bühnen und machten den Wagner-Helden der Nibelungen Platz. Sie ließen die Sippe greifbar erscheinen und verliehen den Vorvätern Gegenwart. „Die Kenntnis der mittelalterlichen Literatur“, schreibt der bedeutende französische Germanist Robert Minder<sup>13)</sup>; „fällt demgegenüber kaum ins Gewicht, schwache Nachklänge von ‚Uns ist in alten Mären‘, vermischt mit dem feucht-fröhlichen ‚Hildebrand und Hadubrand‘ von Scheffel und dem Minne-Tandaradei des Zupfgeigenhansls. Im Hintergrund Frau Uta vom Naumburger und der Reiter vom Bamberger Dom, als ‚deutscher Jüngling fromm und stark‘ durchdekliniert vom ‚Parsifal‘ und ‚Simplizius‘ bis zu Dürers ‚Ritter zwischen Tod und Teufel‘, der Gott fürchtet und sonst nichts auf der Welt.“ — Es gehörte zu den aufrüttelndsten Erlebnissen des Deutschen Katholikentages 1966 zu Bamberg, wie der Redner des Eröffnungsabends im mittelalterlichen Freiraum der Alten Hofhaltung den atemlos lauschenden Zuhörern empfahl, ihren Blick vom Reiter weg und den diskutierenden

Prophetengestalten der Ostchorschranken zuzuwenden; sie wiesen uns den unserer Situation angemessenen Weg des ernstesten Gesprächs. (Vgl. Umschlagbild!)

Stille der deutschen Seele und Baßstuben-Gedröhne, Pfahlbürgertum und mythisches Reich, eine sakrale Vorstellung von Gemeinschaft, die „jeden Zugang zur wirklichen Welt, zur Gesellschaft, wie sie ist, verbaute und auch da noch Vorbildlich-Heiliges sehen ließ, wo längst Kriminelles am Werk war: Herddämmerglück und Waberlohe“<sup>14)</sup> — das war der Weg des damaligen Heimatkultes. Der Traum vom tausendjährigen Reich wird bald abgelöst von der machtpolitisch konkreten Parole: Heim ins Reich!, die dann in den endlosen Vertriebenenströmen gegen Ende des Zweiten Weltkrieges eine geradezu eschatologische Erfüllung findet. Der Appell an das Heimatgefühl erfährt in der Proklamation des totalen Krieges eine völlige Umkehrung und enthüllt das bislang propagandistisch und suggestiv aufgebaute als schäbige Kulisse zu nackt-brutaler Machtpolitik.

Der Erdrutsch der deutschen Innerlichkeit unter dem Motto „Heimat!“ war entsprechend. Er endete vor Stalingrad und in den Lagern von Auschwitz, Mauthausen und Bergen-Belsen, an der Oder-Neiße und der Berliner Mauer. Vergessen wir das nie! Am Wegverlauf dieses Heimatkultes bewahrheitet sich die alte Einsicht, daß Wertbegriffe bei äußerster Radikalisierung austauschbar werden. Die kleinbürgerliche, provinziell pervertierte Schrumpfform deutscher Innerlichkeit — weit entfernt von Luthers ‚innerem Reich‘! — verlief sich im Verbrechen. Die von Himmler geplanten großdeutschen Wehrbauernsiedlungen, die mit deutschen Brunnen, Linden und Liedern die deutsche Dorfidylle widerspiegeln sollten<sup>15)</sup>, wurden nicht gebaut. Statt der „russischen Arbeitstiere“ blieben Zehntausende deutscher Kriegsgefangener auf den Stätten des mörderischen russischen Wiederaufbaus. Und es gab keinen neuen Sturmangriff in Erfüllung gegangen sei.

Damit haben wir die heilsame, wenn auch grausame Desillusionierung erreicht, die nach dem Chaos des Zweiten Weltkrieges, das keine Dolchstoßlegende mehr zuließ, für uns die Chance eines Neuanfanges setzte. Ohne Brunnenlyrik draußen vor dem Tore packten unsere Heimatvertriebenen zu und ersetzten romantische Großreichsträume durch die Schaffung einer neuen Heimat. Sie gaben damit eine überzeugendere Antwort auf die Frage nach der Bedeutung des Begriffes Heimat heute und im Sinne unserer Auseinandersetzung als ihre Verbände und die Sonntagsredner ihrer Organisationen, denen wir nicht zuletzt das Stagnieren unserer Ostpolitik mit verdanken. Daß daneben im Gefolge der Freß-, Möbel- und Autowellen unserer Wohl-

standsgesellschaft auch der Mißbrauch des Heimatbegriffes — vom politischen Stimmenfang bis zum süßen und sauren Kitsch unserer Vergnügungsindustrie — schon wieder üppig in die Höhe schießt, ist ein Grund mehr zu unserem Gespräch, zu Wachsamkeit und steter Vergewisserung unseres Standpunktes. Die Mahnungen, Diskussionsbeiträge und Stellungnahmen namhafter Politiker aller Parteien und vieler Gelehrter zu dem noch immer ungelösten Problem unseres neuen Staatsgefühls, der Rolle seiner Symbole oder gar des umstrittenen Heimatrechtes zeugen von der gleichen Sorge. Zweierlei dürfte festzuhalten sein:

1. Es darf für uns nie mehr den Weg zurück ins Muffig-Provinzielle, Enge, Beschränkte oder „hinab zu den Müttern“, aber auch nie mehr den zivilisationsfeindlichen Naturpfad der Jugendbewegung mit national mißbrauchter Lagerfeuerromantik geben, wenn wir einen tragenden, verbindlichen Heimatbegriff erhalten wollen. Heimat wird ein von jedem einzelnen zu Schaffendes, zu Verwirklichendes im Rahmen der eigenen Umwelt, seines Arbeits- und Freundeskreises oder — mit anderen Worten — die Möglichkeit zum Leben gemäß der eigenen Fähigkeiten bedeuten müssen. Heimat ist der zur inneren und äußeren Gestaltung aufgegebene Lebensraum, uns von einem Höheren verliehen. Kenntnis des Größeren und Toleranz gegenüber Andersartigem, rationale Offenheit und aktive Bereitschaft zu ständiger Begegnung mit draußen müssen hinzukommen. Da sich hier aber nur bewähren kann, wer um das Eigene weiß, kommt unserer Tätigkeit in den Geschichts- und Heimatverbänden eine neue und gesteigerte Bedeutung zu.
2. Die Spannung zwischen der Sicht des Alters und der völlig anderen unserer Jugend ist nicht wegzuleugnen, nicht zu beklagen oder zu dramatisieren, sondern fruchtbar zu machen. Die Jugend kennt nicht den erinnerungsschweren Heimatbegriff des Alters. Das Alter denkt bevorzugt an gelebtes Leben, verklärt es in der Rückbesinnung als Garten der Kindheit; die Jugend hat dafür weder Blick noch Sinn, beide sind nach vorne ins Morgen gerichtet. Heimat wird für sie immer mehr die ganze offene, freie Welt, und nur auf dem Umweg über sie, durch große Reisen, Erlebnisse in der Fremde, Sammeln von Erfahrungen und Gewinn von Freunden und Kenntnissen entsteht ein Tagesblick für das Heimatliche oder im ersten eigenen Zuhause die engere Heimat selbst. Daß dabei der Tradition des Elternhauses, der Erziehung und Bildung eine besondere Rolle zufällt, die häufig leider nicht mehr wahrgenommen wird, bedürfte eigener Ausführungen.  
In unserer Landschaft und vor ihren Geschichtsdenkmälern wird die Schule unsere

jungen Menschen sehend und wissend machen für das, was einmal war und noch ist. Sie wird sie an die Quellen führen und Erkenntnisse — wenn nicht finden, so doch auch nicht autoritätsgläubig lernen, sondern nachprüfen und begreifen lassen. Sie wird ihren kritischen Sinn für Wert und Unwert, für Leistung und Verhängnis, für Verdienst und Schuld, für Erfüllung und Versäumnis und damit für die Hinfälligkeit und Vorläufigkeit alles Menschlichen schärfen. Und weil das Ziel solch geschichtlicher Suche immer wieder der Mensch, auch der heute lebende und wirkende Mensch ist, und zwar als Individuum und als gesellschaftliches Wesen, wird diese Arbeit ein wichtiger Beitrag zur politischen Erziehung sein. Sie bedarf der Anerkennung bleibender Rechtsgrundsätze ebenso wie des Wissens um die Kontinuität unserer historisch bedingten Lebensgrundlagen und -formen und ihrer unveräußerlichen Werte.<sup>16)</sup>

Unter solchem Anruf darf uns die Sicht auf Entgleisungen von gestern nicht in eine selbstzufriedene Richterrolle drängen, die uns nicht zusteht, darf uns Selbstgerechtigkeit nicht verblenden. Wer die Flut der Heimatschnulzen, der Heimatfilme und kommerzialisierten Heimatveranstaltungen mit Bauerntheatern, -kapellen und Trachtenaufmärschen für den Fremdenverkehr gut heißt, hat kein Recht, über die Tremel-Eggert die Nase zu rümpfen. Sicher gibt es Gradunterschiede des Mißbrauchs, und was damals geschah, trug tödliches Gift in sich. Aber wenn im Rahmen der Wettbewerbe um das schönste Dorf uralte Dorfplätze plötzlich Rabattenschmuck mit Gartenzwergen erhalten und Dorfwirtschaften brauereigenormte grell-bunte Inneneinrichtungen mit Nierentischen, Bambusstäben und Cowboy-Theken, dann verrät das mehr als schlechten Geschmack; es beruht auf einem Mangel an lebendigem Grundwissen um Gewachsenes, ja Menschliches schlechthin und entpuppt sich als blinder Glaube an geschäftstüchtige Manipulierbarkeit des heimatlos gewordenen Zeitgenossen, dem man standardisierte, auswechselbare Konstruktionen und monotone Normen für sein nur noch automatenhaftes Dabeisein zudiktieren. Wo Historisches ohne Bezug zur Örtlichkeit bleibt, wie z. B. im Wirken gewisser landschaftsfremder Trachtenvereine oder im Sammeln von Antiquitäten als Nachweis eines bestimmten Status-Symbols, kann keine wirkende Kraft im oben umschriebenen Sinn, sondern höchstens Snob-appeal erwartet werden, Vereinsmeierei oder Spielerei. Dasselbe gilt für den politischen Mißbrauch von „Fanfarenruf und Ostlandgeschwafel“ in manchen landsmannschaftlichen Veranstaltungen, über denen das Mene-tekel des Günter Grass-Wortes geschrieben steht, daß sie das Land der Polen suchten „halb mit Chopin, halb

mit Revanche im Herzen“. Die hitzig erregte und damit sehr schnell unsachliche Diskussion über die EKD-Denkschrift zur Frage der deutschen Ostgrenzen hat uns in greller Beleuchtung gezeigt, wo wir noch immer — oder schon wieder in unserem nationalen Denken stehen. Der Vers von Bert Brecht: „Der Schoß ist fruchtbar noch, aus dem das kroch“ ist von einer erschreckenden Aktualität, und Günter Grass fragt mit Recht: „Wann werden wir lernen, zwischen dem auf Vernunft gründenden und eigentlich selbstverständlichen Nationalgefühl und seinem schon wieder feilgebotenen Surrogat, der Hybris des Nationalismus, zu unterscheiden?“ Die Frage des Heimatrechtes ist nicht nebenbei oder in Emotionen abzuhandeln, weil neben dem alten auch das neue Heimatrecht eine Berücksichtigung fordert; sie muß deshalb bei unserem Thema ausgeklammert bleiben.

Neben solchen Irrwegen mit dem Begriff Heimat in unserer Zeit, gibt es aber auch manch positive Ansätze, auf die einzugehen ich mir ersparen muß. Ich erwähne nur die Rolle der Heimatlandschaft in ganz neuer Sicht bei modernen Schriftstellern, die Neubesinnung auf das Heimatliche in Unterricht und Erziehung, die Kritik an den alten Lesebüchern, die aktive geschichtliche Besinnung, ausgelöst durch die Namensgebung für unsere Gymnasien, die selbstlose, fleißige Forschungsarbeit am geschichtlichen Detail in unseren Geschichtsvereinen, ihre Kontaktnahme mit Bereichen, die bisher außerhalb der historischen Forschung blieben (also z. B. dem Wirtschaftlichen, Soziologischen etc.), die Besinnung auf das Gesamteuropäische, ja Menschheitsgeschichtliche, den Verzicht auf Ideologien und Nationalismus, etwa ob Slawen oder Germanen den Ort benannten oder nicht — und vieles andere mehr, zu dem auch die heimatgebundenen Erzählungen unseres Freundes Andreas Dück oder die Versuche unseres Lektors P. Martin Kuhn zählen, eine dem Andenken P. Valentin Rathgebers entsprungene Konzerttradition auf Banz zu begründen und zu pflegen.

## II.

Wenden wir uns nach diesen historischen und zeitkritischen Betrachtungen noch dem Begriffsinhalt des Wortes Heimat zu! Zur Heimat gehört ein begrenzter, gegenständlich erfüllter Raum (also Wohnung, Garten usw.); dazu treten Beziehungen zur so oder so gearteten Natur. Während ehemals dieses landschaftliche Moment einem allzu sachgebundenen Heimatbegriff Vorschub leistete, neigt man heute dazu, die Sachinhalte zu sehr auszuklammern. Der Verlust der heimatlichen Landschaft für viele, die Mobilität des modernen Menschen mit seinem Pendlertum und vielen raumüber-

windenden technischen Mitteln führten zu jener Nomadisierung und Entwurzelung des — auch nicht mehr ständisch oder in sonstigen Ordnungen gebundenen — Massenmenschen, zu der noch ein weitgehender Schwund mitmenschlicher Bindungen hinzutritt. Dagegen bleibt die Bedeutung der menschlichen Umwelt und Landschaft auch für den Städter, den Menschen der Industrielandschaft bestehen; die Standortbestimmung kann nicht ohne Bedeutung sein. Die Gefahren, die von einem Verlust dieser vertrauten Umwelt (heimlich in der Sicht des einzelnen, geteilt mit anderen, denen man verbunden ist) herrühren, hat gerade in der Kritik an der modernen Stadt — etwa bei Alexander Mitscherlich, Wolf Jobst Siedler, Elisabeth Niggemeyer, Gina Andreß u. a. — ihren Niederschlag gefunden.

Heimatlandschaft ist aber etwas anderes als Landschaft in der Kunstgeschichte, in der philosophischen Ästhetik oder Geographie. Sie ist abhängig vom geistigen und seelischen Horizont des einzelnen und schließt den geologischen, geographischen und klimatologischen Bereich ebenso ein wie den biologischen und technischen. Aber sie ist keine Addition all dessen, sondern ein lebendiges In- und Auseinander mit kausaler und genetischer Verknüpfung. Anorganisches verflucht sich mit Organischem und geht mit dem Geistig-Seelischen jenes Gesamt an Integration ein, das wirkliche Heimat ausmacht und durch kontemplatives und agierendes Verhalten des Menschen entsteht. Erlebnishaftes Erfassen der physionomischen Aspekte gehört ebenso dazu wie ästhetisches Aufnehmen der jeweiligen Formensprache, der Farben, Stimmungen und Sinngehalte. Von da ist nur ein Schritt zur tätigen Landschaftspflege und -gestaltung. Alles gründet auf unserer Begegnung und unserem Vertrautwerden mit der heimatlichen Landschaft, als einem Gewordenen, das durch Herstellbares nicht ersetzt werden kann, ist daher nichts Statisches, sondern etwas Dynamisches, ein Vorgang, eine Aufgabe. „Geborgenheit, Heimat und Freiheit sind keine Himmelsgeschenke auf Dauer, sondern langsam sich verwirklichende Erfahrungsgestalten. In unserer Zeit gar nicht anders erreichbar als durch geduldiges Nachdenken über die Methoden, mit denen sich Menschen selbst als Sozialwesen gestalten . . .“<sup>17)</sup>

Räumliche Nähe ist freilich noch nicht psychische Nähe. Das gilt für den einzelnen wie für die Gemeinschaft. Beide müssen der vorgegebenen Umwelt innwerden, sich mit ihr auseinandersetzen und sie in Zusammenhänge höherer Ordnung einbetten. Heimatgefühl und Heimaterleben, „mit historischem Sinn gefüllt und mit den Niederschlägen der Geschichte geweitet“<sup>18)</sup>, bedürfen der Ergänzung durch Welt-offenheit, da sie sonst erstarren in Enge, Unduldsamkeit, Maßlosigkeit; zum Heimatbild gehört das Weltbild.

Über das Räumliche hinaus ist Heimat auch noch anthropologisch zu verstehen. Wenn der Mensch heute als das „unfestgestellte Wesen“ gilt, bedarf er der Formung durch die Kräfte der Umwelt. Gerade sie aber bietet der Raum der Herkunft in erster Freundschaft und Liebe, in Widerstand und Enttäuschung, in den ersten Bewährungsproben im Kreis der Geschwister und Mitschüler und im Erlebnis von richtig und falsch, recht und unrecht. Die Kräfte wachsen in der Konkurrenz und Rivalität vom ersten Spiel bis zum Lebensernst und zeigen die soziale Potenz des Heranwachsenden. Soziale Grundleistungen (Zugehörigkeitsgefühl, Initiative von einem festen Standpunkt aus) werden in der Heimat erlernt, die gleichzeitig Zuflucht und Spielraum, Feld der Bewährung bedeutet. „Um Schwung zu haben“, schreibt Alexander Mitscherlich, „muß man sich von einem festen Ort abstoßen können, ein Gefühl der Sicherheit erworben haben.“<sup>19)</sup>

All das aber fördert jene menschlichen Bindungen in Familie, Gruppe, Gemeinschaft und Team, die nicht nur dem einzelnen gelten, sondern zurückwirken auf das Gesellschaftliche mit seinen vielfältigen Sozialkontakten. Primär freilich bleiben der Mensch und seine Bezogenheit auf seine Bestimmung. Auch Heimat als moralischer Begriff kann nicht Spitze der Wertpyramide sein, sondern nur Stufe, Feld des menschlichen Schaffens, seine Lebenswelt.

Wichtig bleibt die dialogische Begegnung mit der Heimat als „Gefüge von Lebensregeln, die der Mensch durch Erziehung und Anpassung mitbekommt“ (Karl Bosl); diese „konstante Objektbeziehung“ (Alexander Mitscherlich) verlangt Person-sein mit Spontaneität, Selbständigkeit, Aktivität, Wissen und Willen. Intellektuelles Erfassen und rationales Durchdringen, die uns allzu lange abgingen, schließen unreflektiertes Erleben nicht aus, können aber von ihm auch nicht ersetzt werden. Rational nicht erfassbare Bindungen sollen geachtet, aber nicht programmiert, suggeriert werden. Wir treten zu ihnen nicht mehr unter Wimpeln und Gesängen an, sondern werden uns bestenfalls während des Ergreifens eines Stückes Heimat unseres Ergriffenseins glücklich inne.

Zur Heimat gehört nach Eduard Spranger<sup>20)</sup> auch „die Kultur eines Landstriches“. Indem ihr der einzelne begegnet, ist sie subjektiv erfahrbar; sie stellt aber, unabhängig vom Erlebnis des einzelnen, auch etwas Objektiviertes, von einer Gruppe in Jahrhunderten Geschaffenes, in größeren Zusammenhängen Gewirktes dar. Kleine Heimatbereiche streben so zu größeren Einheiten zusammen, weniger unter Wahrung staatlicher Grenzen (Länder-Staaten), sondern innerhalb kultureller Provinzen des Geistes. Friedrich Hagen hat es einmal so formuliert: „Jede regionale Kultur ist eine

Stube im großen Palast der Weltkultur, man muß ihre Fenster und Türen offen halten, damit sie durchlüftet werde vom Atem der Welt.“

Eugen Lemberg schließlich sieht Heimat als geistiges Gebilde und Prozeß. Angesichts der Entfaltung geistiger und ökonomischer Kräfte, mit denen sich die Heimatvertriebenen einen Ersatz für das Verlorene schufen, schreibt er:

„Es ist nicht der Ort und die Landschaft allein, an die der Begriff der Heimat gebunden ist. Es sind auch andere Eigentümlichkeiten — der Sprache, des Brauchtums, der Sitte — die wir an diesem Ort erlebt haben, es sind auch die Menschen, die wir dort kannten . . . Nicht der Ort also, nicht die Landschaft, in der man Kindheit und Jugend verbracht hat, machen an sich schon das Wesen der Heimat aus. Es müssen vielmehr Kräfte am Werke sein, die einem diesen Ort und diese Landschaft zur Heimat machen. Auf diese Kräfte kommt es an . . . Nur so erklärt es sich, daß wir Heimat finden an Orten, die mit dem Ort unserer Kindheit und Jugend nichts zu tun haben.“<sup>21)</sup>

Heimat wird zum gesellschaftlichen Ordnungsgefüge, „ein soziologisches Gebilde eigener Art, neben den festen, juristisch faßbaren, umgrenzten und ausschließlich gesellschaftlichen Gebilden wie Staat, Gemeinde, neben den Formen der Organisation der Wirtschaft, der politischen Macht, der ideologischen Ziele und Zwecke“<sup>22)</sup>. Heimat haben ist also „ein höchst aktives Verhalten des Menschen, eine schöpferische Tätigkeit“, die „zweite Schöpfung“ des Menschen.<sup>23)</sup>

Lassen Sie mich die beliebig zu verlängernde Reihe der Interpretationen hier abbrechen; sie reicht von Formulierungen wie „Heimat im Reich der Kunst“, - „Kirche als Heimat“ bis ins Existentialphilosophische oder rein Materialistische. Aber gerade an solchen Vereinerseitigungen wird deutlich, wie sehr es uns aufgetragen ist, nach einer die Extreme ausschaltenden, den Bedürfnissen unserer Zeit gerecht werdenden und überzeitlich gültigen Einsichten währenden Mitte zu suchen. Prof. Bosl hat gegenüber der materialistischen Denkweise des „Ubi bene, ibi patria!“ herausgestellt, daß der Mensch nicht bloß arbeiten, ausschlafen und satt sein möchte; er hat auch vonnöten, daß man ihn kennt, erkennt und anerkennt.<sup>24)</sup> Die kontinuierliche Anpassung des einzelnen an eine sich ständig wandelnde Welt führt nicht (oder besser: darf nicht führen) zu Haltlosigkeit und Preisgebensein an das rohe Kräftespiel der Gesellschaft, sondern zu einer Stabilität im Dynamischen; indem dieses von uns gesteuert wird, ermöglicht es in weit fruchtbarerem Sinn als das frühere statische Verharren auch das rechte Maß von Kontinuität. Sie hat Recht und Freiheit, Wahrheit und Sittlichkeit, also die großen unveräußerlichen Werte menschlicher Würde, als das

Primäre im Sinn; Volk und Heimat bleiben daneben sekundär, zweitrangig; es gibt keine Autonomie dieser Begriffe, ja nicht einmal einen allgemein gültigen Heimatbegriff, sondern nur persönliche Stellungnahme statt ideologischer Hingabe, mehr Mut zum Erkennen und weniger emotional-gedankenloses Bekennen.

Diese Einsicht aber — und damit sind wir beim Ziel dieser Besinnung: unser Tun im CHW zu begreifen, uns ein tragendes Selbstverständnis zu verschaffen — lehrt uns nicht zuletzt die Geschichte. Wir müssen vor allem geschichtlich von uns und von unseren Nachbarn, vom engsten und vom weitesten Raum mehr wissen, um uns vor neuen und alten Fehl- und Vorurteilen zu hüten. Nur wissenschaftlich exakte, objektive und damit zuverlässige Forschungen, Gespräche und Begegnungen bewahren uns vor neuen Ideologien, die letztlich — ob rassistisch, völkisch, religiös oder sonstwie immer — eine Verzerrung des Geschichtsbildes darstellen. Die abschätzige Einstufung nach sog. Volkscharakteren entsprang einer geistigen Primitivhaltung, ganz gleich, ob sie dem Italiener, Polen, Juden oder Preußen galt. Sie ist von jedem leicht zu revidieren, der offenen Auges und wachen Geistes die vielen Verwandtschaften und Beziehungen aus Herkommen und gemeinsamem Erbe, aus der schicksalhaften Verflechtung in Sternstunden und Erniedrigungen wahrnimmt und begreift. Wer die Notwendigkeit des Zusammenlebens aller zur Erhaltung und Nutzung der Erde und zur Bewahrung des Menschlichen vor dem Chaos eingesehen hat, kann anstehende Probleme nicht mehr mit Gewalt und Rechtsbrüchen, sondern einzig mit friedlichen Mitteln zu lösen trachten.

Bereitschaft zur Sühne für Untaten und Verbrechen und zur Verantwortung bedeuten keinen Verzicht auf die Wiedereinsetzung anerkannter Rechtsgrundsätze; Interessenwahrung im internationalen Zueinander außerhalb der Gebote von Recht und Ethik ist amoralisch; andererseits finden auch geistig-theologische Maßstäbe ihre Grenzen an natürlich-irdischen Ordnungen.<sup>25)</sup>

Recht und Staat ohne Macht bedeuten Ohnmacht, Macht und Staat ohne Rechtlichkeit führen ins Unrecht. Helfen wir mit unserer geschichtlichen Arbeit im heimatlichen Raum bei der Erfüllung dieser großen Aufgaben! Letztlich geht es bei allem um ein Mündigwerden und Mündigmachen möglichst vieler zur Selbstbestimmung.

#### Literaturnachweis

- 1) Walter Warnach über Werner von Trott zu Solz, Der Untergang des Vaterlandes. In: Die Zeit vom 1. 4. 1966
- 2) In: Die Zeit vom 26. 7. 1963
- 3) Vgl. (auch für das folgende) Günther Kapfhammer, Heimat — was ist das? In: Schönere Heimat — Erbe und Gegenwart H. 2/1966, S. 484 ff.
- 4) Karl Bosl, Heimat im Bewußtsein des modernen Menschen. In: Nordgau-Schriftenreihe H. 1/1963, S. 6
- 5) zit. nach Hans Schwerte, Deutsche Literatur im Wilhelminischen Zeitalter. In: Wirkendes Wort H. 4, Jg. 14, 1964, S. 254 ff.
- 6) Hans Schwerte, a. a. O.
- 7) Robert Minder, Kultur und Literatur in Deutschland. Fünf Essays. Wiesbaden 1962, S. 33
- 8) Hermann Glaser, Spießler-Ideologie. Von der Zerstörung des deutschen Geistes im 19. und 20. Jahrhundert. Freiburg 1964, S. 148
- 9) Kuni Tremel-Eggert, Barb. Der Roman einer deutschen Frau. 39. / München 1939, S. 25 ff.
- 10) Hermann Glaser, a. a. O. S. 149
- 11) ebd. S. 150
- 12) Walter Flex, Der Wanderer zwischen beiden Welten. Ein Kriegserlebnis. München o. J., S. 48
- 13) Robert Minder, a. a. O. S. 37
- 14) ebd. S. 38
- 15) Hermann Glaser, a. a. O. S. 144
- 16) Jakob Lehmann, Fränkische Heimat am Obermain. Beilage zum Jahresbericht 1963/64 der Meranier-Oberrealschule Lichtenfels. Heft 1, S. 2
- 17) Alexander Mitscherlich, Die Unwirtlichkeit unserer Städte. Anstiftung zum Unfrieden. Frankfurt 1966, S. 138
- 18) Aloys Fischer, Einführung in den Heimatgedanken. München 1930, S. 6
- 19) Alexander Mitscherlich, a. a. O. S. 24
- 20) Eduard Spranger, Der Bildungswert der Heimatkunde. 3. / Stuttgart 1952, S. 20
- 21) Eugen Lemberg, Umdenken in der Verbannung. Ein neues Verhältnis zu Ostmitteleuropa? In: Schriftenreihe der Bundeszentrale für Heimatdienst, H. 13, Bonn 1955, S. 11
- 22) ebd. S. 13
- 23) ebd. S. 16 f.
- 24) Karl Bosl, a. a. O. S. 10
- 25) vgl. Joachim von Braun, Recht und Staatsbewußtsein als Grundlagen einer deutschen Ostpolitik. Göttingen o. J.

## CHW - BIBLIOGRAPHIE

*Einem vielfach laut gewordenen Wunsch entsprechend geben wir nachstehend eine Auswahl der wichtigsten Veröffentlichungen unserer Freunde und Mitglieder seit dem Erscheinen der letzten Jahressgabe.*

### Hans Max Freiherr von und zu Aufseß, Schloß Oberaufseß

- Ulrich von Hutten. Publizist und Partisan. Nürnberger Presse 1965  
Ein Stern namens Erde. Silvester in der Sahara. Glock und Lutz Verlag Nürnberg 1965  
Erlangen, das Reißbrett im Frankenland. Thorbecke Verlag Konstanz 1966  
Nürnberg's große Zeit anno 1500. Nürnberger Presse 1966  
Fränkische Impressionen. Nürnberger Presse 1966  
Die Vasa. Schwedens Großmachtszeit im Trockendock. Rundfunk-Verlag Dr. Kurt Seeberger 1966  
Die Brücke von Vulci. Allgäuer Verlag 1966  
Der Waidmann auf glattem Parkett. Landwirtschaftsverlag 1966

### Hans Edelmann, Kulmbach

- In: Aus der fränkischen Heimat, Beilage der Bayerischen Rundschau, Kulmbach:  
Kulmbach und Kulmburg 2/1965  
Ise, Bilsle, niemand will 'se! (Bilsenkraut) 4/1965  
Was ist ein Killesbaum? 4/1965  
Kallmünzer, Findlinge auf der Albhochfläche. 5/1965  
Der Zweifalterberg in Kulmbach. 8/1965  
Das edelfreie Geschlecht der Walpoten. 9/1965  
Die Burg und die Kapelle in Kauernburg. 10/1965  
Wie kommt der Gubstenweg zu seinem Namen? 1/1966  
Versteinerte Rippelmarken und Wellenfurchen (Buntsandstein). 4/1966  
Katzenorte, Katzenfluren, Katzensilber. 8/1966  
In: Bayerische Rundschau vom 1. 9. 1966:  
„Kulmbach — Stadt seit 1174“ Eine neue, wissenschaftlich gesicherte Erkenntnis? Nein — leider nur ein ‚goldener Irrtum‘.

### Wilhelm Franzén, Kronach

- Neue Funde von Steingeräten aus der Umgebung von Kronach und ihre Probleme (2. Bericht).  
In: Jahresbericht 1964/65 der Kaspar-Zeuß-Oberrealschule Kronach  
Bericht über jungsteinzeitliche Funde bei Hummendorf. In: Bayerische Vorgeschichtsblätter 1962 (erschienen 1965)

### Fritz Groß, Michelau

- Die Flurnamen der Gemarkung Michelau. In: Heimatblätter des „Lichtenfelser Tagblatt“  
Nr. 4—7/1964 und 1—3/1965  
Der Koloß. Eine lustige Geschichte der Michelauer Korbmacher. In: der Landkreis Lichtenfels in Geschichte und Geschichten, hg. v. Konrad und Elisabeth Radunz, Lichtenfels 1966

## Max H e i d , Lichtenfels

- In: Fränkisches Land, Beilage des „Bamberger Volksblatt“:  
Der Brand im Kloster Langheim 1802, Jg. 10, Nr. 4—6  
Weihbischof Hieronymus von Reitzenstein, Konsekrator des Chores der Kath. Pfarrkirche von Lichtenfels, Jg. 10, Nr. 9  
In: Volksblatt am Sonntag, Beilage des „Bamberger Volksblatt“:  
Abt Mauritius Knauer von Langheim, 7. 11. 1964  
In: „Lichtenfelser Volksblatt“:  
Die Michaelskapelle zu Klosterlangheim, 24. und 26. 6. 1966  
Die Katharinenkapelle in Klosterlangheim, 24. und 25. 11. 1966

## Martin K u h n , Schloß Banz

- „In Gotes namen fahren wir . . .“ — Regensburg, Sammelplatz der Kreuzfahrer. In: Regensburg und der Donaauraum, Regensburg 1965  
Schwäbische Kaufschiffe segeln ins Mittelmeer aus. In: Wilhelm Vershofen zum Gedächtnis — Wie sie ihn erlebten. Nürnberg 1965  
„Wenn Gott will, wird es glücken“ — Zur Rückwanderung lothringischer Banater in die Provence. In: Donau-Schwaben-Kalender, Aalen 1965  
„Fremde Deutsche, freier Nation, Leute aus dem Herzogtum Franken . . .“ Zur Wanderung der Bamberger nach Posen. In: Europäische Begegnung, Braunschweig 1965  
Um die Schulen im alten Banzer Stiftsland. In: „Staffelsteiner Tagblatt“ vom 7. 9. 1965  
P. Valentinus Rathgeber Banz 1682—1750. In: „Staffelsteiner Tagblatt“ vom 7. 9. 1965  
„Auf den gefürchteten überschneiten Höhen der Auvergne, in Sturm und Wildnis . . .“ — Die Winterreise Friedrich Hölderlins durch Südfrankreich. In: Zs. f. Kulturaustausch des Inst. f. Auslandsbeziehungen Stuttgart, 1965, H. 3 und „Coburger Tageblatt“ v. 2. 2. 1965  
„Grüße die schöne Garonne und die Gärten von Bordeaux . . .!“ — Der Instituteur Friedrich Hölderlin in Bordeaux. In: YMCA-Bulletin, Avignon 1965/66 Nr. 26, 30 und 31 sowie in „Coburger Tageblatt“ vom 2. 8. 1965  
Das Hochzeitslied von Magister Heinrich Faber (1500—1552) aus Lichtenfels. Aus dem Lateinischen übersetzt und zum Singen eingerichtet als Hochzeitsgabe der Stadt Lichtenfels, Lichtenfels 1966  
Restaurierung der Abteikirche Banz. In: St. Heinrichs-Kalender 1966, Bamberg 1966  
Banz am Main, Kunstführer Schnell und Steiner, Neudruck München 1966  
Auf Suche nach der Gralsburg in den Pyrenäen. In: YMCA-Bulletin 1966, Nr. 30  
Der heilige Dionysius — Stadtpatron von Krefeld. In: Stadtbürgerliche Briefe für die Jugend, Krefeld 1966  
Ein königlicher Kaufmann — Hans Kleberger (1486 Nürnberg — 1546 Lyon). In: Deutsche unter anderen Völkern — Freunde / Helfer / Brüder, Darmstadt 1966  
Zu Wolf Seidl — Bayern in Griechenland. In: Bayerns Spiegel, München 1966 und in Zs. f. Kulturaustausch Stuttgart, 1966, H. 4  
Unser Stadtpatron Saint Denis — Sanktus Dionysius: In: Die Heimat. Zs. f. niederrheinische Heimatpflege, Krefeld, Jg. 37, 1966

## Jakob L e h m a n n , Lichtenfels

- Mitherausgeber der Grundzüge der Geschichte. Dreibändige Fassung für die Mittelstufe der Gymnasien. Verlag Moritz Diesterweg Frankfurt  
Band I: Von der Urgeschichte bis zum Ende der Karolingerzeit. Frankfurt 1966  
Band II: Von der Begründung des deutschen Reiches bis zum ausgehenden Absolutismus. Frankfurt 1966  
Sonderdruck für die Gymnasien in Bayern: Vom Westfälischen Frieden bis zum ausgehenden Absolutismus. Frankfurt 1966  
Christsein in dieser Welt, Heft 22 und  
Mensch und Spiel, Heft 23 der Reihe MOSAIK — Texte zum Verständnis unserer Zeit, ihrer Gestalten und Probleme, hg. zusammen mit Hermann Glaser, Frankfurt 1966

## Richard L e n k e r , Kulmbach

- Zweiundvierzig Steinmetzzeichen — Die Kirche zu Kasendorf und der Steinmetzmeister Heinrich Teusing. In: Fränkische Heimat Nr. 3/1966, Beilage der „Bayerischen Rundschau“ Kulmbach  
Das älteste Schulhaus (Mangersreuth). In: „Bayerische Rundschau“ Kulmbach vom 26. 4. 1966  
Als der Markgraf am Rehberg jagte — Kulmbach ältestes Forsthaus steht in der Sutte. In: „Fränkische Presse“ Bayreuth vom 3. 11. 1966  
Von den Bauernkriegen bis zur Reformation — Aus der wechselvollen Geschichte von Alladorf und Trumsdorf. In: „Fränkische Presse“ Bayreuth vom 23. 11. 1966

## Reinhard Maria L i b o r , Kaufbeuren

- Jubiläumsschrift zur 800-Jahr-Feier der gefürsteten Zisterzienser Abtei Leubus a. d. Oder in Schlesien. In der Reihe CITEAUX-Comm. Cist., Westmalle/Belgien  
Kloster Leubus. In: Breslauer Universitäts-Jahrbuch 1966  
Der Graue Dom am Serein. Aus der 800jährigen Geschichte der Zisterzienser-Abtei Pontigny in Frankreich. In: Cistercienser-Chronik 1966

## Helmut M e i ß n e r , Himmelkron

- Kleiner Führer durch die evangelische Kirche von Himmelkron  
Meißner-Briefe. Nr. 1—19 Berichte über die Familienforschung  
In: Heimatbote, Monatsbeilage der „Fränkischen Presse“ Kulmbach:  
Einst Zugang zum Kloster. 1/1965  
Letzter Grabstein des Klosters-Friedhofes Himmelkron entfernt. 2/1965  
Die Orlamünder-Grabsteine in Himmelkron (Neue Untersuchungen über ihre Bildhauer). 8/1965  
Der Klosterkreuzgang von Himmelkron. 12/1965  
Ein seltsames Wappen auf einem alten Grabstein in Himmelkron. 8/1966  
In: Frankenheimat, Beilage des „Bayreuther Tagblatt“:  
Die Ritterkapelle des Klosters Himmelkron. 4/1965  
In: Sonntagsblatt der Ev.-luth. Kirche in Bayern:  
Lobpreis der Schwestern in der Ritterkapelle. 22. 5. 1966

## Heinrich Meyer, Lichtenfels

- In: Heimat-Blätter, Beilage des „Lichtenfelser Tagblatt“:  
Aus der Geschichte des Lichtenfelser Spitaldorfes Unterwallenstadt, Nr. 1—6  
Aus der Geschichte des Hauses Innere Bamberger Straße 7 in Lichtenfels — Textilhaus Georg Deuerling, Nr. 5 und 6  
In: „Lichtenfelser Tagblatt“:  
Woher kam jener Riemenschneidergeselle? Ein Beitrag zur Geschichte der Sippe Gick am Obermain, 15. 1. 1965  
Lichtenfelser Söhne in fernen Landen, 5. 2. 1965  
Aus den Anfängen des Lichtenfelser Turnsports, 13. 2. 1965  
Wohin mit dem Weiler Seehof? Ein Problem, historisch, geographisch und wirtschaftlich gesehen, 26. 2. 1965  
Unser Landkreis als Spielball sozialökonomischer Erwägungen, 5. 3. 1965  
Aus der Geschichte des Unteren Torbrunnens in Lichtenfels, 17. 3. 1965  
Der erste Lichtenfelser Kaffeeausschank von 1784, 2. 4. 1965  
Aus der Vergangenheit des mittleren oder Mühltorbrunnens in Lichtenfels, 15. 4. 1965  
Über das wahre Alter der Lichtenfelser Turnerschaft, 22. 4. 1965  
Vor hundert Jahren erfolgte der erste Schritt zur Errichtung der Kreisberufsschule, 5. 5. 1965  
Von der Gesangspflege im alten Lichtenfels, 25. 5. 1965  
Hundert Jahre Lichtenfelser Buchhandel, 28. 5. 1965  
Wallersberg und seine Kapelle, 5. 6. 1965  
Die Geschichte des oberen Torbrunnens in Lichtenfels, 15. 6. 1965  
Bleibt St. Florian der Stadtheilige?, 22. 6. 1965  
Zwischen Hausen und Weingarten, die Wochenendsiedlung am Main, 26. 6. 1965  
Erinnerungen an den Mediziner Andreas Röschlaub, 7. 7. 1965  
Der Lehmenbrunnen, 3. 7. 1965  
Wo lag das Dragonerweiherlein?, 3. 7. 1965  
Das Schadenholz bei Lichtenfels, 29. 7. 1965  
Die Bähr und Behr: Zwei Geschlechter unter einer Haube, 31. 7. 1965  
Das Muttergotteskapellchen in der Kronacher Straße zu Lichtenfels, 10. 8. 1965  
Die Hellgoth - Helgert. Ein Lichtenfelser Büttnergeschlecht, 19. 8. 1965  
Die Kaiser — Seit 450 Jahren dem Lichtenfelser Raum verbunden, 24. 8. 1965  
Der Spitzberg, ein Glied der Staffelbergalb, 8. 10. 1965  
Der Wasserstreit zwischen Lichtenfels und Staffelstein aus heimatlicher Warte gesehen, 20. 10. 1965  
Zwei Friedhöfe: Buch am Forst und Trieb, 30. 10. 1965  
Die „Teufelskrallen“, Kulturgeschichtl. von der kath. Stadtpfarrkirche in Lichtenfels, 18. 11. 1956  
Das Wallenstadter Brunnlein, 27. 12. 1965  
Lichtenfelser Verkehrs- und Verschönerungsverein seit hundert Jahren im Dienste der Heimat, 16. 2. 1966  
Geheimnisvoller Fund am Krappenberg: Zwei über 200 Jahre alte Denksteine neu entdeckt, 10. 3. 1966  
Nervenbalsam und Augenweide zugleich: Der Degendorfer Steig, 9. 4. 1966  
Der Bruderkrieg von 1866, 18. 4. 1966  
Abschied vom Wallenstadter Mühlbach, 5. 5. 1966  
Seubelsdorf, treuer Trabant der Kreisstadt Lichtenfels, 7. 5. 1966

- Grundfeld, ein bescheidener Ort an der Hauptverkehrsstraße, 27. 5. 1966  
Der Bildstock in der Coburger Straße zu Lichtenfels, 23. 6. 1966  
Was beim Abbruch der Bergschloß-Gaststätte in Lichtenfels bisher ermittelt wurde, 7. 6. 1966  
Reundorf — beschaulicher Ort zu Füßen von Schloß Banz, 15. 7. 1966  
Aus der Vergangenheit der wertvollsten Lichtenfelser Martersäule, 16. 7. 1966  
Lichtenfelser Geschlechter: die Heid, 30. 7. 1966  
Der 40. Pfarrherr in Lichtenfels seit dem Jahre 1567, 8. 8. 1966  
„O Mensch, bist du vom Berge müde . . .“ — Kreuz und Marter am Lichtenfelser Herberg, 12. 8. 1966  
Wohin mit den ältesten Lichtenfelser Grabsteinen?, 16. 8. 1966  
Vier evangelische Pfarrer in 72 Jahren in Lichtenfels, 17. 8. 1966  
Der Klentschberg, die grüne Lunge von Lichtenfels-West, 19. 8. 1966  
Hausen, die köstliche Perlin im Banzer Geschmeide, 24. 8. 1966  
Geschichtliche Erinnerungen im Zusammenhang mit den Umbauarbeiten im kath. Pfarrhof Lichtenfels, 15. 9. 1966  
Einstige Synagoge zu Horb am Main sollte als Leihgabe nach Jerusalem, 30. 9. 1966  
Andreas Dück, Dichter und Schulmann, 75 Jahre alt, 31. 10. 1966  
Die Klosterfriedhöfe in Banz und Vierzehnheiligen, 31. 10. 1966  
Das ehemalige Landknechtshaus auf dem Burgberg, 3. 11. 1966  
Der Schneyer Friedhof: Ein traditionsreicher fränkischer Gottesacker, 17. 11. 1966  
Aus der Geschichte des Hauses Bahnhofstraße 6 in Lichtenfels, 29. 12. 1966  
Das Jahr „67“ in der Lichtenfelser Stadtgeschichte, 31. 12. 1966  
Weingarten, der Ort, wo einst des Klosters Reben reiften, 31. 12. 1966  
In: „Lichtenfelser Volksblatt“:  
Zwischen Jura und Lichtenfelser Forst — Im Kraftfeld der Wirtschaft am Obermain, 26. 11. 1965

## Johann Baptist Müller, Burgkunstadt

- In: Aus der fränkischen Heimat, Beilage der „Bayerischen Rundschau“ Kulmbach:  
Der Klosterhof des ehemaligen Kulmbacher Augustiner-Klosters zu Altenkunstadt, 1/1965  
Ein Beitrag zur Namensgeschichte von Faßoldshof, 1/1965  
Der Sammelstein, Versuch einer Deutung, 4/1965  
Das Steinkreuz bei Schwarzach, 10/1965  
In: „Lichtenfelser Volksblatt“:  
Steindenkmale auf heimatlichen Fluren.  
1. Folge: Steinkreuze im Landkreis Lichtenfels, 25. 2. 1965  
2. Folge: Centsteine von 1608, 17. 4. 1965  
3. Folge: Der alte Zehntstein erzählt, 26. 5. 1965  
In: Heimatblätter, Beilage des „Lichtenfelser Tagblatt“:  
Eine alte Wehranlage in Hainzendorf, 1/1965  
In: „Neue Presse“ Coburg:  
Thelitz hat noch die alten Hofanlagen, 5. 12. 1965  
Was sind Leichsteine? Ein Beitrag zur Steinkreuzforschung. In: Mitteilungsblätter der deutschen Steinkreuzforschung, 2/1965 Lauf b. Nürnberg

In: Beilage zum Jahresbericht der Staatlichen Realschule Burgkunstadt:  
Anfänglich ein Schloß uff der Burckh gewest, 1965  
Ein Beitrag zur Siedlungsgeschichte des Raumes um den Kordigast, 1966  
Villa Kunestat, 1966  
Die Altenkunstadter Wehrkirche. 1966

#### Max Pittroff, Kronach

In: Stimme Frankens:  
Der Künesier, 29. Jg.  
Andreas Künzel im Punschessel des Teufels, 30. Jg.  
In: Zs. Frankenwald:  
Die Ebersmühle und der Mynheer, Jan./Febr. 1965  
Der Tattermann, Mai/Juni 1966  
Venedig-Amsterdam und Oberfranken, Nov./Dez. 1966  
Die Rußmühle. In: Heimatbote, Beilage der „Fränkischen Presse“ 3/1966  
Die Glanzzeit der Henneberger. In: „Neue Presse“ v. 28. 1. 1967  
Der Spiegelwald. In: Fränkischer Heimatkalender 1967

#### Konrad Radunz, Schney

Das Gräberfeld von Neuensee. In: Heimatblätter, Beilage des „Lichtenfelser Tagblatt“ Nr. 2/1965  
Urnenfelderzeitliche Bestattungssitten im Gräberfeld von Grundfeld (Reundorf), Lkr. Staffelstein.  
In: Bayerische Vorgeschichtsblätter 31, München 1966  
Der Landkreis Lichtenfels in Geschichte und Geschichten. Lichtenfels 1966 (zus. mit Elisabeth Radunz)

#### Dieter Schmudlach, Heubusch

In: Aus der Fränkischen Heimat, Beilage der „Bayerischen Rundschau“ Kulmbach:  
Ein Werkzeug des Neandertalers in Alladorf (Levallois-Spritze), Februar 1966  
Die Daumenschutzplatte von Alladorf (Glockenbecherkultur), April 1966  
Ein neuer Grabfund aus der Bronzezeit (aus dem Hügelgräberfeld „Prelitz“ bei Kasendorf),  
Oktober 1966

#### Willi Schreiber, Kronach

Die letzten Tage des Zweiten Weltkrieges im Landkreis Kronach. Kronach 1965  
Neukam-Mappe mit 10 Originalholzschnitten. Kronach 1966  
In: „Kronacher Volksblatt“:  
Witterung in zwei Jahrtausenden (Fortsetzungen seit 1965)  
Streit oder Henkerbeil, 17. 2. 1966  
Unterirdischer Gang im Gefängnishof in Kronach, 10. 3. 1966  
Alter Gang oder Kellergewölbe von der Steinberger Burg?, 15. 3. 1966  
Die alten Martern an der Rennesberger Linde, 27. 6. 1966  
Ein alter Sporn, in Wilhelmsthal gefunden, 2. 8. 1966  
Der Kreuzstein bei Häusles, 5. 11. 1966  
In: „Heimatkalender für Fichtelgebirge und Frankenwald“:

Eine tapfere Frau aus dem Frankenwald (Hexenprozesse), 1965

Flößerhumor (Mundart), 1966

In: Zeitschrift „Frankenwald“:

Frankenwald-Humor, 1965, S. 16

Mit dem Dreschflegel gegen Heuschrecken, 1966, S. 130

„Wennstes derretst“ — Flößergeschichten in Mundart, 1966, S. 112

In unveröffentlichten Manuskripten liegen im Kreisarchiv des Landkreises Kronach öffentlich auf.

Aus der Geschichte von Marienroth nach alten Kirchenrechnungen, 1965

Die Geschichte von Reitsch, 1966

Hexenprozesse im Frankenwald, 1966

#### Emil Singer, Redwitz a. d. Rodach

Unsere heimischen Bodenschätze. In: Fränkische Heimat am Obermain, Beilage zum Jahresbericht  
des Meranier-Gymnasiums Lichtenfels, Heft 3, 1966

#### Ernst Sticht, Kronach

Markgraf Christian von Brandenburg-Kulmbach und der Dreißigjährige Krieg in Ostfranken,  
1618—1635. In: Die Plassenburg, Schriften für Heimatforschung und Kulturpflege in Ostfranken,  
Bd. 23, Kulmbach 1965

#### Karl Thomas, Kronach

Das Zegerntal (geol.). In: Heimatkundliche Informationen Nr. 14, Mai 1965

## ANMERKUNGEN

### *Zu den Verfassern:*

- Dr. Jakob Lehmann, Oberstudiendirektor am Dientzenhofer-Gymnasium Bamberg,  
Erster Vorsitzender des CHW, Lichtenfels, Rennleinsweg 31
- Dr. Emil Singer, Leiter des Keram. Laboratoriums Siemens - Redwitz a. d. Rodach
- Dr. Wilhelm Frantzen, Oberstudienrat i. R., Kronach, Alte Ludwigsstädter Straße 3
- Hans Edelmann, Rektor i. R., Ehrenmitglied des CHW, Kulmbach, Negeleinstraße 6
- Helmut Meißner, Lehrer, Leiter der Bezirksgruppe Wirsberg des CHW,  
Himmelkron 131
- Reinhard Maria Libor, Zisterzienser-Historiker, Kaufbeuren, Am Graben 44
- Johann Baptist Müller, Realschuldirektor, Burgkunstadt, Goethestraße 11
- Rudolf Herd, Oberstudienrat, Bamberg, Kunigundendamm 48
- Hans Max Freiherr von und zu Aufseß, Generaldirektor der Herzogl. von Sachsen-  
Coburg u. Gothaschen Hauptverwaltung, Schloß Oberaufseß
- Dr. Ernst Sticht, MA, Oberstudienrat, Leiter der Bezirksgruppe Kronach des CHW,  
Kronach, Am Flügelbahnhof 25
- Martin Kuhn, Pater, Lektor und Ehrenmitglied des CHW, Angelicum Banz
- Heinrich Meyer, ehemal. Archivpfleger, Ehrenmitglied des CHW,  
Lichtenfels, Keltenstraße 14
- Johann Vitzthum, Geistlicher Rat, Pfarrer, Döringstadt, Pfarrhof
- Willi Schreiber, Redakteur, Kronach, Vogtendorf
- Max Heid, Studienprofessor i. R., Lichtenfels, Schillerstraße 5
- Andreas Dück, Bezirksoberlehrer i. R., Ehrenmitglied des CHW, Lichtenfels,  
Friedrich-Ebert-Straße 7

---

### *Zu den Abbildungen:*

Umschlagbild mit frdl. Genehmigung v. Foto-Kröner Bamberg; Zeichnung S. 41  
und 45 v. Herta Meißner; S. 62 Foto: Staatl. Museen Berlin; Stich S. 155 und S. 163  
von Unbekannt. Alle übrigen Fotos und Zeichnungen stammen von den Verfassern.